

ARTHUR HOLITSCHER

EIN
MENSCH
GANZ
FREI





Unabhängig

ARTHUR HOLITSCHER
EIN
MENSCH
GANZ
FREI

Dem Tolstoi-Worte getreu, das dem Buch vorangestellt ist: Ein alter Mann, der lüge, sei wie ein Krösus, der stehlen wollte – berichtet Holitscher von der Heimkehr eines Einsamen in die kollektive Gemeinschaft seiner Menschenbrüder. Was der Held des Romans zu überwinden und verlassen hat, ist eine Welt: Besitz-, Geltungs-, Beharrungs-, Zerstreungs-, Geschlechts-, Rachetrieb; Ehrgeiz, Freunde, Familie, Wissen um Gott, Angst vor dem Tode, – kurz, alles bürgerlich Überlieferte, durch Erziehung Erworbene. Was er zu gewinnen trachtet, ist eine erneuerte Welt: Recht und Raum für alle in gegenseitiger Bereitschaft zu Tat und Verzicht.

S. FISCHER VERLAG / BERLIN



Ein Mensch ganz frei

Roman

von

ARTHUR HOLITSCHER



S. FISCHER VERLAG / BERLIN

Erste bis vierte Auflage 1931
Alle Rechte vorbehalten. Copyright
1931 by S. Fischer Verlag A.-G., Berlin
Printed in Germany



Ein Mensch ganz frei

„Wenn ein alter Mann lügt, ist es,
wie wenn ein Krösus stehlen wollte.“

Tolstoi an N. N. Strachow

Ich bleibe dabei: Wir kamen beide zur selben Zeit durch zwei verschiedene Tore hierher zum Medicer-Brunnen gegenüber vom Senatspalast. Ich war von der Pantheon-Seite her gekommen, der andere aber vom Odéon, durch mein geliebtes Tor, das vom Odéon in den Luxembourg-Garten führt. Er setzte sich auf den Platz gleich neben dem kleinen Bassin, meinen alten Platz, ich mußte mich daher auf einen der kleinen eisernen Stühle setzen, hart an dem Gitter des Bassins. Man kann dort die Füße auf den Gitterrand stellen. Es ist bequem. Aber mein Platz war es nicht. Mein Platz war der, auf dem jetzt der andere saß, auf der alten Bank unter den Platanen — wann hatte ich denn dort zum erstenmal gesessen? Ach, ein Menschenalter war es wohl her! Und wie oft seither!

Laß mich sehen: wie oft war ich schon in Paris, in meinem Leben?

Es ist ein Tag, rötlich-braun, mit gelben Lichtern gesprenkelt hier unten im Irdischen, oben aber ist er hellblau und so durchsichtig wie Glas, ein weißes Flimmern wie von Sternen. Das ist der Herbst in Paris! Ich schaue hinüber: der andere, der auf

meinem Platz sitzt, blickt in die Höhe wie ich. Er hält ein Auge zu dabei, blinzelt mit dem anderen, dann bedeckt er dieses Auge und blinzelt mit dem weit offenen.

Ich bemerke jetzt etwas — eine Ähnlichkeit: be-
sehe mich ja oft im Spiegel, wenn ich die Krawatte
umbinde — der dort auf meiner Bank, ich sehe
es nun deutlich: unzweifelhaft muß eine Ähnlich-
keit zwischen uns bestehen! Vielleicht nicht gerade
zum Verwechseln ähnlich, — schon darum, weil er
ganz sicher bedeutend jünger ist als ich, jeden-
falls sieht er jünger aus als ich — ja, ja, das Alter
macht sich in meinen Zügen bemerkbar schon seit
langer Zeit. Dabei geht's mir, verhältnismäßig,
gut. Wenn ich die Probe, diese berühmte Probe
mit der Haut, auf meinen Händen mache, die Haut
auf dem Handrücken in die Höhe ziehe, springt
sie sofort zurück, ohne Runzeln zu hinterlassen.
Das ist ein gutes Zeichen. Noch elastisch, noch
widerstandsfähig. Aber, immer deutlicher wird
mir die Ähnlichkeit bewußt, dieses Menschen
dort — — —

Wieder das Spiel, auf der Bank drüben. Linkes
Auge zu, rechtes blinzelt. Rechtes Auge zu, linkes
blinzeln, in die Höhe. Unwillkürlich ahme ich diese
Bewegungen nach, bemerke dabei, daß — tatsäch-
lich — mein linkes Auge schwächer ist, undeutlicher
sieht als das rechte! Ist da nicht so etwas wie
ein feiner Schleier, eine leichte Trübung über
dem linken? Mir ist, als ob ich es zum erstenmal

merkte. Ich wiederhole das Experiment — jawohl, die beiden Augen sehen nicht mehr gleich scharf! Aber: gibt es denn überhaupt zwei Menschaugen, die gleich scharf sehen? Und wozu mache ich es denn dem dort drüben nach, dieses Spiel mit den Augen?

Vielleicht unternimmt er überhaupt nur die Probe des Philosophen Mach. Dieses berühmte Experiment mit der Nasenspitze und links und rechts. „Das Augengeld“, ein Weltbild rechts und ein anderes Weltbild links. Was soll man von der Welt halten? Rechts ist sie anders als links, auch wenn beide Augen gleich scharf blicken. Unzusammengehörig, wahrhaftig; eine Ungehörigkeit! Ich sehe mir nun den Mann drüben auf der Bank auf dieselbe Weise an, wie er bisher den Himmel, das Licht über uns angeblickt hat. Halte ich mein rechtes Auge zu, so sehe ich ihn durch den farbigen Herbstschimmer des Laubes kaum deutlich, alle Konturen zerfließen, der Körper scheint sich in flimmernden Staub zu verwandeln. Das andere Auge aber, offenbar das heile, nimmt die ganze Gestalt mit allen ihren Einzelheiten wahr. —

Auf jener Bank, an der nämlichen Stelle, wo sich jetzt dieser Doppelgänger, oder wie soll ich ihn nennen, dieses etwas jüngere Spiegelbild von mir niedergelassen hat, sehe ich, wenn ich beide Augen schließe, mich selber sitzen, vor fünfunddreißig Jahren — ach, wenn ich in den Spiegel blicke, sehe ich verschleiert den jungen Menschen, der ich einst gewesen bin, einen fremden Doppelgänger meines heutigen Ichs,

mit Qualen, Ekstasen, zerreißendem Schmerz und gleich darauf blinder Verzückung sitzen — dann den schon älteren abermals Ich, mit einem Gesichtsausdruck, verschleiert von Beruhigung, Resignation und, schattengleich, wie vom Wind gejagten Sonnenflecken über das Gesicht, die Hände, in dem dunklen Mantel, den Eichenstock zwischen die Knie geklemmt.

Heiterkeit, spielende Reflexe von hellblau glitzern-dem Äther tanzen über den kleinen Teich vor dem Brunnen, in dem flotte bunte Entlein, lebhaft ruderd, wie fröhliche Kinder sich im Wasser jagen. Im munteren Geflimmer sehe ich jedes Härchen auf meinen Handrücken glitzern. Der Mann drüben hat jetzt seine beiden Hände seitlich auf die Bank gestützt. Das huschende Sonnenflimmern verjüngt sein nach oben gekehrtes Gesicht. Er hat den Hut abgenommen. Sein Haar ist stark ergraut und erscheint im heiteren Spiel von Licht und Schatten zuweilen, als sei es überhaupt schneeweiß, fast wie das meine. (Auch ich hatte ja schon in jüngeren Jahren weißes Haar — meine Mutter sogar schon mit dreißig!)

Auf einmal sitzt er ganz in der Sonne, die sich vom Platz, wo ich mich befinde, zurückgezogen hat. Er sitzt im Licht. Nun erst erkenne ich ihn, erkenne ihn ganz . . .

Einen Augenblick!

Es ist zu begründen, weshalb von diesem ältlichen, fast weißhaarigen, im Licht jünger aussehenden

Herrn die Rede sein soll, einem Herrn, bestimmt in den Jahren, in denen einer aufgehört hat, die zentrale Figur eines Romans zu sein, wie er von den Lesern derartiger Bücher, wenn nicht gefordert, so doch erwartet wird. Vor fünfunddreißig Jahren saß Herr Eugen Herold, ein lang aufgeschossener, bleicher und sentimentaler Mensch, der es sich gefallen lassen mußte, der leidende Held einer weißen, weißgebluteten Liebesgeschichte zu sein, auf einer Bank im Luxembourg-Garten. Im schlammigen Wasser vor dem alten Mediceer-Brunnen schnappten gerade so wie jetzt kleine bunte Enten nach herbstlichen Sonnenbrocken, die sie für Goldfischchen hielten. . . . Wie soll da ein weißhaariger Mensch mitkommen. —

Wäre zum Beispiel dieser weißhaarige Mensch mir gegenüber imstande, über sich selber, indem er sich einen romantischen Namen und Vornamen gäbe, verzückt und zugleich zertreten, betrübt und überschwenglich, eine empfindsame Geschichte zusammenzureimen, um sich herum sozusagen eine Handlung aufzubauen, die aus ihm selber geströmt käme oder aber, sich spiralförmig zusammenziehend bis in die innerste Spitze, ihn im Herzen treffen wollte, daß er, lautlos explodiert, zusammenschrumpfte, zu einem Pünktchen, und in Äonenfernen verschwände: das Schicksal der Werke der Kunst? Dieser Mensch heißt, was man ihm nicht auf den ersten Blick ansieht, Harry Abermann. (Ach, ein Name aus dem Telephonbuch!) Er denkt, während er sich das linke Auge zuhält und mit dem rechten,

augenscheinlich gesunden, einen ihm gegenüber, auf der anderen Seite des Bassins sitzenden alten Mann fixiert, der den Hut vom Kopf genommen hat und wie hypnotisiert auf die kleinen spielenden Enten im grünlichen Wasser niederstarrt, einen Augenblick lang an eine seltsame Erfahrung, die er vor kurzer Zeit, kaum zwei Wochen mögen es her sein, auf Deck jenes Schiffes gemacht hat, das langsam vom Pier der 44. Straße nach dem Hudson wegbog, um dann mit beschleunigter Kraft zum Meer hinaus zu lenken. Auf Deck stehend, in der Sonne, im heftigen, von Salz übersättigten Wind der ersten Oktobertage, sah er im Häusergewirr Manhattans rasch nacheinander sich helle Spalten auftun, rasch nacheinander den Spalt der 42., der 39., 28., 10., der 3. Straße, scharfe, hellblaue, wie Lichtblitze quer durch die Wasserfront, die Wolkenkratzerfront der immer schmaler in eine Spitze zulaufenden Insel zuckend, bis Manhattan dann plötzlich — da fuhr das Schiff aber schon der Freiheitsstatue zu — einen einzigen schmalen blitzenden Pfeil, den Broadway, nach dem rasch sich entfernenden, ostwärts aus dem Bereich Nordamerikas davongleitenden Schiff abschoß.

Die ganze Zeit lang hatte der Reisende auf Deck das beklemmende Gefühl: sich selber, einen Doppelgänger auf Manhattan zurückgelassen zu haben. Etwa dies ging in ihm vor: bin ich es, oder bin ich es nicht. Dort auf jener Insel habe ich nun an die hundert Tage lang gelebt, kenne, besonders zwischen

jener 44. Straße und dem grünen Auslauf der spitzigen Landzunge, die in das offene Meer hinausleckt, ziemlich viele Winkel. Es war ja nicht schwer, denn ich habe dort stark und bewußt das Leben der Stadt miterlebt. Es ist also etwas von mir dort geblieben und ich stehe gleichzeitig hier, schaukle auf diesem Schiff, — die eine Hälfte von mir, besser gesagt ich selber, bin, es ist keine Fiktion, auf dem Kontinent, den ich jetzt gegen den alten eintausche, zurückgeblieben. Im Gedanken befinde ich mich, ein Europäer, bereits auf jenem, dem das Schiff systematisch zustrebt. Ein Mensch zwischen zwei Kontinenten, das ist eine fiktive Figur, wie etwa auf zwei Platten übereinander photographiert, anders kann ich mich, in diesem Zustand, auf dem schaukelnden Schiffsdeck, mir selbst unmöglich vorstellen. Mein Gesicht ist dem Hafen New Yorks zugewandt, ich sehe noch Amerika. Bald werde ich mich umdrehen, Manhattan, die Narrows und Staten Island ganz aus den Augen verloren haben, wissend, daß sie hinter meinem Rücken zurückbleiben und mit ihnen die Hälfte meines Doppelwesens — die in Amerika, die in Europa — ach Gott, es sind wirklich zwei völlig außer mir stehende Personen, und doch kann man sich zu ihnen nur rein subjektiv verhalten! Ebenso schwer ist es, zum wirklichen Ich und zugleich zum Traum-Ich, zum sozialen und zum religiösen Doppelwesen Stellung zu gewinnen, denn das sind keine Hälften, sondern zwei ganz ausgewachsene, lebensgroße Individuen — je ein 1 Meter

78 Zentimeter großes, 89 Kilogramm schweres, unverheiratetes, mit einem fast verbrauchten Kreditbrief in der rechten und einem vollgültigen Staatsbürgerpaß in der linken Rocktasche versehenes Individuum. —

Herr Harry Abermann setzte seinen Hut auf, legte seinen Stock auf seine Knie vor sich hin, drehte den Kopf unmerklich nach der Seite, wo jener auf der anderen Seite des Bassins gesessen hatte, jener weißhaarige Herr, dessen Ähnlichkeit mit ihm, Abermann, so auffällig gewesen war, daß er in seinem Gedächtnis nachgraben mußte, ob er etwa die irdische Anwesenheit eines älteren Bruders momentan vergessen haben könnte? Denn jener Weißhaarige, dessen Stuhl jetzt auf der anderen Seite des Bassins leer stand — in der Ferne verschwand eben noch sein breiter Rücken, an dem Murger-Denkmal vorbei, im Odéon-Tor —, er hatte nicht nur die physische Ähnlichkeit mit Herrn Harry Abermann, der jetzt seine Hand zu dem bekannten Spiel mit dem rechten und linken Auge wieder ins Gesicht hob, aufgewiesen, sondern er war fast wie ein Spiegelbild gewesen, er hatte zum Beispiel, gleichzeitig mit Herrn Abermann, dieses Handaufheben einmal zum linken, einmal zum rechten Auge vollführt! Es war fast, als äffte der Fremde seine Geste nach! Jetzt, da er fort war, konnte der Zurückgebliebene das Experiment wiederholen. Lange blickte er mit dem rechten

Auge auf das Wasser vor dem Gitter nieder, auf die Skulptur am Kopf des Bassins, auf die Menschen, die vor dem Senatsgebäude spazierengingen, dann hinauf durch die Baumkronen zum hellblauen, zartgrünen Himmel, auf die Lichtflecken des rötlich geäderten gelben Ahornlaubs über seinem Kopf — — dann schob er die Hand langsam über die Nase auf das rechte Auge hinüber, und nun machte das linke, kranke Auge den gleichen Weg, den das andere eben beschrieben hatte. Da war die Denkmalkulisse am Kopfe des Bassins eine graue Wolke, die sich aus einem grünlichen Nebel ohne Konturen in die Höhe richtete; wo eben noch der Senat gestanden hatte huschten undeutliche Schatten über eine gelbliche, von dunkleren Vierecken unterbrochene Fläche; und wenn das Kinn sich emporhob, die Hand die Stirn zurückbog, wälzte sich undeutlich ein Gespinst bräunlich-schwarzer Nebel von oben auf das blinzelnde Auge hernieder, vor dem kleine gelbliche, wellige Streifen, wie Infusorien unter einem Mikroskoppräparat, auf und nieder, kreuz und quer liefen.

Herr Abermann erhob sich langsam und schwerfällig und schritt mit dem Gang eines schwerermüdeten oder übermäßig belasteten Menschen auf die Allee des Gartens zu, an deren Ende die Kuppel des Pantheons, von der Abendsonne rötlich beschienen, über das sich verdunkelnde Laub der Bäume in harmonischer Schönheit emporragte. Vor dem Gittertor des Gartens blieb er stehen.

Herr Abermann blieb vor dem Gittertor des Gartens stehen und schlug mit dem Stock heftig auf den Kies nieder, wie ein Mensch, dem plötzlich etwas einfällt, was er lange vergessen hatte. Er lüftete den Hut wie aus Ehrerbietung vor dem Gedanken, der jählings durch sein Gehirn gezuckt war.

Einen Augenblick! Könnte ich es zum Beispiel — und das ist ja ein deutlicher Beweis für die Stichhaltigkeit jenes Erlebnisses auf dem Paketdampfer: „Indifference“ von der Doppeltheit des Begriffes „Ich“ —, könnte ich es zum Beispiel fassen, daß dieser Mensch, dieses Individuum, diese einmalige geistige und chemische Formel „Harry Abermann“ einen Sinn, den wichtigsten, herrlichsten Sinn, mit dem die Schöpfung die Kreatur begabt hat: das Gesicht verlöre? Könntest du, unruhiger Mensch, dir vorstellen, daß dein Wille ohnmächtig zusähe, wie das Licht, die Farbe, die Kontur, das Spiel der Gestalten und Wesen und Schatten um dich allmählich und systematisch, rapid und mit stetig beschleunigter Geschwindigkeit, wie ein Schiff, das vom Festland sich ins Meer, oder ein Flugzeug, das sich vom Boden in die Wolken erhebt, sich aus Tag und Nacht in ein unbekanntes Verdämmern hinaus begäbe? — —

Ich werde diesen elenden Blinden töten. Ganz sicher. Wenn es so weit sein wird, wird er von meiner Hand fallen. Umkrampft unsere Arme, seine Hände um meine Kehle, meine um seine, enger zudrückend, werden wir im selben Augenblick fallen, aber Ich werde es sein, der diesen Anderen umbringt.

Der Beweis wird erbracht sein, daß Ich es war, der obenauf blieb, daß Ich mir das Recht vorbehalten hatte, das Schicksal zu korrigieren, das etwas mit einem Menschen vorhatte, der nicht Ich war, sondern ein Kranker, wahrscheinlich unaufhaltsam Versinkender. Die chemische Veränderung, die allem Geschaffenen als Schicksal zudiktiert ist, das ist eines. Aber der Wille und die Durchführbarkeit des Willens zur Selbstzerstörung ist ein anderes. Etwas ganz anderes. —

Und während sich der weißhaarige Herr, der noch immer den Hut in der Hand hielt, mit wehenden Mantelflügeln, in die sich der immer stärker werdende Herbstwind verfangen hatte, durch das offene Gittertor auf die Straße hinaus begab, stieß er in einem Seufzer die Worte: „... ganz anderes!“ so laut vor sich aus, daß ein junges Studentenpaar, Arm in Arm, verwundert dem Davongehenden nachblickte.

Ich habe in einem Roman von Arne Garborg: „Müde Seelen“, einen Satz bemerkt, den ich hier niederschreibe: „Die Wahrheit ist im ganzen oft so schmutzig, daß feinere Wesen von ihr verschont werden müssen.“

Vergleichen Sie diesen Satz mit dem, den ich aus einem Brief Tolstois an die Spitze dieses Buches gestellt habe. Sie werden begreifen, warum ich den von Garborg stammenden hier im Text niederschreibe

und nicht an die Spitze des Buches gestellt habe, gleich hinter den des großen Heiligen. Sie werden begreifen, daß es einfacher ist, von Dingen, die einen nahe angehen, etwa in dritter Person zu sprechen. Nicht ich bin es. Nicht ich selbst. Bei Gott, es ist leichter, wahr zu sein, ganz wahr, wenn man von einem anderen erzählt, was mit ihm geschieht und geschehen ist, und aus welchem Grunde. (Noch schwerer ist es, ganz wahr zu bleiben und in vollem Maße seine Freiheit zu bewahren, sobald man vom Tod spricht. Leute zum Beispiel, die zu oft vom Selbstmord sprechen, hält man, nicht mit Unrecht, für Erpresser, denn es sind Leute, die sich um die Lösung herumflunkern und zu ihr doch niemals Mut haben werden.) Jeder Mensch kennt im Grunde nur sich allein. Wodurch wird einem diese Erkenntnis? Indem man sich, allein, oder aus sich heraus die Umwelt beobachtet. Dieses Beobachten der Umwelt, wie die Beobachtung dessen, wie man selbst auf diese Umwelt reagiert und wie man durch sie umgestaltet wird oder sie umgestalten kann — das umzirkelt den Bereich der Erkenntnis. Dies ist die Welt des Menschen, und was außerhalb dieses Zirkels liegt, kann im besten Falle nur wie ein Schein, ein Schimmer, ein rasch aufglühender, noch rascher erlöschender Funken im Sonnenuntergang den Sinn des Menschen im Zentrum der Welt erreichen oder ihn für einen kurzen Augenblick blenden.

Wenn der alte Mann, von dem Tolstoi spricht, zum Mittelpunkt des Kreises gemacht ist, so beschreibt

die Wahrheit, die Tolstoi meint, ebendiesen Kreis der Betrachtung der Welt um das eigene Ich. Das ist der Raum, der dem Menschen und der Freiheit seines Daseins auf Erden gegeben ist. Je mehr er diesen Kreis mit Aufrichtigkeit zu füllen vermag, um so freier darf er sich dünken. Ein Mensch, der schreibt und dem Aussagen: Inhalt seines Menschenlebens bedeutet, muß sich auch von dem Zwang des Werkzeuges, des Mittels zur Aussage befreien können. Der große Schriftsteller Flaubert verbrachte schlaflose Nächte wegen der Wiederholung des Wörtchens „de“. „Une couronne de fleurs d'oranger“! Wenn man ein Buch schreibt wie dieses dahier, schafft sich der Bericht selbst seinen Stil, einen bestimmten und keinen anderen. Ein Mensch, der sich befreien will, muß zugleich Ich und Nicht-Ich sein können. Wenn er aus dem Ich in das Er fällt, so ist die Distanz gewiß geringer bemessen, als wenn er plötzlich das Du anwendet, sofern dabei nicht das Er zum Ich spricht, sondern das Ich zum Nicht-Ich. Das sind rein technische Fragen, die im Grunde keinen Menschen etwas angehen und die ich hier mit demselben Recht erörtere, mit dem ich eine ganze Seite mit unzusammenhängenden Worten niederschreiben könnte, wenn ich statt logischen Denkens Gedankenflucht darstellen wollte. Niemand könnte mich dabei behindern.

Überdies, was könnte reizvoller sein? Freudiger stimmen? Der Spieltrieb, Schwerstes auszusagen, das Nüchternste, Überschwenglichste, das

Transzendente, mit einer Selbstverständlichkeit, die entwaffnet, leicht, offenherzig und gewissermaßen fromm, befreit!

Naphtali Samuelson wohnte in einem historischen Palais am Quai de Béthune, dem südöstlichen Ufer der Insel des heiligen Ludwig in der Seine. Er hatte das Schloß von Grund auf restaurieren lassen. Man trat durch ein wundervolles, geschnitztes Portal in den Flur ein und mußte um eine gotische Statue, die einen gekrönten Fürsten mit dem Schwert in den schmalen langen Händen zeigte, herum, um zur monumentalen Treppe zu gelangen, die in die Stockwerke hinaufführte. Im Hintergrund des Hofes gewahrte man eine große, grün-lackierte Scheunentür, in die zwei Fenster eingelassen waren. Das war das berühmte Atelier, in dem Samuelson allerlei arme Künstler, Maler, Schriftsteller, Musiker, Erfinder, Anarchisten, Emigranten aus faschistisch verseuchten Ländern wohnen ließ — keinen länger als sieben Wochen (aber er gab jedem dann noch so viel mit, daß er ein Jahr lang anderswo leben, arbeiten oder auch einfach auf bessere Zeiten hoffen konnte). Als Abermann um die gotische Statue herumgekommen war, hatte sich das Scheunentor gerade zu einem schmalen Spalt aufgetan, und zwei geschminkte, gepuderte, hochbusige und kurzröckige Frauen waren mit einem Winken nach dem Atelier zu auf den Hof hinausgetreten.

Oben im ersten Stock war in die Tür ein kleines Kupferschild eingelassen, auf dem der Name „Norman Samson“ stand. Naphtali Samuelson hatte sich den weltbekannt gewordenen Namen Norman Samson beigelegt; er hatte dies ohne Scheu in zahllosen Interviews Journalisten aus aller Welt erklärt. Er stammte aus Dünaburg, war also ein Sohn des Nordens (Norman) und fühlte sich nach den erfolgreichen Jahrzehnten, die er in den Vereinigten Staaten verbracht hatte, rechtens als Sohn Onkel Sams (Samson).

Die beiden schmalen hohen Fenster des Raumes, den ein Kaminfeuer nur ungenügend erwärmte, zeigten die sich entblätternden Bäume des Quais. Dahinter stiegen die Nebel der Seine auf, die die Häuser am jenseitigen Ufer nur wie eine Ahnung durchschimmern ließen. —

Harry lag auf einer breiten Ottomane in eine Hülle aus Schafpelzen eingewickelt, die der Hausherr ihm über den Leib gebreitet hatte. Norman Samson, offenbar ein Altersgenosse Abermanns, stand mit dem Rücken gegen die flackernden Scheite, die seine rückwärtige Körperhälfte gelinde briet. Obzwar es noch früh am Morgen war, war er mit äußerster Eleganz, doch zurückhaltend und vornehm gekleidet, ohne ein Anzeichen dafür, daß man sich daheim, besonders am Vormittag, gehen lassen könne. Der Anzug war von einem englischen Schneider gefertigt, die Krawatte nach der neuesten Mode in zwei Farben gehalten, die den Ton des Gesichts,

der grauen Haare und des kurzen kleinen Schnurrbartes bis ans Ende des spitzen Ausschnittes der Weste führten. Ein alter Diener, wie aus einem englischen Stich von der Mitte des vorigen Jahrhunderts, mit ergrautem Backenbart, ausrasierter Oberlippe und Kinn, im Frack, aber mit dicken Filzpantoffeln angetan, die die Scheu des Hausherrn vor Geräuschen bekundeten, hatte ein großes Servierbrett mit Kaviarbrötchen, Sherry und Karaffen verschiedenen Formats in Reichweite vor den Liegenden hingestellt und war dann geräuschlos aus dem Zimmer verschwunden.

Mit einem Seufzer bemerkte Abermann: „Es ist schon so, die Menschen lassen sich lieber Gott als den Rausch verbieten.“ Samson erwiderte darauf: „Die Prohibition war das Signal für mich, auszuwandern. Seit man den Alkohol verdrängt hat, stinken die Staaten von Boston bis San Franzisko nach Schnaps. In einer derartig vergifteten Atmosphäre kann man nicht leben. Wie Wind in einem Bauch, so staut sich das. Wenn die Heuchelei nach unten explodiert, riecht es schlecht. Hier in Paris kann jeder leben, so aufrichtig, wie er mag. Sie erlauben doch?“ Damit nahm er sein Gebiß aus dem Mund und ging damit ins Nebenzimmer. Es war das Zeichen, daß er sich behaglich fühlte und daß das Gespräch einen intimeren Charakter annehmen durfte. Er kam zurück, mit einem ganz kleinen Gesicht, setzte sich auf einen kostbaren alten Lehnstuhl, auf dessen Lehne eine lachende Gobelprinzeßin, von Rebenlaub

umgeben, rötlich wie eine Glorie erstrahlte. Harry hatte ein Kaviarbrod in den Mund geschoben, hob die Flasche mit Sherry in die Höhe und sagte: „Ihr Diener hat nur ein Glas gebracht.“ Samson erwiderte: „Nie einen Tropfen Alkohol. Ich vertrage es nicht. Mein Vater, mein Großvater, mein Onkel in der Umgebung von meiner Vaterstadt, alle hatten sie Branntweinschänken. Wenn sie mit den Gästen trinken mußten, gingen sie nachher hinaus und spülten sich den Mund, indem sie ein Gebet sprachen. — Warum haben Sie mir vom Schiff nicht gefunkt?“

„Erst als wir in Cherbourg einliefen, fiel mir ein, daß Sie in Paris sind.“

„Sie haben Glück, bin erst vorige Woche zurückgekommen.“

Herr Samson reiste alle zwei, drei Jahre um die Welt, um seine in fünf Erdteilen verstreuten Verwandten zu besuchen und zu konstatieren, was sich seit seiner letzten Reise in ihrem Leben verbessert oder verschlechtert hatte. Das berühmteste Mitglied der Familie Samson war — nach Norman, versteht sich — jener Samson aus Shanghai, der zweimal wegen Opiumschmuggels von der chinesischen und englischen Regierung angeklagt, aber auf Betreiben irgendeiner dunklen Großmacht, unter deren Schutz er sich gestellt hatte, wieder freigekommen war. „Was macht Ihr Vetter Moritz“, frug Herr Abermann.

„Danke, gut“, antwortete Samson. „Er hat wieder kleine Unannehmlichkeiten mit dem Gouverneur

gehabt, aber das ist geordnet. Was soll das auch: sind die Menschen so glücklich? Jeder Mensch weiß, was für ein Wohltäter Moritz ist! Was können die Regierer schon machen, Gesetze, Verordnungen, Politik, Knüppel. Kann man damit einen unglücklichen Menschen glücklich machen? Sie sollen mal was erfinden, die Herrn an dem grünen Tisch! Ich schütte alles aus der Kammer drinnen in die Seine, wenn sie die Menschheit mit einer neuen Verordnung für einen halben Tag so glücklich machen, wie man mit einer Prise Kokain werden kann.“ — „Wie weit sind Sie mit Ihrer Sammlung“, frug Abermann. — „Nun, die Wissenschaft macht Fortschritte. In Kairo hat man mir eine Flasche mit Tropfen mitgegeben, da ist ein einziger so stark — es bleibt keine Zeit mehr, die Hand vom Mund herunterzunehmen! Sozusagen von der Hand in den Mund ist einer schon tot. Ich weiß nur nicht, warum dieses Mittel Celladon heißt. Es steht drinnen in der Kammer, wollen Sie es sehen?“ Abermann rührte sich nicht. Er sagte nach einer Weile: „Eine ganze Woche lang habe ich zu niemandem ein Wort darüber gesprochen, dem Arzt keine Silbe.“

„Nun, ein Schiffsarzt, ich kenne diese Sorte. Das kostet keine große Überwindung. Noch dazu: so ein halbgelehrter Landstreicher mit Schmissen im Gesicht, immer auf der Jagd nach Weiberabenteuern, hin und zurück, lieber würde ich mich von einem Schiffskoch behandeln lassen, der Hühner schlachten und Fische schuppen kann.“

„Da haben Sie bei Gott recht. Ich war doch in seiner Kabine, um mir die Bücher zu holen; glauben Sie, es war ein Mikroskop zu sehen? Bänder, Kappen, zwei Schläger, kreuzweise an der Wand, einer Kabinenwand, stellen Sie sich das vor, befestigt! Und darunter ein Bild mit lauter Biergesichtern und einem Faß ‚Alt-Heidelberg‘. Die Bücher, die er mir gegeben hat, waren auch lauter alte Ausgaben. Noch ehe ich eine Ahnung hatte“ — Abermann hatte die Hand über sein linkes Auge gelegt und starrte mit dem anderen zur Decke —, „noch ehe ich eine Ahnung hatte — am Tag vorher, hatte ich mir vorgenommen: und wenn ich mir ein Bein breche, dieser da kommt mir nicht in die Nähe! Aber schwer ist es doch, nach einer solchen Entdeckung allein zu bleiben! Niemanden zu haben, dem man im ersten Augenblick gestehn kann . . . alles in sich hineinfressen zu müssen, eine Woche lang!“

Herr Samson lachte. Er lachte so stark, daß es ihn schüttelte. Abermann nahm die Hand vom Auge und reckte sich ein wenig auf. „Was lachen Sie?“ frug er ungehalten. „Versetzen Sie sich in meine Lage. Was ist daran zu lachen?“ — „Lassen Sie mich ruhig lachen“, sagte Samson, „es ist die Reaktion. Wenn ich Mitleid habe mit jemand oder Bewunderung, dann äußert sich das bei mir so. Ich muß lachen. Ich verhöhne Sie doch nicht. Ich werde doch einem Menschen, der blind wird, nicht ins Gesicht lachen! Lassen Sie mich ruhig lachen. Wenn es vorüber ist, werde ich schon wieder ernst sein.“ Abermann legte sich zurück und fuhr fort: „Zwei alte Leute, Freunde, bescheidene Alte

von diesem guten Schlag, der noch vom Sozialistengesetz her drüben übrig geblieben ist, sie sterben aus, es sind nur wenige mehr, die zwei waren aufs Schiff gekommen, um von mir Abschied zu nehmen. Dann blieb ich die ganze Woche lang allein, es waren im ganzen vielleicht zehn Passagiere in meiner Klasse. Hie und da wechselte ich ein Wort mit einem alten deutschen Viehhändler aus Chicago, der aber von der ersten bis zur letzten Stunde nicht nüchtern blieb. Die anderen Personen waren: erstens eine norwegische Sängerin, die drüben schlechte Erfahrungen gemacht hatte und sich die Zeit mit einem Grammophon vertrieb — eigentümlich, die hat mich auf den Gedanken gebracht. Ich weiß nicht, ob Sie die ganze Geschichte interessiert —“ Samson erwiderte: „Ja, doch, gewiß, schießen Sie los.“

„Zuerst war es fast wie ein Unbehagen. Wie ich zurückblickte auf Manhattan, kam es mir vor, als hätte ich etwas versäumt, als müßte ich umkehren. Ein Unbehagen: ich hätte nicht alles erfüllt, was ich mir vorgenommen hatte. Als wäre ich noch drüben geblieben und nicht da, auf dem Schiff. Es kam mir vor, als sei ich überrumpelt; jetzt war es natürlich zu spät. Dann aber, als das Land verschwunden war, kam ein herrlicher Zustand über mich! Es kam mir vor, als wäre ich nie so gesund gewesen wie an diesem ersten Tage der Heimreise. Der zweite Tag war noch herrlicher. Die Nacht unbeschreiblich! Ein Ewigkeitsgefühl von Freiheit, abgetrennt von allem und doch zugehörig. Hören Sie zu?“

„Ja, ja, weiter, ich höre.“

„Ein solches Gefühl, wie soll ich das ausdrücken. Es war nicht mein Zustand allein. Die wenigen Menschen an Bord. Unten in der zweiten Klasse saßen fünf junge Leute, Handwerksburschen wahrscheinlich, die zurückkehrten. Einer hatte eine Ziehharmonika, ein anderer, der schon ganz wie ein Amerikaner aussah, tanzte einen Steptanz, die Sonne schien wundervoll herunter. Der alte Chicagoer Viehhändler schlief am frühen Morgen seinen Rausch auf seinem Deckstuhl aus. Er schnarchte, es war zu hören trotz der Brandung um das Schiff. Die Norwegerin, eine noch immer hübsche, aber schon im Verblühen begriffene Walküre, hatte sich in ein Gespräch mit Schiffsburschen eingelassen, die die Rettungsboote frisch anstrichen. Ich hatte vor, mich auf der ganzen Reise auszuruhen, keinen Strich zu schreiben, aber hol' mich der Teufel, ich ging in meine Kabine hinunter, schraubte meine Füllfeder auf und schrieb eine Seite in mein Schreibheft über diesen Zustand, in dem ich mich befand. Ich war all die Monate in Amerika nicht so unaussprechlich glücklich, frei und aufgelöst gewesen, in einem fast unirdisch Hellen, Heiteren, Freudigen. Da, der Teufel hol' es, setzte ich mich also vor mein Heft und schrieb. Sie erinnern sich, ich habe Ihnen das schon vor Jahren erzählt: von dem Kichern über der Schulter, erinnern Sie sich?“

„Aber selbstverständlich. Der Kobold tippt auf die Schulter und lächelt. Man sieht ihn nicht, auch

wenn man einen Spiegel auf dem Schreibtisch stehen hat. So erzählten Sie es mir doch. Ich weiß doch genau, in München, im Hofgarten, nicht?

„Ja, ja, also hören Sie zu. Ich schrieb eine Seite in mein Schreibheft. Ich muß es Ihnen erzählen, daß ich im Laufe der letzten Jahre diese Aufzeichnungen zuweilen für lange Zeit unterbrochen habe. Ich habe Hefte, die auf solche Weise unterbrochen wurden, dann verbrannt und in ein Taschenbuch nur noch Stichworte, Daten aufgeschrieben, dies und das, Ziffern, Andeutungen, die das Schicksal nicht herausfordern konnten. Und wirklich, wie ich da unten saß und ‚in vollkommener Gesundheit und zufrieden mit der Schöpfung‘ aufgeschrieben hatte, dann noch ein paar Termine, Vorhaben, das und jenes in Bremen und nachher in Berlin zu tun — auf einmal das Gefühl, das unhörbare Kichern hinter der Schulter, ein quer durch den Körper huschendes, von der rechten schreibenden Hand über Lunge, Wirbelsäule, Herz zur linken Hand hinaus zirkulierendes blitzgleiches Gefühl: warum schreibst du das auf, da ist doch wieder etwas, das alles über den Haufen wirft. — Mittags trinke ich eine halbe Flasche Burgunder, eine treffliche Marke . . .“

„Zwischenbemerkung! Auf Schiffen keinen Burgunder trinken. Burgunder soll man trinken, wenn man weiß, daß er im Keller unbeweglich gelagert hat. Bitte weiter.“

„Der Tag verlief, wie er angefangen hatte. Wunderbar. Kein Schiff in Sicht. Am Nachmittag war

es so klar, würzig, Sonne und Salz, der Atem kam von tief auf, die Brust weitete sich, Kehle, Lungen, alle Poren waren offen, wie das nur auf hoher See möglich ist. Dieses Gefühl vom Schreibtisch her, der Blitz, war abgezuckt, es ereignete sich nichts. Ich schlief nachmittags auf Deck, wachte auf und sagte: noch sechs Tage, wundervoll, und nachher etwa nicht weiter wundervoll? — Der nächste Tag war ein Sonntag. Ich ließ mir das gute Frühstück, auf dieser Linie ist die Speisekarte immer recht reichhaltig, ich ließ mir also ein ausgiebiges Frühstück vom Steward ans Bett bringen, stand erst spät am Vormittag auf. Das Meer war sonnig und spiegelglatt, das Schiff schien zu fliegen. Unten lärmten die Burschen und tanzten zu Paaren, übermütig. Ich bemerkte, eines von den Pärchen war homosexuell. Sie blinzelten hinauf zu mir, zu dem Ehepaar mit den zwei kleinen Kindern, zur Norwegerin, wie wir, jeder getrennt vom anderen, dastanden und auf das zweite Deck hinunterblickten. Sie schnalzten, wiegten sich und steckten sich die kurzen Schifferpfeifen beim Tanzen unter die Nase. — Vom Burgunder war mittags noch ein Rest. Ich trank ihn langsam. Der kleine Alte aus Chicago blinzelte von seinem Tisch zu mir herüber. Er hatte sich dieselbe Marke geben lassen. — Am Nachmittag erwachte ich auf Deck von dem Gong, der zur Kinovorstellung rief. Ich hatte an diesem Nachmittag unter der Sonne schwer und tief geschlafen, erst konnte ich mich kaum besinnen, wo ich war, so herrliches Versinken, so tief, abgründig. Noch beim

Erwachen war es mir, als müßte ich mühsam aus einem tiefen Grab, aus dieser tiefen Versunkenheit mich mühselig, schwerfällig, mit meinem ganzen Gewicht an den Händen emporstemmen. Ich stand auf, das Schiff schwankte leise. Ich sah um mich, fühlte Schlaftrunkenheit. Ich sah um mich, die anderen waren schon zum Kino in den Speisesaal hinuntergegangen. Ich sah um mich, holte Atem, wischte mir über beide Augen . . . Ich konnte es mir nicht erklären, was das war . . . Erst unten im verdunkelten Speisesaal, als der Film vorbeierollte, merkte ich, wenn die Zwischentexte auf der Leinwand erschienen, daß ich sie nicht recht lesen konnte. Es war ein alberner Film, wahrscheinlich für Kinderbesuch berechnet. Heinzelmännchen, Waldelfen, Faune umtanzten einen Eremiten. Ein bärtiger Teufel mit Hufen und Hörnern kitzelte ihn mit seiner Schwanzspitze unter dem Kinn, unter der Nase, an den Augäpfeln, so daß der Eremit taumelte, auf den Boden fiel, während der ganze Wald, der Bach, der Wasserfall, der Felsen, der Himmel sich in immer rascherem Wirbel um ihn drehten, bis sie in einem undeutlichen Nebel verschwanden und der Eremit plötzlich mit einem blöden Lächeln auf einem Stein saß, um ihn nichts. Ich bemerkte, daß ich die Schrift der Zwischentitel doppelt sah. Instinktiv legte ich die Hand über das linke Auge, da konnte ich sie deutlich und einfach sehen, legte ich die Hand aber auf das rechte Auge, so verschwamm alles. Als ich auf Deck das Experiment wiederholte, fiel mir plötzlich das Wort ein,

das ich einst von meinem Vater, er war damals bereits sehr krank, gehört hatte. Unter anderen Leiden, die den alten Mann befielen, war eines, das er ‚Glaukom‘ nannte. Er starb bald danach. Ich wußte, daß Glaukom eine Augenkrankheit war. Der Tod entband ihn von der Notwendigkeit, sich operieren zu lassen. — Nächsten Morgen ersuchte ich den Schiffsarzt, in seiner Handbibliothek nachsehen zu dürfen. Er ging aus seiner Kabine, und ich fand ein altes Handbuch der Augenheilkunde von Professor Meyer in Paris, 3. Auflage, wenn ich mich recht entsinne aus dem Jahre 1883. Ich schlug das Kapitel Glaukom auf und erfuhr aus der Schilderung der Symptome, besonders erfuhr ich das aber durch Beobachtung meines kranken Auges während der nächsten Tage, daß die Symptome: periodisches Auftauchen von Regenbogenfarben um ein zentrales, flammenartiges Aufleuchten und nachher eine durch Stunden andauernde Umflorung des Gesichtsfeldes, nicht auf meinen Zustand zutrafen, sondern daß es sich bei mir offenkundig um eine Erkrankung der Linse, eine Trübung der Kapsel der Linse oder beider, also um beginnenden Star handelte. Der wissenschaftliche Ausdruck für diese Krankheit hieß: ‚die Katarakt‘, wahrscheinlich zum Unterschied von jenem bei Assuan, der ein männlicher Katarakt ist.“

Samson lachte wieder, wie vorhin, in sich hinein. Diesmal aber schüttelte es ihn, so daß er nach Luft schnappen mußte, um seine Fassung zu gewinnen.

Er stand auf, ging in ein Nebenzimmer, holte ein dickes Buch und blätterte darin. Undeutlich erst, dann immer rascher und lauter las er aus dem Buch einzelne Worte, dann ganze Zeilen vor sich hin, verfiel darauf in langsames, talmudisches Leiern: „Kernstar, Linsentrübung, herabgesetztes Sehvermögen, Myopie, Astigmatismus, veränderter Brechungsindex der getrübten Linsenfaser, senile Katarakt (kommt nicht in Frage), schwarzer Star, Sklerosierung des Kerns, Haematin durch intraokulare Blutergüsse und auf Wegen der Endosmose in Linse gelangt — also Stauung. — Stehen Sie auf!“ Abermann stand gehorsam auf. Samson sagte: „Machen Sie die Augen zu, beide.“ Mit behutsamen Fingerspitzen drückte er erst das linke Lid, dann das rechte. „Nichts zu fühlen.“

Das Zimmer war von behaglicher Wärme erfüllt und einem angenehmen Duft von verbranntem Harz wie von parfümierten Scheiten. Samson las weiter aus dem Buch. „Diagnose von Graefe.“ Er legte den Finger in das Buch, klappte es zu und sagte: „Fabelhaft, diese Deutschen. Ein Name wie Graefe, ein Wohltäter der Menschheit, der größte Augenarzt, der je gelebt hat. — Diagnose von Graefe: Wenn man nicht vollständig sicher ist, die Konsistenz der Katarakt erkannt zu haben, soll man die Härte derselben lieber über- als unterschätzen, weil ein zu großer Schnitt — bei der Operation nämlich — den Austritt der Katarakt besser fördert als eine zu kleine Wunde. — Hm, hm, hm. Cataractus capsularis

centralis kann das ganze Leben hindurch stationär bleiben . . . also keine Operation . . . aha, aha. Es ist ja aber die Linse, haben Sie schon untersucht lassen?“

„Noch nicht.“ — „Nun, in Berlin sind ja bedeutende Ärzte. Beeilen Sie sich nicht, verschleppen Sie es aber auch nicht . . . hm, hm, hm, hm. ‚Soll man ein kataraktöses Auge operieren, wenn das andere vollständig gesund ist?‘ Graefe antwortet darauf: ‚ja; wenn dagegen das andere Auge von Anfängen des Stars auf demselben bereits so weit vorgeschritten ist, daß der Kranke seinen gewohnten Geschäften nicht mehr nachgehen kann . . .‘“ Er klappte das Buch zu, ging damit ins Nebenzimmer und kam zurück.

Abermann lag wieder auf dem Sofa und hatte die Decke bis an den Hals hinaufgezogen. „Darum handelt es sich nämlich, lieber Freund, genau darum. Ich werde Ihnen erklären, aus welchem Grunde ich in Cherbourg ausgestiegen und zu Ihnen gekommen bin. Das will ich nämlich nicht abwarten, nämlich, daß das andere Auge auch . . . Ich glaube nicht daran, daß ein Zurückgehen der flüssigen Masse in einem solch zarten Körper wie der Linse möglich ist. Ich glaube mehr an ein Überreifen der Katarakt als an eine Resorption. Übrigens geht ja nichts zurück im Leben, alles entwickelt sich ganz folgerichtig, und ich will daher nicht abwarten, bis das andere Auge, das heißt bis die Welt ganz erlischt; mit anderen Worten: sobald ich erkennen werde, daß das andere

Auge auch affiziert ist, rasch und ruhig abfahren. Übrigens habe ich in dem Buch von Meyer noch weitergelesen, und dies war ungefähr die letzte Eintragung in mein Heft, worauf dasselbe aus dem Bullauge in meiner Kajüte in weitem Bogen in den Atlantik hinausflog: dieses unvollkommene Instrument, das Auge, — frage nur, die etwas von Astigmatismus verstehen, was es damit auf sich hat. Dieses unvollkommene Instrument, Zeiß, Abbe oder Helmholtz würden es belächeln . . . würden dem Optiker, der ihnen ein solches Pfuscherzeug wie das menschliche Auge liefern wollte, sein Machwerk um die Ohren schlagen . . . aber das Auge“, Abermann schluckte ein bißchen und fuhr dann mit einem geringen Schluchzen in der Stimme fort: „sehen Sie, das ist doch die wichtigste Verbindung eines Menschen mit der Mitwelt, mit seinesgleichen, mit der Allgemeinheit. Nicht sehen können, das ist doch schon tot. Blindsein ist doch ein Synonym für Totsein! Ich habe doch bisher nicht einmal gemerkt, daß ich mit dem Auge sehe, ich habe alles nur mit meiner Seele gesehen sozusagen. Ich war ja schon immer ganz allein. Aber diese Einsamkeit — nein.“ —

Der Diener war auf seinen Filzpantoffeln in das Zimmer gekommen und trug die Frühstücksplatte lautlos hinaus. Nachdem er sein Buch wieder in den Nebenraum zurückgetragen, hatte Samson die Tür zu diesem Raum offengelassen. Abermann blickte

zu seinem Erstaunen in eine Rumpelkammer, in der kunterbunt alle möglichen Kisten, Schränke mit Büchern, Apparate aus Messing, ein Klavier und ein großer schwarzer Trichter aus Holz, der wie ein Fernsehapparat aussah, über- und nebeneinander geschichtet zu sehen waren. Auch ein Radiogerät mit einem Lautsprecher darauf und einen Grammophonkasten konnte man im Halbdunkel unterscheiden; ein Aktenschrank mit halb heruntergezogener Rolltür stand in dem Raum nahe zur Tür. Samson holte den Grammophonkasten, rollte die Tür des Aktenschrankes in die Höhe und kam mit etlichen Platten ins Zimmer herein. „Was haben Sie dort drinnen“, frug Abermann. — „Ach, das ist das Reich der aufgegebenen Liebhabereien“, murmelte Samson und schloß die Tür. Er öffnete den Grammophonkasten, den er auf das Taburett neben dem Sofa gestellt hatte, legte eine Platte ein und setzte sich in seinen Stuhl zurück. Es war eine Caruso-Platte, und Abermann hörte zu seinem Erstaunen, wie Herr Samson aus voller Kehle die Gesangsstimme, die herrlich aus dem Koffer ertönte, mitsang. Er blickte dabei mit einem aufmunternden Blick zu Abermann hinüber, wie um ihn zu ermutigen, doch etwas über seine Gesangeskunst zu äußern. Er mochte ja große Stücke auf seinen Tenor halten, dieser schien aber mehr ein Naturgewächs als Kunstprodukt zu sein, denn bei hohen Tönen schnappte die Stimme mutlos und unvermittelt ab und glitt in die baritonale Lage zurück. Als das Stück zu Ende

war, zwinkerte Samson und sagte: „Nun?“ Abermann aber starrte auf den Apparat, dann auf Samson und sagte schließlich, stockend, mit einer versagenden, wie in der Brust eingeklemmten Stimme: „Das ist ja erstaunlich, ungeheuerlich. Was haben Sie da für eine . . .“

Samson nahm die Platte aus dem Apparat, stellte die sich drehende Scheibe ab und sagte: „Kennen Sie sie nicht? Die schönste Caruso-Platte, die es gibt.“

Abermann setzte sich, sprachlos, mit offenem Mund, in den Gobelinlehnstuhl und starrte weiter abwechselnd die Platte und Samson an. Er sagte: „Ich kenne sie. Wissen Sie, was das für eine Platte ist? Als ich nach der Entdeckung auf dem Schiff hinunter in meine Kabine kam, hörte ich aus der Nebenkabine, wo die Norwegerin wohnte — Sie können mir glauben, es ist schrecklich, was ich Ihnen da sage: diese selbe Platte! Ich lag auf meinem Bett und hörte diese Platte, da ist doch ‚Perchè‘, nicht wahr?“ Samson nickte.

„Wie kamen Sie darauf, gerade jetzt diese Platte aufzusetzen?“

„Meine Lieblingsplatte, die schönste von Caruso, die man überhaupt weit und breit haben kann.“

„Und als ich diese Platte gehört hatte, in der dieses Wort ‚Perchè‘ sich am Schluß jeder von den drei Strophen wiederholt, da stand es in mir fest — es war seit jener Entdeckung keine Stunde vergangen —, da stand es in mir fest, daß ich einmal, wenn das

Wort am Ende der zweiten Strophe gesungen sein wird — so rasch — daß ich das drittemal ‚Perchè‘ nicht mehr hören werde — Sie verstehen jetzt, warum ich zu Ihnen gekommen bin!“ Samson sah Abermann erstaunt an, brach darauf in sein helles Gelächter aus.

„Man merkt Ihnen an, daß Sie Schriftsteller sind, so was erfindet doch nur ein Mensch mit Phantasie. Darum in Cherbourg aussteigen, weil Sie ‚Perchè‘ gehört haben . . .“ Er ging zu Abermann hin und klopfte ihm, immer noch heftig lachend, auf die Schulter: „Verdammter telepathischer Schwerenöter.“ Abermann schob die Hand des anderen mit einem Ruck von seiner Schulter, setzte sich auf und warf die Schafpelzdecke auf den Boden. Das Lachen verstummte.

Notizen, aus dem Lehrbuch der chemischen Toxikologie für Apotheker, Chemiker, Mediziner, bearbeitet von Dr. J. Gadamer, Marburg, 2. vermehrte Auflage, Göttingen, van den Hock & Rupprecht 1924, abgeschrieben.

Blausäure. Vergiftung durch Blausäure oder ihre Verbindungen kann entweder fast augenblicklich nach Aufnahme des Giftes oder erst nach mehreren Stunden zum Tode führen. — Wiederherstellung erfolgreich, wenn frühzeitig bei vollem Magen Erbrechen auftritt und — was bei häufig benutztem Cyankali oft der Fall — wenn Blausäurepräparat schon zum Teil in Kalium und Ammoniak

zersetzt ist. — Bei apoplektischer Form der Vergiftung stürzt der Vergiftete bald nach Aufnahme des Giftes hin und stirbt nach wenigen Minuten. Bei häufig auftretender langsamer Form lassen sich verschiedene Stadien der Erkrankung feststellen. — Konstriktionsgefühl im Hals. Angstkrämpfe. Störung der Herztätigkeit und Tod durch Atemstillstand.

Morphium. Von etwa 0,1 g an tödliche Wirkung möglich, von 0,2 an wahrscheinlich, jenseits von 0,3 oder 0,5 fast sicher. — Subkutane Wirkung schneller und stärker. — Blutüberfüllung der Meningen, Ansammlung von Liquor Cerebrospinalis in Hirnhöhle, Kongestion der Lunge, Harnblase, von dunkelgefärbtem Urin, stark ausgedehnt, da Austritt infolge Lähmung verhindert. —

Heroin. Erheblich giftiger als Morphinum. Nach 0,01 g schon würde 52stündiger Schlaf, nach 0,176 g schon Kollaps, Pulsverlangsamung, Krämpfe der Extremitäten, nach 0,6 g heftiges Unwohlsein und mit Tod endende Bewußtlosigkeit beobachtet werden. Tod erfolgt durch Atemlähmung. —

... Dann ist da noch ein sympathisches Wort: Euphorin. Es steht aber nur eine chemische Formel verzeichnet: $C_6H_5NH - CO - OC_2H_5$.

Farbloses Kristallpulver, schwer in kaltem Wasser, leicht in Alkohol und Äther löslich. Schmelzpunkt 50°. —

Das Hinüberschlafen in den Tod. Die Alten kannten den Schierlingsaft: Lähmung der Gehirnstelle, von wo aus der Atem reguliert wird. Begehrenswert.

„Perchè“ — die Vorstellung, daß man auf einem schönen, weichen, breiten, von Brokat oder Seide knisternden Bett liegt, nach der zweiten Strophe

aufatmend lächelnd einschläft, den Schluß der dritten kaum mehr hört, vielleicht noch Carusos schluchzenden Laut: „Perchè“ . . . mitnimmt und dann dieser tolle Spuk vorbei ist, alles gründlich vorbei.

Nachdem die wichtigste Frage, die Herr Abermann mit Mr. Samson zu regeln hatte, leichter und einfacher erledigt war, als Abermann das erwartet hatte, verweilte der Gast noch etliche Augenblicke lang bei verschiedenen Gefühlen, die sich mit der zentralen Frage verknüpften. „Da stand also, bald nachdem ich die Entdeckung oben in der Sonne gemacht hatte und in meine Kabine hinunterging, mich an dem Messinggeländer des Kajütenkorridors krampfhaft festhaltend, das Bullauge in meiner Kabine offen, ein großes Bullauge, aber doch nicht breit genug, um mich durch es durchzuzwängen und ins Wasser fallen zu lassen. Diese Todesart hatte eine junge Frau gewählt, mit der ich vor sechs Jahren in den indischen Gewässern gefahren war. Sie war von ihrem Mann, dem ihr Kind zugesprochen wurde, eben geschieden und wollte sich auf einer Reise um die Erde zerstreuen. Jeden Abend kam sie in einer anderen Toilette, geschminkt und gepudert, in den Speisesaal des italienischen Schiffes, auf dem wir fuhren, tanzte, hingeeben und ein glückseliges Lächeln auf den Lippen, mit jungen, gutgewachsenen, eleganten Männern, die sie in erotischer Spannung zurückließ,

ohne selbst augenscheinlich an dieser Spannung teilzuhaben. Eines Morgens klopfte man vergeblich an ihre Kabinentür. Als man sie aufbrach, stand eine Flasche Champagner auf dem Tisch, auch eine kleine silberne Spritze wurde entdeckt, sowie Ampullen. Das Bullauge stand offen. — Der Horror vor den Fischen . . . Die entsetzlich schönen, stacheligen, in allen Farben des Regenbogens spielenden Ungeheuer im Aquarium von Madras . . . Jene erste Nacht nach dem Erkennen dessen, was geschehen war. Die Erinnerung an das Gefühl der Freude in der vergangenen Nacht, oben auf Deck unter den glitzernden Sternen, die Lebensgier, die sich kaum genug tun konnte, den Sternenhimmel in sich hineinfraß, hinunterschlang, bis Sterne aus allen Poren sprühten! Ja! Den Kopf in die Höhe geworfen! Den Mund geöffnet! Die Seeluft, in der das Salz des Meeres, das Feuer der im Nebel kreisenden fernen Gestirne eingesammelt war, einziehen durch alle Poren, herausstoßen den Atem, als ob es neue Welten, Feuerwelten, Meere wären, schöpferisch ins All ausgestoßen — und heute, in dieser stummgewordenen Nacht auf dem schaukelnden Bett liegend, alles, alles vorbei! Gedankenflucht bei unruhiger ansteigendem Seegang. Zwei Uhr nachts, halb drei, drei, jetzt, wo alles schläft, durch den Korridor sich tasten, im Schlafkleid hinauf über die Reling, und ein Ende. Wie gut es wäre, mit einem unbemerkten Eisberg zusammenzustoßen. Um diese Zeit war's doch keine Seltenheit. Mit dem Schiff untergehen. Die Frauen in die Boote,

die Kinder, helfen bis zum letzten Augenblick, selber als letzter untergehen, auflachend im Todesaugenblick, noch ein ironisches Gedenken an das Mißverständnis des heroischen Menschen, der Aufopferung für andere, im Angesicht des Todes nur eine Betäubung, Zerstreuung, Todesangst mit dem ersehnten happy-end. — Aus der Gedankenflucht, schlaflos in dem stürmisch schaukelnden Schiff, lösten sich Bilder, Gefühle stiegen auf, Gedankenverbindungen wurden wach, das Tintenfaß war vom Tisch geflogen, hüpfte in einen der Lederpantoffel, schleifte ihn quer durch den knarrenden, knisternden, sich hebenden und senkenden Raum, sonderbar war das anzusehen, wie damals jene Ratte in dem kleinen Hotel an dem holländischen Kanal mit einem meiner Stiefel davonlief, als ich die Tür aufmachte. — Das Licht ist grell, wenn ich es lösche, erlischt damit der Widerschein im Spiegel. Zwei Metallarme spiegeln sich in dem Spiegel. Einer, an dem der Vorhang hängt. Aber was ist der andere. Ich lösche das Licht und sinne nach. Was ist der andere Arm? Da, auf einmal, eine längst entwichene Erinnerung. Jener Wiener Dichter, der sich beim ersten Anzeichen von Krebs vor seinen Spiegel gesetzt und mit zwei Revolvern die rechte und linke Schläfe durchschossen hatte. Welche Gefühle müssen da kommen, wenn die Kugeln sich, geschickt, nüchtern und kühl abgeschossen, in der Mitte des Gehirns begegnen? Das Wiertz-Museum in Brüssel. Dort hängt ein Bild, das könnte die Frage beantworten. Übrigens, sie ist weiter nicht wichtig.

Doch, sie ist wichtig! Denn es ist vorgekommen, daß der Tod nicht eintrat, der Selbstmörder erwachte blind, blind für ewig. Das also ist abzulehnen. Das Wiertz-Museum! Habe ich nicht einmal eine Geschichte geschrieben, die sich in diesem Museum abspielt? Zwei wildfremde Menschen, jeder am Arm eines anderen, in diese riesige Scheune mit den gräßlichen Werken des überhitzten Genies eingetreten, lösen sich aus den vertrauten Armen, werfen sich einer dem anderen entgegen, und in einem überirdisch sublimen Augenblick sinken vier Leben teils in die Ekstase, teils in den Abgrund, ins Nichts. Das ist Leben. Das ist Leben. Das war der Kern jener überhitzten Novelle, von der nichts übriggeblieben ist als jetzt ein schwankendes Gebild, Erinnerung, Erwartung, die Spitze, der vergiftete Dolch, der tief ins Herz dringt, und mit dieser Vorstellung der vergifteten Dolchspitze jener Name, der auf dem Messingschild hier vor der Tür steht, an den Schrank, an das von Curare angerostete orientalische Messer, einst mit Schauern über die Finger gestrichen — dann der Entschluß, beim Verlassen der Reede von Southampton rasch den Koffer zu packen und in Cherbourg an Land zu gehen, hierherzukommen zu dem Freund aus den jungen Tagen, ihm zu erklären, ihm ins Auge zu schauen, ihm die Hand zu drücken, dankbar, dankbar . . .“

„Ich erinnere mich, Freund“, sagte Abermann, „als dieser Gedanke sich in mir verbreitete, war es wie eine Ölschicht über dem aufgeregten Herzen.“

Ich glaube, ich schlief bald darauf ein. Jedenfalls bin ich den nächsten Tag im Bett geblieben. Es war ein stürmischer Tag, und doch, in mir waren die Elemente zur Ruhe gekommen. Ich überlegte alles. Damals hatte ich noch nicht das Buch in der Kabine des Arztes in der Hand gehabt. Und doch, ich war ruhig und blieb ruhig den Rest der Reise hindurch. Als das Schiff an Wight vorüber durch den Solent in den Kanal hinausfuhr, hatte ich schon längst das Schwerste überwunden. Was ließ ich denn zurück. Wovon hatte ich nicht bereits viele Jahre früher, ohne Reue, ohne Beschwerden, Abschied genommen? Was ließ ich denn zurück. Frau? Mutter? Betrogen von je. All das Ungemach, das das Leben gebracht hatte! Frankreich war schon in Sicht, als ich ein paar Zeilen in mein Notizbuch schrieb. Willst du sie hören, Freund? Sie fangen so an — nein, es ist nur ein Gedicht in Prosa, und es heißt: ‚Beschlagene Scheiben‘. So ungefähr: . . . noch waren die Tränen in den Augewinkeln nicht getrocknet, als die Leute ihn fanden. Hinter den beschlagenen Scheiben, von denen außen kleine Tropfen, größer werdend, im Wettlauf zum Rand des Glases hinunterliefen, war die Welt ein einziger Betrug, der Räuber Welt. Weshalb die Tränen? War nicht alles vollendet, das Leben nicht seit langem schon reif für den Tod? Oder hätte dieser, der auf dem Boden lag, gern noch weitergelebt? War es die Reue, die ihn überkam, als es zu spät war, die Vorstellung, daß er ein heiliges Leben vernichtet hatte?“

Abermann steckte das Notizbuch in seine Brieftasche zurück. Er hatte das sonderbare Lachen auf dem Gesicht des Freundes erwartet. Der aber blieb ernst, mit einem starren Blick, schwer zu deuten. Auf seinem Gesicht, den typischen Zügen des kultivierten, durch alle Schichten der Existenz hindurchgegangenen intellektuellen Juden, war eine Veränderung vorgegangen, kaum bemerkbar, doch dem Auge Abermanns, das scharf zu schauen gewohnt war, wohl — nur verweilte es nicht lange auf dem Gesicht. Abermann sprach rasch, seinem eigenen Gedanken und Schicksal nachjagend, weiter: „Nun kommt das Erfreuliche, das Merkwürdige, ich muß dir noch erzählen, daß ich an dem Tag, der nach jenem stürmischen — also an dem zweiten Tag meiner Entdeckung, es war ein heller, ruhiger Tag, die Sonne schien, ich hatte das Buch, unten in der Kajüte, das ärztliche, bereits in den Händen gehalten, plötzlich auf Deck, an derselben Stelle, wo ich den Schaden entdeckt hatte, eine neue Entdeckung machte: ein Buch schreiben über diese ganze Sache!! Ein Mensch wird sein Augenlicht verlieren. Es ist ein Mensch, der von seinen Augen gelebt hat, ein Mensch, ein schauender, ohne das Schauen aber ein Nichts, ein unausdenkbares Etwas, nicht mehr Seiendes. Ein Buch schreiben über diesen Zustand der Erwartung! — Über diesen Zustand der Erwartung des Unausdenkbaren, des versinkenden Sinnes, der das ganze Leben um sich wie in einem Trichter in den Abgrund reißt. Nach unten gezogen, aber vor dem

Versinken in den rapid enger werdenden Kreis noch aufnehmen von oben, was in die werdende Dunkelheit hinunterfällt, leichter und leichter werden, leichter und leichter, wenn auch die eigene Schwere zu rasch dort hinunterzieht! Leichter und leichter! Sich befreien von allem Ballast des Irdischen und doch mit dem Irdischen noch eins sein, behaftet noch sein mit dem Irdischen, emporblicken bis zum letzten Augenblick, dem letzten huschenden, verfliegenden Schimmer von Licht. Darüber ein Buch schreiben!“

Hier erschien plötzlich wieder das Lachen auf dem Gesicht von Herrn Samson. Es schien boshafter, als es vor dem Geständnis Abermanns gewesen war. Diesem blieben die Worte im Halse stecken, die er eben aussprechen wollte: „Aus dem Leben, aus allem, was unsereiner erlebt, Arbeit machen, das ist die Lösung, die Errettung — —“. Er verschloß sie in sich und merkte, daß sie ja bei all ihrer Selbstverständlichkeit doch zu pathetisch geklungen hätten. Er haßte Samson nicht dafür, daß sein Lachen sie ihm sozusagen in die Kehle zurückgestoßen hatte.

In einem Zimmer jenseits der Rumpelkammer, durch die man hindurch mußte, hatte der befrackte Diener ein einfaches Mittagessen aufgetragen. „Jetzt werden wir zeigen, wie ein Burgunder beschaffen sein muß!“ Es senkte sich eine Flasche Nuits, in einem Korb ruhend, langsam über das Glas, das Abermann dem Diener hinstreckte.

Munter geworden, erzählte der Gast dann noch, wie er, spät nachts in Paris angelangt, sich in seinem

Hotel gleich zur Ruhe begeben hatte, nächsten Morgen aber, als er die Balkontür öffnete und drüben am anderen Ufer der Seine den Louvre, die Tuileriesgärten im hellen, farbig duftenden Herbstmorgen vor sich ausgebreitet sah, mit der Rue de Rivoli dem Strom parallel, rechter Hand weit unten die Türme von Notre Dame, hinter jener Biegung des Ufers zur Linken den Eiffelturm, spitz wie ein Dolch in das Firmament stechend, wie er da entdeckt hatte, daß dies Paris war, Paris, die Geliebte seit der frühen Jugend, daß in einer Stunde der Luxembourg-Garten, die Fontäne Médicis, die Jugend, all das Schönste im Leben da vor seinen verschleierten Augen wieder erstehen werde — nein, noch nicht rief es, alles zu verlassen! Noch nicht! rief es, rief alles! Aber Zeit, langsam, leise, unbemerkt, wie die Gedanken auf etwas anderes gerichtet — die Hand auszustrecken, in einer bittenden Gebärde, Abschied zu nehmen, dazu war es wohl an der Zeit.

Letzter Abend in Paris. In dem Zimmer des Hotels am Quai Voltaire brannte prasselnd ein helles Feuer. Noch war die Straße hell, man konnte schon den Winterhauch durch die Bäume am Quai vorüberziehen spüren, unter denen die Bouquinisten vor ihren aufgeklappten nassen Buchkästen sich hüstelnd mit den spärlichen Käufern unterhielten, welche sich vom drizzelnden Herbstnebel nicht abhalten ließen, in den alten Büchern zu kramen.

Aus dem Schornstein flogen schwarze Schmetterlinge oder Fledermäuse wirbelnd zu den Flammen im Kamin nieder. Papier, das nicht im Atlantik versunken war, wirbelte als Asche durch den Kamin in die Höhe. In einem der alten Lehnstühle dieses Hotels sitzend, das sich durch den Ruhm seiner Tradition mehr als durch Komfort auszeichnete, blickte Harry Abermann in das Feuer vor sich. Das heile Auge sah die blauen und schwefligen Gespenster in der Flamme tanzen und züngeln; bedeckte die Hand das heile Auge, so war das Feuer plötzlich ein trübes, rötlich gefärbtes Gewoge. Mehrfach war Abermann versucht, sein Taschenbuch hervorzuziehen und aufzuschreiben, was ihm durch den Sinn fuhr. Diese Vorstellung von dem versinkenden Sinn, des Lebens Sinn, der in immer engeren Kreisen sich unaufhaltsam dem Abgrund näherte, in dem alles Irdische verschwindet, hatte in ihm eine Menge kleiner, undeutlich oder grell aufblitzender Funken, Fragmente, zugespitzte oder vage Wortfolgen erzeugt. Er behielt sie im Gedächtnis zurück, weil er den Paroxysmus des Verbrennens von allem Niedergeschriebenen nicht auf das Zukünftige, das sich in ihm bildete, hinübertragen wollte.

Er versuchte sich auf eine kostbare Kleinigkeit zu konzentrieren, die er zwischen seinen Händen hielt. Es war eine Dose, ein kleines Kunstwerk, das er am Morgen auf einem Spaziergang durch die Rue de la Paix zu einem für seine Verhältnisse ganz unmöglichen, exorbitanten Preis erstanden hatte. An der

4 Holitscher, Ein Mensch ganz frei

Ecke des Vendôme-Platzes hatte diese kleine runde Dose in einem Schaufenster, auf einem dunkelvioletten Samtpolster gelegen, von dem sie sich bunt und in allen zarten Einzelheiten plastisch abgehoben hatte. Aus Jade, aus winzigen Splittern von Korallen, Aquamarin, Türkis und Smaragden war eine Szene abgebildet, die den Beschauer sofort an Gustav Mahlers seliges „Lied von der Erde“ erinnert hatte. Der Dichter Li Tai Pe saß da, winzig, zierlich und irisierend, den trunkenen Kopf in die Hand gedrückt, am Ufer eines vorbeiströmenden gewellten Platinfadens, an dessen anderem Ufer sich aus rötlichem Gebüsch die schlanke Jadepagode in einen hellblauen Emaillehimmel emporreckte. Die kreisrunde wolkige Scheibe des Mondes am Rande der kleinen Dose war aus einer Barockperle geschnitten. Die Dose war aus Gold. Das Berühren einer unsichtbaren Feder genügte: der Deckel klappte auf, und im Innern der Dose kam ein kleines zusammengefaltetes, ineinander geschobenes Papier zum Vorschein, in dem sich das kostbare Pulver verbarg. Die kleine Dose war so zart und dünn, daß sie in der geballten Hand ganz verschwinden konnte. Die Handfläche empfand in allen Nervenspitzen die feinen, zarten Konturen der Jade, die Edelsteinsplitter, den Platinbach, den Perlenmond, die kühlen ziehenden Wolken aus blaßblauer und weißer Emaille.

Die Wärme im Zimmer duftete. So wohlig müde. Ein Gefühl: die Ruhe des Alters, die Einsamkeit,

das Fortströmen, Hinunterfließen des Lebens über einen kleinen, glitzernden Streifen, dünn und gewellt, ganz unwahrscheinlich zart, auf dem Wege irgendwohin, ungehemmt von Dimensionen — der Rand des kostbaren Gebildes mit der inkrustierten Gestalt, den Formen der Natur, weitete sich — farbige, flackernde, undeutliche Durchwärmung des Raumes, andächtige Verkrampfung der Hand, durch deren Fleisch die Hitze vom Kamin sich der kleinen kühlen Dose mitteilte, sie umspannte, auf den Wärme-grad des pulsierenden Blutes steigerte.

Die Scheite im Kamin zischten auf und fielen in dunkle Glut zusammen. Aus dem Schlaf zog das erwachende Gehirn wie eine Spur Worte mit sich in das Halbwachsein, das sich verstärkte, hinüber. Ein Mensch ganz frei. Der Krampf der Finger lockerte sich. Der Erwachte schrak auf. Er mußte die kleine Dose ganz nahe an die Augen halten, um zu erkennen, daß sie noch da war. Doch die Worte: „Ein Mensch ganz frei“ schienen überirdisch klar, als ob sie nicht anders sein könnten. Es kam mit ihnen noch eine Vorstellung über das von den Fesseln der Wärme umspinnene Gehirn. „Wer ist im Laufe dieser letzten zehn Wochen gestorben?“ Abermann stellte sich hartnäckig diese Frage. Wie ein Lehrer an einen Schüler, den er bei verbotennem Tun, etwa bei der Lektüre eines Buches unter der Bank, ertappt hatte. Ganz vage erinnerte er sich, daß

während der letzten Monate eine ungewöhnlich große Reihe von wichtigen Persönlichkeiten der zivilisierten Welt das Zeitliche gesegnet hatte. Keiner einzigen aber konnte er sich mit Deutlichkeit entsinnen. Das Verschwinden eines Menschen, was ist weiter dabei? Die Werke, die Taten bleiben, wie das heißt. Wer aber behauptet das, wer kann es behaupten? Die Tatsachen widersprechen. Das Leben selbst ist also wesentlicher, als angenommen wird! Eine selbstmörderische Zeit, die die Menschen, so in ihr leben, konsumiert, abtötet, erdrosselt, wie Ballast mit sich schleppt, abwirft! Sich selber frenetisch in so stürmischem, drängendem, vorwärtsstoßendem Rhythmus übersteigert, daß dabei der Mensch, der gestern noch, in altmodisch beschaulicher Langsamkeit, die Tage seines Alters erreichen konnte, heute aus der Bahn geschleudert, die vorgezeichneten Zeichen außer acht lassend, in dahinschießendem Überschwang, wo seine Struktur eine Verlangsamung vorschrieb, Fermaten überspringt, sich kopfüber in einen dröhnenden, tosenden Maelstrom stürzt, überschlägt, wo der Lebensinstinkt, der allmählich verstummte, Stetigkeit, Stille vorgeschrieben hätte . . .

Wer ist in diesen letzten zehn Wochen, ja, diesen letzten zehn Tagen davongegangen? Kein Name, kein einziger Begriff. Nichts. Ein Gongschlag, 10000 Zettelkasten öffnen sich in den Redaktionen, 10000 Zettel wandern in Rotierpressen. Nächsten Tag liegen sie, erledigt, mit Milliarden zerknüllter,

bedruckter Blätter im Nichts, in der Vergangenheit. Unhörbar pfeifend, mit einem leisen Laut der Erleichterung, klappt der Deckel auf die Kartothek nieder. Der Sinn des Lebens im Weiterwirken der Gedanken, das Individuum ist nichts, die Mitmenschen nichts, die Erinnerung der Menschen nichts, das Weiterwirken der Persönlichkeit und der Form, die ein Aktmaler mit der Kohle auf eine leere Leinwand zieht, phantastische, pompöse Lüge, eine Vorstellung des Größenwahns, womit das eingeborene Wissen um die Nichtigkeit jeglichen Aufschwungs seine Angst zu betäuben versucht.

Abermann versenkte die kleine kostbare Dose in der inneren Tasche seiner Weste. Die Schläge seines Herzens pflanzten sich durch Gewebe, Haut, Hemd, Futter bis zu dem kleinen kostbaren Metallbehälter fort. Die mikroskopisch winzigen Pulverkörnchen in der Papierhülse verschoben sich bei jedem Herzschlag, jedem Atemzug, nicht wie Körnchen in einem Stundenglas systematisch von der überirdischen Kraft der Schwerkraft gelenkt, sondern in einer willkürlichen, von privaten, einmaligen Affekten und Lebensformeln bestimmten Sprunghaftigkeit dieses Individuums aus Fleisch und Blut, des alternden, runzlig, weiß, zahnlos und blind werdenden Menschen Harry Abermann. —

Indem er aufstand, sein Körper sich straffte, den leichten, aber ungewohnten Druck der kleinen goldenen Dose gegen die Rippen fühlte, formte er rasch noch das Gefühl durch: daß zum Selbstmord ja

eigentlich kein Mut im richtigen Sinne des Wortes gehöre. Mut gehört zu den Dingen, die man für die Gesamtheit leistet. Der Selbstmörder aber ist ein egozentrisches, antisoziales Wesen. Er darf sich auf sein Vorhaben nichts einbilden. Ganz folgerichtig wird der Selbstmörder, aus der Erkenntnis seiner antisozialen Haltung, weil er sich seiner Pflicht gegenüber der Allgemeinheit entzieht, wie ein Verbrecher an dieser Allgemeinheit, mit Kerker und Ächtung bestraft; also ist der Selbstmord nicht von Mut, nicht von der Übersteigerung des sittlichen Leistungsniveaus bedingt. Das ist eine rigorose Auffassung, sagte sich Herr Abermann.

Durch die Flügel der Balkontür, die er weit öffnete, drang der herrliche, von Feuchtigkeit erfüllte Nachtwind von der Seine ins Zimmer herein; die glitzernde Kette der Arkaden der Rue de Rivoli schimmerte undeutlich durch die Tuilerienbäume herüber.

Bis zur Abfahrt des Nachtzugs waren es noch drei Stunden. Der Kellner brachte mit dem Essen die Abendblätter „Intransigeant“ und „Soir“ herauf. Die Schlagzeilen am Kopfe beider Blätter verkündeten übereinstimmend: „Unruhen in Berlin.“

An der Haustür war geläutet worden. Frau Metz brachte einen Rohrpostbrief herein, der eben durch den Briefspalt geflogen war. Ohne den Hörer vom Ohr zu nehmen, sagte Abermann: „Bitte, legen

Sie dorthin.“ Er bemerkte mit Widerwillen, daß der Brief an den Rändern Spuren von den nassen Fingern der Frau aufwies. Das hatte er ihr trotz jahrelanger Erziehung nicht abgewöhnen können; Türklinken, Bücher, Briefe, alles naß, Spuren der Küchenarbeit. Er legte den Briefbeschwerer auf den Brief, dessen Handschrift er nicht genau zu lokalisieren vermochte, und fuhr fort: „Hallo, sind Sie noch da, so lassen Sie mich weitererzählen. — Nein, nein, keine Aussicht, ich muß Ihnen das erklären. Nein, bitte lassen Sie mich aus dem Spiel. — Ja, definitiv. — Nun, das wollte ich Ihnen ja gerade sagen. Hören Sie. Ich bin vorgestern abend angekommen — ja, ja, alles in Ordnung, — dieselbe Wirtschaftlerin, dieselbe Wohnung, alles in Ordnung, irgendwo im Haus ein Lautsprecher, weiter kein Unglück — ja, jawohl, Berge von Briefen, Büchern, Drucksachen. Arbeit für einen Monat. Auch Aufforderungen — ja, ich werde sie ablehnen, ich bin entschlossen — nein, nein, ich ziehe mich nicht zurück, im Gegenteil. Ich konzentriere mich nur auf einen anderen Punkt der Aktivität. Auf keinen Fall, wie Sie meinen. Verloren für die Bewegung? Ich bitte Sie!!! — Gestern abend war ich also bei Bötzw. Sie wissen, da waren die entlassenen Arbeiter von Hartmann, Weiler & Co. Rationalisierung, jawohl; von zweitausend Arbeitern elfhundert schlicht auf die Straße gesetzt. Ja, ich weiß. Der neue Riesenauftrag. Ich erkundigte mich, ob sie denn neue Maschinen haben, daß sie es wagen können, jetzt bei dieser Konjunktur eine solche Menge

Menschen einfach hinauszuerwerfen und das Tor hinter ihnen abzusperren. Ja, ich weiß, keine neuen Maschinen, Offensive des Unternehmertums auf der ganzen Linie. Rationalisierung — keine Neuigkeit. Auch das haben sie in Amerika gelernt. Nach dem Taylorsystem Rationalisierung. Ich war also im Saal. Schwedtler bemerkte mich. — Ach schade, ich habe Sie nicht gesehen. Nun, wir können uns ja bald treffen. Wie war Ihr Eindruck? — So. Meiner war anders. Wie, das haben Sie nicht gemerkt, daß es vier Parteien gab, besser gesagt sechs, die, statt gemeinschaftlich über Hartmann, Weiler & Co. zu sprechen oder herzufallen, sich gegenseitig in die Haare gerieten? Sechs Parteien, aus taktisch-politischen Gründen in die Haare. Einer gegen den anderen, gegen die Methoden der Aktion, falsch verstandene Parolen, eingebläute Schlagworte durcheinander geschrien, dabei waren welche da, die sechzehn Jahre lang an derselben Drehbank — ja, ich weiß, die glorreiche Organisation der Parteien, hochentwickelte Arbeiterschaft. Die kleinste Fraktion, die da war, sie war so klein, daß sie um einen einzigen Tisch in dem großen Saal beisammensaß, sie hatte nicht einmal einen Delegierten auf das Podium hinaufschicken können, so klein war sie — ich glaube, sie nannte sich A. E. U. A., rief im Chor: „Einheitsfront, Einheitsfront!“, bis sie von der Glocke des Vorsitzenden niedergeklingelt wurde. Als ich wegging, sangen sie alle drinnen im Saal stehend die Internationale!! — Draußen warteten schon die Lastwagen

mit der Schutzpolizei, Gewehr zwischen den Knien, Scheinwerfer mit Wachstuch verhängt. Ich ging dann die Prenzlauer Allee hinunter nach dem Bülowplatz, der Volksbühne zu. Sagen Sie doch, ich bitte Sie, haben diese Philister die Pocken gehabt? Die Fassade ist ja ganz narbig geschossen. — So, so recht! Eine unangenehme Nachbarschaft, das Liebknecht-Haus gegenüber. Man sieht die Nähe. Auf den Steinen überall schwer auslöschbare rote Farbe, ‚Nieder mit der SPD, nieder mit den Bonzen‘. Ich sah nach, was gespielt wurde. Harmlose Leute sind das. Man wird Minen auffahren müssen. — Ach nein, ich meine ja, die schweren Minen der Kunst. ‚Sowjet-Deutschland!‘ oben auf der Fassade des Liebknecht-Hauses; die rote Fahne von unten beleuchtet wie auf der Kremlmauer! Ich versichere Sie, derselbe Effekt, man sieht das schon von weitem. Während ich da hinunterging, fiel mir etwas ein, was ich auf unserem kleinen Schiff erlebt hatte. — Hallo, hallo, sind Sie noch da? Ja, also hören Sie. Wir waren nur wenige auf dem Schiff, unten in der zweiten Klasse fuhren ganze acht Leute. Arbeiter, Handwerksburschen offenbar, die, weil die Krise in den Staaten eingesetzt hatte, nach Europa zurückkehrten. Einer hatte eine Handharmonika mit. Am ersten Tag tanzten sie noch nach dieser Harmonika. Ich blieb dann zwei, drei Tage fern vom Deck. Als wir uns Europa näherten, sah ich wieder einmal dort hinunter von unserem Erstklassendeck: da gab's keine Harmonika mehr, die Harmonie war aufgehoben. Die

acht Leute saßen in, warten Sie mal: fünf — nein sechs Gruppen, jeder auf einem anderen Platz des Decks. Wie ich dann später konstatierte, sprachen sie auch nicht mehr miteinander. Bei Gott, es waren vier Parteien unter den acht vertreten, zwei Leute waren parteilos, die hatten sich beiseite gesetzt, weil sie vor den Debatten und Beschimpfungen, mit denen die anderen sechs sich traktierten, Ruhe haben wollten. — — — Nein, ich habe mich nicht entfernt, als die Schlacht anfang; im Gegenteil, ich ging dorthin, wo es am lebhaftesten herging. Das ist noch ein Überbleibsel aus der Jugend. Anziehungskraft der Volksmenge. Wie einst als Kind, immer dorthin gerannt, wo etwas los ist. Vielleicht braucht unsereiner, der am Schreibtisch sitzt und schreibt, für mangelnde Aktivität Erhöhung des Lebensgefühls durch das Element des Aufruhrs; nicht gerade Lebensgefahr. Nein, die kann ja auch eintreten. Die anderen haben ja das auch. Glauben Sie nicht auch, daß das vom Kriege her übriggeblieben ist? Kriegsvorbereitungen, Militarisierung der einzelnen Parteien. Bewaffnung, soweit es möglich ist. Drüben in Amerika habe ich es ja erlebt, und hier wird es wohl auch nicht anders sein. Marschierende Truppen in der Kinowochenschau, Militärmärsche im Tonfilm. Aber ich wollte das nicht sagen. Sie haben wirklich unrecht mit dem, was sie jetzt tun. Warum soll eine Partei, wie die der Kommunisten, nicht ihr Programm auf eine rote Leinwand malen und im Winde wehen lassen. Die vier Polizisten, die ins Haus hineingegangen waren,

kamen mit eingeschlagenen Tschakos zurück, und einer hatte Blut im Gesicht. Darauf ging man zum Angriff über. Zuerst wurden die zehn, fünfzehn Leute auseinandergetrieben, die sich bei dem Zaun vor der Volksbühne aufgepflanzt hatten und im Takt ‚Einheitsfront, Einheitsfront‘ riefen. Es war dunkel, die Scheinwerfer flogen die Straße entlang. Es fielen die ersten Schüsse — ja, Sie haben es versäumt. Sie hätten die Prenzlauer Allee hinuntergehen sollen, wie ich. Dann wären wir uns vielleicht auch begegnet. — Nach den ersten Schüssen stoben sie auseinander wie die Hasen. Nein, nein, wo denken Sie hin; allein! Nervensache. Ich ging ruhig meiner Wege, der Kaiser-Wilhelm-Straße zu. Ganz recht, die Straße, die zur Münzstraße hinunterführt. Ich ging ganz gemächlich, wozu sollte ich mich beeilen. An der Ecke der Hirtenstraße bemerkte ich, daß ich allein auf weiter Flur dastand. Die Scheinwerfer kreisten irrsinnig um Häuser, Zäune und die leere Straße, nach rechts und links hinunter. ‚Weitergehen!‘ hörte ich von links. ‚Auseinander!!‘ Wie hätte ich auseinandergehen sollen, ich bin stehengeblieben, weil ich mir dachte, der Scheinwerfer muß doch den Leuten zeigen, daß es nur einer ist. Plötzlich hält ein Lastwagen vor mir. Ich halte auch und nehme den Hut ab. Ich weiß nicht, was das ist: bei ähnlichen Gelegenheiten pflege ich den Hut abzunehmen. Ich stehe in grellestem Licht des Scheinwerfers da, völlig geblendet, mache eine Geste, halte meine Hand über das linke

Auge, vier Leute springen vom Wagen herunter und sehen mich an. Mit dem einen Auge bemerke ich wilde, verzerrte Gesichter. Einer hatte schon den Gewehrkolben erhoben. Da geschah etwas Merkwürdiges. Der Gewehrkolben senkte sich ganz ruhig nieder und die vier sprangen auf den Wagen, der Scheinwerfer drehte sich die Straße hinunter nach der Münzstraße zu. Und ich ging ruhig meiner Wege.

Schutzengel, meinen Sie? Nein, einen Kobold habe ich, es mag ja gern ein Schutzengel sein. Mich überkam eine Erinnerung. (Sie sehen, ich lebe bereits in Erinnerungen.) Das war vor — lassen Sie mich denken —, ja, genau zwanzig Jahren! Ich habe eine Zeitlang in Rom gelebt, Sie wissen ja. Da passierte mir einmal etwas Ähnliches. Ich ging mit einem alten Freund über die Hügel vor der Porta del Popolo. Wir gingen durch die Vignen und sprachen ganz ruhig ich weiß nicht mehr über was. Der Weg, auf dem wir gingen, war schmal, an beiden Seiten große dichte Dornenhecken, die die Vignen schützten und gegen den Fußweg abschlossen. Da kam hinter einer Dornenhecke plötzlich wütendes Gebell an uns heran. Immer näher. Durch die Dornen des stacheligen Gewirrs sahen wir einen riesigen Wolfshund, ein weißes Tier, es war aber kein Schäferhund, sondern ein Wolfshund, sich gegen die Dornen werfen, um uns zu fassen. Wir gingen etwas erschrocken, aber ganz ruhig unseres Weges weiter. Der Hund verfolgte uns jenseits der Hecke, indem er bei jedem Schritt an den Dornen in die Höhe sprang und versuchte, über die Hecke zu setzen. So

gingen wir etwa zwei Minuten lang. Plötzlich faßte mein Freund meinen Arm und zeigte nach einem Loch in der Hecke, etwa zehn Schritte vor uns. Es war ein Loch, wahrscheinlich hatte der Hund bei einer anderen Gelegenheit den lockeren Erdboden unter der Hecke an jener Stelle herausgekratzt. Wir gingen ruhig weiter. Der Hund war zugleich mit uns an der schadhafte Stelle angekommen und scharrte mit wütenden Krallen den Erdboden unter den Dornen weg. Ich hatte, wie ich Ihnen eben schilderte, den Hut abgenommen. Mein Freund war ohne Hut. Wir blieben stehen. Mit einem Satz, einem lauten heulenden Laut, der mir noch lange nachher in den Ohren klang, stand der Hund vor uns auf dem Weg. — Und da begab es sich, daß wir, die wir regungslos dastanden vor dem riesigen Tier, sahen — wie dieses Tier plötzlich verstummte — ein rasselnder Laut verschwand in seiner Kehle —, es stierte uns mit seinen blutunterlaufenen Augen einige Sekunden lang an und schlich dann mit eingeklemmtem Schwanz durch das Loch hinter die Hecke zurück. Wir gingen noch ein paar Schritte weiter, stumm. Das war die Geschichte. — Wir sprechen noch, Fräulein, bitte trennen Sie nicht.“ Aber schon war die Verbindung aufgehoben.

Herr Abermann hakte den Hörer ein und schrieb auf einen Zettel rasch ein paar Worte. Der unbewußte Wunsch, aber zugleich das wache Bewußtsein, daß die heroische Tat eine Lüge, Heroismus

wie Askese eine Lüge. Jene Anwendung, jener Wunsch, auf dem Schiff, die anderen rettend, unterzugehen. Auf freier Straße erschossen werden — willkommener Tod. Lüge. Der Vernunft folgend und nicht durch die Hintertür der großen Geste untergehen, verschwinden. Es gilt Beispiele anzuführen, um dies zu erhärten. Friedrich Adler — das Leben sublimiert in einer Geste, Ermordung des Grafen Stürgkh — nachher ein ausgebrannter Mensch, Pedant, Bürokrat, Horizont sozusagen eingeschrumpft. Sich nicht von den Nerven hinreißen, nicht von den Nerven zurückreißen lassen. Erste Forderung.

Das Telephon klingelte. Es war wieder Mendrichs.

„Ja, ja, wir sind getrennt worden, aber viel war ja nicht mehr zu sagen. Nein, glauben Sie mir, unter diesen Umständen auf keinen Fall mehr. Zum Kämpfen gehört Enthusiasmus. Ich fühle, ich kann ihn nicht mehr aufbringen. Ich habe getan, was ich tun mußte. Für eine große Sache, die die anderen nicht anerkennen oder aber, wenigstens in unseren Kreisen, ich brauche Ihnen kein Beispiel zu nennen, erst jetzt mitmachen, weil sie den Erfolg herannahen sehen — ja, ja, ich meine die Sowjetidee. Nun, bei gewissen Gelegenheiten treffe ich ja Menschen, die mich damals boykottiert haben und heute noch boykottieren, die mich geächtet haben, weil ich früher die Wahrheit erkannt und herausgeschrien habe, während sie jetzt mit dieser Wahrheit ihr Geschäft machen. Ja, an gewissen Stellen, wo sie nicht hingehören, treffe ich sie zuweilen —

ja, ja, ich meine es, wer früher als die anderen die Wahrheit erkennt, ihr dient, den stößt die Gesellschaft aus. Nein, nein, versuchen Sie es nicht, ich werde schon allein bleiben; wie jener auf dem Schiff werde ich schon einen Liegestuhl in der Sonne mir ergattern! — Oh, was das anbelangt, keine Verachtung. Unbegrenztes Mitleid. Die größte politische Tat, die größte Tat der Befreiung in der Geschichte der Menschheit, und jene, die dem Proletariat zu dienen vorgeben, haben sie nicht erkannt. Ein russisches Sprichwort: „Du bist im Zoologischen Garten gewesen und hast den Elefanten nicht gesehen?“ — Ja, haha, nun, der Vergleich stimmt nicht ganz. Auf Wiedersehen.“

Abermann setzte noch ein paar Worte auf das Blatt: „An dem größten Erlebnis der neuen Zeit vorübergegangen. Mitleid mit diesen Menschen.“ Er stand auf, wollte ins Nebenzimmer gehen, das Frau Metz eben verlassen zu haben schien, als er den Rohrpostbrief unter dem Briefbeschwerer bemerkte. Er war von Selma von Bars, sie bat um Nachricht ins Hotel Kaiserhof, wann sie Herrn Abermann besuchen könnte.

Frau von Bars hatte sich während der sechs Jahre kaum verändert. Das Haar schien gefärbt zu sein. Doch machte sie die Mode der Lippenfärbung offenbar nicht mit. Sie hatte um eine Zigarette gebeten und saß in dem Klubsessel, mit ihren

schwarzen Handschuhen spielend, die sie von ihren feinen weißen Händen mit den vielen Ringen herabgestreift hatte, während Abermann in einer bestimmten Distanz in seinem Arbeitssessel sitzenblieb. „Woher stammt die Kristallfigur?“ frug sie. „Darf ich den Hut ablegen?“ — „Bitte, selbstverständlich“, sagte Abermann, stand auf und legte den Hut samt dem Schleier auf das Sofa. Sie war ganz in Schwarz gekleidet. Sie hatte beim Eintreten erklärt: „Mein Mann ist vor zehn Tagen im St. Clemens-Krankenhaus operiert worden und gestorben.“ Sie kam an den Schreibtisch heran, sah sich die Kristallfigur und daneben die kleine rohe Messingfigur mit der roten Schnur um den Leib an. Sie schien etwas kurzsichtig geworden zu sein, beugte ihr Gesicht ganz nahe zu den beiden Figuren herunter. Abermann hatte sich in den Hintergrund des Zimmers zum Ofen begeben, der ungeheizt war. Es war beträchtlich kühl geworden. „Die Kristallfigur stellt einen chinesischen Weisen dar, die Messingfigur ist die Göttin Kali und stammt aus Benares.“ — „In der Blumenvase ist keine Blume“, sagte die Frau halblaut und ging zum Klubsessel zurück. „Wenn ich es gewußt hätte, hätte ich welche mitgebracht.“ Sie sah vor sich nieder, drehte die Ringe an ihren Fingern. „Bei uns — bei mir zu Hause blühen jetzt die Hortensien im Treibhaus, die Chrysanthemen, unten beim kleinen Teich ist es ganz bunt von Atern. Der Gärtner stellt jeden Tag die Blumenschale mit frischen Georginen auf den Tisch im Speisezimmer.“

Du müßtest diese Pracht sehen.“ Nach einer Weile sagte Abermann vom Ofen her: „Es muß sehr schön sein. Aber ich kann auch ohne Blumen leben.“ Die Frau blickte zu ihm hinüber und sagte: „Seit wann sind Sie zurück?“

„Seit zwei Tagen.“

„Oh.“

„Hat Ihr Mann einen schweren Tod gehabt?“

„Die letzten Jahre war es nur Krankenpflege, er ist in der Narkose gestorben.“ Abermann sagte: „Wie alt sind Sie jetzt, genau.“ Die Frau drehte ihr Gesicht dem Fragenden zu, schwieg eine Weile und sagte: „Warum diese Frage, Sie wissen doch, als wir uns kennenlernten, war ich fünfzehn Jahre jünger als Sie. Dieser Zwischenraum wird wohl, seitdem wir uns nicht gesehen haben, der gleiche geblieben sein.“

„Ich meinte nur: Sie müßten sich wieder verheiraten.“ Die Frau sah ihn an und sprach dann: „Als ich ihn heiratete, an dem Morgen, an dem wir getraut werden sollten, kamen meine beiden Jungen in ihren Nachthemdchen ganz früh am Morgen, es war noch nicht hell, zu mir ins Schlafzimmer herein. Sie krochen ins Bett zu mir, und der kleine Krausköpfige warf sich über mich. Die beiden Jungen schluchzten zum Herzbrechen. ‚Was soll das, Kinder‘, frug ich die Jungen. Da kam es stoßweise schluchzend aus ihnen heraus: ‚Mama, versprich uns, schwöre uns hoch und heilig, daß wir kein Brüderchen und Schwesterchen mehr bekommen!‘ — Denk dir, diese Kinder.“ Sie versuchte zu lachen.

Abermann frug: „Sie haben keine Kinder von Ihrem zweiten Mann?“ Die Frau antwortete: „Nein. Die Jungen wachsen heran, der ältere ist ein Jäger, der Kleine aber, ich weiß nicht, was es mit dem Kleinen ist, der gerät weder mir noch seinem Vater nach. Er spintisiert in einer Ecke, einmal mit einem Buch, einmal baut er sich aus seinem Baukasten, er ist eigentlich zu alt, um mit dem Baukasten zu spielen, aber er hat ihn vom Speicher geholt und baut sich allerhand kleine phantastische Maschinen zusammen. Wenn ich ihn frage: ‚Was soll denn diese Maschine treiben, zu welchem Zweck?‘ ‚Ach nein, muß denn alles einen Zweck haben!‘ sagt er dann. Der ältere wird das Gut übernehmen. Es wird mir schwer fallen, den jüngeren, wenn auch nur für kürzere Zeit, wegzugeben. Aber ich werde ihn nach England schicken.“ Sie hatte eine kleine Tasche aus Schlangenhaut neben sich auf die Lehne des Klubsessels gelegt. Aus ihr holte sie jetzt zwei Photographien heraus. Abermann kam heran, sah sich die Photos an und gab sie zurück. Die Frau frug: „Wollen Sie sie behalten?“ Abermann verneigte sich, dankte und legte die Photos auf seinen Schreibtisch. Sie stand auf, ging an ihn heran, legte ihre Hände auf seine Schultern und zog seinen Kopf zu ihrem. Er spannte seine Muskeln, hob die beiden Hände von seinen Schultern und bog sie langsam, aber energisch nieder. Dann machte er kehrt und ging zum Ofen zurück. Er stand mit dem Rücken gegen das Zimmer und stemmte seine Ellenbogen auf den Rand des Ofens. Die Spannung war

wieder da. Ein elendes Gefühl des Unterliegens. Er drehte sich um und sagte ruhig und klar: „Man sieht Ihnen Ihr Alter nicht an. Sie haben die Jahre gut überstanden. Sie scheinen auch mit Ihrem zweiten Mann fertiggeworden zu sein.“

„Fertiggeworden!“ sprach die Frau, „was meinen Sie damit?“

„Nun, verzeihen Sie, es war ein falscher Ausdruck. Aber Sie sollten sich nach einem dritten umsehen, nach einem jungen. Sie haben noch die Reize, die einen jungen Menschen an Sie fesseln könnten, Sie sind ja auch reich. Sie werden schon einen geeigneten Gatten finden, daran zweifle ich nicht.“ Die Frau sagte: „Meine beiden Jungen sprechen mir so oft von Ihnen. Wenn die wüßten, wie Sie mit ihrer Mutter sprechen, würden sie . . . besonders der ältere.“ Abermann sagte zynisch: „. . . mir bei einer Jagd eine Ladung Schrot ins Gesicht schießen.“ Er hob, ohne es zu wissen, die Hand und bedeckte das linke Auge. Er nahm dabei die Brille ab und preßte die Handfläche auf das linke Auge. „Warum tragen Sie eine Brille?“ frug die Frau, „ich habe es schon lange bemerkt. Warum bedecken Sie Ihr Auge mit der Hand?“ Abermann sagte: „Weil es erblindet.“ Die Frau sprang auf und blieb vor ihm stehen. Ihre Lippen zitterten. „Was, Ihr Auge erblindet, und das sagen Sie mir erst jetzt, oh, lassen Sie mich sehen.“ Sie kam ganz nahe an ihn heran, und wieder war die Spannung zwischen den beiden Menschen. Sie nahm ihm die Hand vom Auge, blickte in das

kranke Auge und sagte: „Man sieht nichts.“ Abermann befreite sich vom Druck ihrer Hand und sagte: „Es ist nicht so wichtig, man sieht nichts, aber es erblindet.“

Er ging zum Schreibtisch, setzte sich und blickte zum Fenster hinaus. Er hörte, wie sie sprach: „Bei wem sind Sie in Behandlung. Ich muß es erfahren.“ Da er eine Weile schwieg, wiederholte sie: „Bei wem sind Sie in Behandlung?“ Er antwortete: „Noch bei niemandem.“ Sie schrie auf: „Wie, bei niemandem?“ Er sagte: „Nein, ich hatte noch keine Zeit dazu. Ich werde, wenn ich es für notwendig halten werde, schon eine Autorität aufsuchen.“ Darauf sie: „Niemand bekümmert sich um Sie. Sie haben niemanden, der Sie bei der Hand nimmt, das tut, was notwendig für Sie ist, was das wichtigste ist für Sie, Sie haben niemanden, keinen Freund, oh, und dabei haben Sie Freunde, Sie sollten nicht allein sein, sollten jemand haben, der für Sie sorgt, Sie pflegt, wenn es notwendig ist, Ihnen die Last abnimmt, nein, schütteln Sie nicht den Kopf. Wie kann ein Mensch gleichgültig über solche Dinge sprechen. Sie müssen etwas dagegen tun. Ist das andere Auge heil?“ Sie bemerkte, daß er leise nickte. „Oh Gott, Sie müssen jemand haben, Sie dürfen nicht so allein sein. Jemand, der für Sie sorgt.“ Abermann sagte leise vor sich hin: „Es ist interessant.“ Sie verstand nicht, was er sagte. „Wie meinen Sie, ich hörte nicht.“ Abermann schrieb mit der Fingerspitze unsichtbar auf die Schreibunterlage: „Sich nicht mehr vom

Schicksal ins Leben pfuschen lassen. Nie mehr!“ Die Frau sagte plötzlich: „Du traust dich ja gar nicht, mir ins Gesicht zu schauen! Glaubst du, weil du mit dem Rücken gegen mich sitzt, daß ich nicht fühle, daß alles gleich geblieben ist zwischen mir und dir trotz der Jahre, die vergangen sind? Verstelle dich nicht. Wenn du dich trauen würdest, mir ins Gesicht zu schauen, würde ich dir sagen, woran du bist. Aber du traust dich nicht, mir ins Gesicht zu schauen, weil du es spürst.“

Sie ging zu ihm heran, beugte ihre Brust zu ihm nieder, preßte seinen Kopf gegen ihre Brüste und fuhr mit den Lippen über sein Haar. In ihm sprach es leise: „Du wirst später weinen. Du wirst nachher weinen.“ Er stemmte seine Hände gegen die Lehne seines Arbeitssessels, stand auf und blickte der Frau ins verweinte Gesicht. „Ich werde dir etwas sagen, Selma. Ich werde dir ruhig ins Gesicht blicken, gerade ins Gesicht, und zwar mit beiden Augen, dem gesunden und dem kranken, und ich werde dir sagen: wenn ich deinen Vorschlag mit dem verschleierten Auge ansehe, sehe ich dich und das, was du von mir verlangst, anders, als wenn ich dich und deine Absicht mit dem bisher noch heilen und klaren Auge ansehe. Das ist doch selbstverständlich. Ich will dir etwas sagen, Selma, und halte dich daran. Bildest du dir ein, daß du mich haben könntest wie einen Menschen, an dem du deine Krankenpflegekunst im Notfall — — — Und bildest du dir ein, daß ich, der ich arm bin, es von dir annehmen würde, mit dir

auf deinem Gut zu leben, durch die Krankheit arbeitsunfähig, erwerbsunfähig geworden, wenn auch nur für kurze Zeit von deinen Gnaden leben? Aber darum handelt es sich nicht.“ Er sah ihr gerade ins Gesicht und sah sie so aufmerksam an, als wollte er jedes Fältchen, das sich in ihrem Gesicht zeigte, zählen, jede winzige Falte, die sich um ihre Augen, aus denen Tränen über ihre Wangen liefen, in die Haut eingepreßt hatte. Innerlich sagte er sich: sie hat ihre Macht noch. Es ist erstaunlich, diese alte Frau. Denn sie ist alt geworden. Ihr Herz und ihre Sinne sind so überlegen. Es ist alles, wie es vor Jahren war! Vor Jahren!! Er wiederholte sich die Worte, die er vorher zu seinem Innern gesprochen hatte: „Du wirst nachher weinen, du wirst nachher weinen.“ Dann sagte er ganz ruhig, jede Silbe betonend: „Warum weinst du? Eine Frau wie du darf nicht weinen. Das entspricht nicht deiner Natur, und du mußt deinen Teint schonen. Du bist jünger, als du aussiehst, du mußt trachten, dein Aussehen auf den Grad deiner inneren . . .“, er suchte nach einem Wort, fand eins, das nicht paßte, sprach es dennoch aus: „deiner inneren Unerschrockenheit zurückzulenken. Glaube nicht, daß ich allein bin, es interessieren sich Frauen für mich. Du bist doppelt so alt wie jede von diesen Frauen. Nein, wenn ich ihre Jahre addiere, bleibt bis zu deinem Alter noch ein kleiner Rest. Du mußt dir einen jungen Mann suchen. Es ist mein letztes Wort, Selma. Du kannst, wenn du willst, mich

nachher für deinen Freund halten oder auch nicht. Jedenfalls rate ich dir zu einem jungen Mann. Du wirst in deinen eigenen Gesellschaftskreisen sicher jemanden finden; an Jagdfreunden deines älteren Sohnes wird wohl kein Mangel in eurer schlesischen Landschaft sein, oder du kleidest dich wieder in helle Farben und machst im Winter eine Rivierareise oder auch nur ein paar Wochen dieses angehenden Winters hier in Berlin durch. Sicher wirst du in Offizierskreisen, in Kreisen von verarmter Gentry, unter den Tänzern in den großen Hotels — es sind sehr hübsche junge Männer unter ihnen, zu allem bereit und fähig . . .“

Die Frau war in das Nebenzimmer gegangen; er hörte sie an dem Waschtisch hantieren, sah sie dann wieder in das Arbeitszimmer eintreten, Tasche und Handschuhe von dem Klubsessel nehmen, Hut und Schleier vom Sofa holen. Ohne einen Blick nach ihm zu wenden, ins Vestibül treten. Die Flurtür wurde geöffnet und geschlossen. Abermann stand in der Mitte des Zimmers, holte Atem und wartete nun auf die Tränen, die er sich selbst versprochen hatte. Sie blieben aus.

Er schloß die Schublade seines Schreibtisches auf und holte aus einem Winkel sein Telephonregister. Er suchte und fand Namen, Amt und Nummer. Aber er legte das Register wieder in die Schublade zurück, setzte sich im dunklen Zimmer, in das die Nacht rasch hereinbrach, in den Klubsessel und blickte auf die verschränkten Finger seiner Hand nieder. Von der Straße her kam das undeutliche

Zwielicht aus Herbstnebel, Straßenlaternen und Leuchtreklame herein, ein mit dunkleren Farben durchzogenes und gesprenkeltes Zwielicht. Er machte die Probe mit der Hand über die Augen. Sie fiel zur Zufriedenheit aus. Noch immer war das rechte Auge bei voller Sehfähigkeit.

Ljuba lag quer über dem Bett und hatte mit ihrer kleinen festen Hand die Decke bis an die Brust hinaufgezogen. Sie murmelte mit geschlossenen Augen etwas vor sich hin. Herr Abermann drehte aus dem Nebenzimmer den Kopf nach der offenen Tür: „Was war das?!“ Ljuba wiederholte: „Nichts, ich fühle mich nur so: totgeschossen wie Robert Blum.“ Abermann kam in das Zimmer herein und wiederholte erstaunt: „Was war das?!“ Sie wiederholte. Abermann verschwand. Wieder etwas, was er ihr abgewöhnen mußte. Von einem ihrer Freier Angeflogenes, Angelerntes, wie jener Refrain vom Teddybären. Er bemerkte, daß sie die Zigaretten, die er ihr der Verabredung gemäß mitgebracht, auf dem Nachtschrank liegen gelassen hatte, ohne die Schachtel zu öffnen. Er setzte sich an den Bettrand und reichte ihr die geöffnete Schachtel. Sie winkte ab. Seit sie in ihrer eigenen Wohnung, in ihren eigenen Möbeln war, das begriff Abermann, war sie vorsichtiger geworden. So lange er sie im Hotel getroffen hatte, war es vorgekommen, daß sie mit einer brennenden Zigarette Löcher in die Decke

oder die Kissen gebrannt hatte. Abermann lächelte und stellte die Zigaretten wieder auf die Nachttischplatte. „Siehst du, ich habe recht behalten, der Besitz hat dich bürgerlich gemacht, du schonst deinen Besitz, du opferst ihm sogar die Zigarette.“ Sie verlangte den Lippenstift und den kleinen Spiegel, setzte sich aufrecht und begann sich zu bemalen.

Abermann hatte ihre Adresse nicht leicht ermitteln können. Im Telephonregister war noch die Nummer ihrer Wirtin aufgezeichnet gewesen, und die hatte vorgegeben, Ljubas neue Wohnung nicht zu kennen. Erst nach langem Zureden, Umwegen und Bestechungen gelang es Abermann, zu erfahren, wo sie wohnte. Sie wohnte in einer kleinen ruhigen Straße des Bayrischen Viertels. Ihr Freund, der Spinnereidirektor aus dem Erzgebirge, hatte ihr diese Wohnung eingerichtet. Sie kargte ihren Freunden gegenüber kaum mit Erzählungen über die Lebensläufe der anderen Freunde, wobei sie aber mit großem Feingefühl Namen, soweit sie sie kannte, sowie nähere Lebensumstände unterdrückte. Der Spinnereidirektor war ihr treuester und ergebenster Freund, der sich seine Neigung zu dem schönen, starken und heiteren Mädchen offensichtlich am meisten kosten ließ. Einmal hatte er sie sogar nach Ostende, ein andermal nach dem Balkan auf eine Geschäftsreise mitgenommen. Abermann hatte sie wiederholt von diesem Freund erzählt. Er wußte zum Beispiel, daß der Direktor ihr einen wirklichen Dienst, einen jener Freundschafts- oder Liebesdienste, für die ein Mann einer

Frau am dankbarsten sein darf, verdankte. Der Direktor war mit einer frigiden Frau verheiratet, die ihre Unfähigkeit zur Liebe mit sentimental, aus der Literatur geholten Phrasen und Floskeln verhüllte. Er hatte Ljuba, nachdem sie sich einigemale begegnet waren, gebeichtet, daß er in seiner Ehe auf bedauernswerte Abwege geraten war, und daran war die erste Nacht schuld, die er mit seiner Frau auf der Hochzeitsreise in der Schweiz verlebt hatte. Ljuba erzählte, wie die Sache abgelaufen war. Die Frau des Direktors, aus einem reichen Berliner jüdischen Hause stammend, hatte, als ihr Ehegatte die Tür verriegelte: „Hast du gut zugemacht?“ gemurmelt, dann, während der Attacke, aus Furcht vor den Nachbarn im Nebenzimmer: „Take care!“ gemurmelt und war schließlich in den halberstickten Ausruf: „Oh, mon chéri!“ ausgebrochen. Diese in drei Sprachen gestufte Emotion hatte dem Spinnereidirektor, einem in sexuellen Dingen anspruchsvollen, schon etwas ältlichen Menschen (Ljuba bevorzugte vorgeschrittene Altersklassen), seinen ersten verhängnisvollen Chok gegeben. Schon im Laufe des ersten Jahres seiner Ehe hatte sich dies bis zur fixen Idee in ihm verbissen, so daß er, um zum Akt zu gelangen, einer künstlichen Aufmunterung bedurfte, die er seiner Frau natürlich nicht zumuten konnte. Ljuba aber, dieses gesunde, unverfälschte Wesen, ahnte in ihrer für den Beruf einer Freudenbringerin durch die Natur vorbereiteten Seele, daß der menschliche Körper, und wäre er noch so

hinfällig, schwach oder unwillig, ein Instrument sei und daß es, wenn das Instrument versagt, zumeist die Schuld der Frau ist, die es nicht versteht, das Instrument zu handhaben. Es gibt eine Weisheit des Körpers, und Ljuba besaß sie. Ohne den Mund aufzumachen, äußerte ihr Körper Aphorismen, ja Paradoxe, über die Chamfort hätte erröten müssen. Aber natürlich, sie mußte in Geberlaune erhalten bleiben, sonst wurde ihr Körper wortkarg, und der Apparat stockte. Der Spinnereidirektor war denn auch von ihr, allerdings erst nach einem langen Liebes- und Leidensweg, zur normalen Verrichtung zurückgeführt worden. Denn wenn sie auch alle Formen des Spiels der Körper kannte, war sie im Grunde ein naives, animalisches, leidenschaftliches Wesen, voll Verlangen und Freude an unkomplizierter Lust. — Sie überschätzte die Dankbarkeit des Direktors keineswegs. Die Wohnung, die er ihr eingerichtet hatte, war hübsch und freundlich. Sie hatte sie nach ihrem eigenen Geschmack eingerichtet, helle Farben, geblünte Vorhänge, kleinbürgerliche Eleganz. Öldrucke, die sie bei Wertheim ausgesucht hatte: eine große Raphael-Madonna, dann zwei Spielengelchen, die sich aus rosafarbenen Wolken auf eine nackte Nymphe am Waldesrand niederließen, ein Dorf, von Abendsonnenschein rot beleuchtet, das sie an ihre lettische Heimat erinnerte. In einem Bücherschrank bewahrte sie eine kleine ausgewählte Bibliothek, in der Abermann an oberster Stelle die Bücher fand, die Ljuba ihm schon wiederholt als ihre Lieblingswerke genannt

hatte: „Frau Sorge“ und den „Katzensteg“ von Sundermann, „Friedemann Bach“ von Brachvogel, „Ben Hur“ von Wallace, „Zlatorog“ von Baumbach, und so weiter. Daneben eine alte lettische Bibel mit Goldschnitt, ein Konfirmationsgeschenk. Ljubas Instinkt sagte ihr, daß sie an dem Spinnereidirektor einen treuen und beständigen Freund hatte, da er fürchten mußte, bei einer anderen Frau sofort denselben Leidensweg von neuem beginnen zu müssen, den er bei Ljuba glücklich vollendet und überwunden hatte. Sie fühlte sich wohl, zufrieden und dankbar. Täglich betete sie und schloß in ihr Gebet die Namen ihrer treuesten Freunde ein, die ihr ein bürgerliches Leben gesichert hatten. Auch den Traum ihrer früheren Jahre hatte sie, wie sie Abermann gestand, überwunden. Sie hatte einmal einen Zigarrenhändler geliebt, von dem sie sich drei Söhne gewünscht hatte und daneben ein kleines Landhaus mit einem Gärtchen am Müggelsee. Auch der Neid auf ihre ehemalige Freundin, die ein Spielwarenhändler aus Rio de Janeiro mit sich nach Brasilien genommen hatte und von der begeisterte Postkarten angekommen waren, war bereits erloschen.

Sie saß in ihrem warmen Morgenmantel aus schwarzer und roter Seide, der, nur mit einer Schnur um die Hüften locker gebunden, den schönen rosigen und blonden Körper sehen ließ, mit übergeschlagenen Beinen in ihrem Schaukelstuhl; die Zehen ihrer kleinen gepflegten Füße stießen rhythmisch auf den Teppich nieder. Die Bewegung ließ ihre Brüste

erzittern. „Vor zwei Monaten war es, ja, vor zwei Monaten, da habe ich plötzlich einen Schreck gekriegt. Ich war im Kino, und in der Wochenschau war das neue Ministerium in Polen abgebildet, da habe ich geglaubt, da bist du unter den Ministern! Auf einmal habe ich dich erkannt. Ich habe dann die ganze Vorstellung noch einmal angesehen, es war ein recht langweiliger Kitsch, um wieder die Wochenschau zu sehen, und da habe ich gesehen, das zweitemal, daß du es doch nicht warst. Du sprichst ja auch nicht wie ein Pollak, sonst würde ich dich hassen. Ich hasse die Polkis. Aber einen Schreck habe ich doch gekriegt.“ Abermann nahm Ljubas kleine feuchte Hand und drückte einen Kuß auf die Innenfläche. Sie fuhr ihm durch die Haare, konstatierte, daß sie schütterer geworden waren. „Bald wirst du ja einen Glatzkopf haben! Wegamüsiert?“ Aber sie lachte gleich danach. Immer, wenn sie in die Nähe dieses Problems kam, nämlich, wenn sie konstatierte, daß sie von Abermann kaum etwas wußte, da er ihr seinen richtigen Namen vorenthalten und, gewitzigt durch ihre Erzählungen der Lebensumstände und Schicksale ihrer anderen Freunde, auch nur spärliche und sogar irreführende Angaben über sein eigenes Leben, Kommen und Gehen, Tun und Lassen gegeben hatte, bemächtigte sich Herrn Abermanns ein Schamgefühl, und er war fast daran, mit Geständnissen und Angaben herauszurücken — aber bei solchen Gelegenheiten wendete Ljuba dann selbst das Gespräch auf andere Fährten. Sie fühlte sich

keineswegs gekränkt durch die Ablehnung persönlicher Intimität, obwohl sie sich doch, ein braver und anständiger Mensch, den Männern, die sie besaßen, ohne Rückhalt hingab. Einmal hatte sie gesagt: „Ich weiß ganz gut, was unsereiner beanspruchen darf. Ich bin ja doch nur eine ‚Protestierte‘!“ Abermann suchte das Wort zu korrigieren, sie aber blieb dabei. Einer ihrer Freunde, ein elender Mediziner, offenbar Witzbold, hatte ihr beigebracht, daß es zweierlei Arten ihrer Klasse gäbe: die einen, die ihren Beruf vom Protest gegen die Gesellschaft herleiteten, das seien die Protestierten, die anderen aber hätten ihren Namen Prostituierte von der Prostata. Nun, sie war bei „Protestierte“ geblieben, obzwar sie kein Gefühl des Widerspruchs gegen die Gesellschaft, die sie zugleich benötigte und ausschloß, hegte. Nur gegen die Funktionäre der Sittenpolizei äußerte sie ihren unbegrenzten Abscheu. Diese Sorte von Männern machte sich an die armen Mädchen auf der Straße heran, heuchelte die Wirkung ihres Sexappeals, um sie dann ohne weitere Gewissensbisse aufzuschreiben, was in der Regel Geldstrafe, im Nicht-eintreibungsfalle Freiheitsstrafe kostete.

Mit einem stolzen Aufleuchten ihrer Augen hieß sie Abermann klingeln. Eine alte Frau erschien, mit der Ljuba ein paar Worte auf Lettisch wechselte. Bald darauf kam die Alte mit einem Tablett herein, auf dem Portwein, eine Gänseleberterrinen, Damastservietten und silberne Bestecke waren. Ljuba schien sehr stolz auf diese sichtbaren Zeichen ihrer

Verbürgerlichung zu sein. Die Kristallkaraffe, das Damasttischtuch, das Silberzeug auf dem Tisch, all das stach lieblich von der zarten, schimmernden Haut ihres Körpers ab. Sie stützte die Ellbogen auf den Tisch und aß und trank mit Heißhunger und voller Lebensfreude. Sie unterhielt sich gern mit Abermann, wie sie selbst sagte, weil er freundlich und gebildet mit ihr sprach, als ob sie aus seinen eigenen Gesellschaftskreisen stammte! Wo sich diese Gesellschaftskreise befanden, und wie sie beschaffen sein mochten, wußte sie nicht, kümmerte sich aber auch wenig darum. Hie und da frug sie Abermann, wenn es in der „feinen“ Welt Berlins einen Gesellschaftsskandal gab, den sie womöglich illustriert in den Blättern berichtet fand, nach diesem und jenem, zum Beispiel, ob die Frauen dieser feinen Welt im allgemeinen so beschaffen wären wie jene dreisprachige Frau, deren Gatte ihr die Wohnung eingerichtet hatte. Oder ob sie im allgemeinen erotischer wären? Auch dieses Fremdwort verursachte ihr offenbar, wie jenes andere, das man ihrem Metier gegeben hatte, Beschwerden. Einmal bezeichnete sie den Zustand, in dem sie den Gast empfing, so: „Heute bin ich aber ironisch geladen“, und auf die Frage, ob das Wort etwa von Ironie herstamme, antwortete sie mit einer Gebärde, indem sie dem Gast ihren kleinen, allzu roten, halbgeöffneten Mund auf die Lippen preßte.

Im allgemeinen verstand sich Ljuba mehr auf Männer als auf Frauen. Sie hatte sich auch nie viel

Gedanken gemacht darüber, wie die anderen Frauen lebten. In ihren Kreisen, besonders als die Prostitution in Berlin noch nach Straßen geregelt war, hatte sie mit Berufsgenossinnen Freundschaft geschlossen, so daß sie über die Nöte und Schicksale ihrer Kolleginnen Bescheid wußte. Aber die Kenntnis der Männer war ihr angeboren. Ihre Eltern, kleine Gewerbsleute aus einem Städtchen in der Nähe von Mitau, hatten sie schon in jungen Jahren, nach ihrem ersten Fehltritt, auf die Straße gesetzt. Sie besuchte ihre Familie trotzdem noch zuweilen, besonders seit sie durch ihre ständigen Freunde in die Lage gekommen war, die Leute, denen es ziemlich schlecht ging, zu unterstützen. Sie nahm es ihnen auch nicht übel, daß sie den Bruder mitsamt seiner nicht geehelichten Braut und deren zwei kleinen Kindern im Elternhaus leben ließen, aus dem sie selber verstoßen worden war. Abermann mußte ihr von Amerika erzählen. Sie war sehr stolz darauf, daß er ihr aus Kalifornien einen Brief geschickt hatte, in den Photographien ihrer Kinolieblinge Ramon Novarro und Douglas Fairbanks eingeschlossen waren. Sie erzählte ihm von einer Begegnung in einem Tanzpalast mit einem Amerikaner, den sie aber laufen ließ, weil er Ansprüche stellte, die zu erfüllen sie nicht gewillt war. Sie hielt die Amerikaner daher in Bausch und Bogen für eine verrottete, verfaulte Gesellschaft und war begierig zu hören, wie es in Sachen der Erotik dort drüben stände. Herr Abermann gab Ljuba Auskunft über die Einrichtung der

Automobilfahrten über Land mit den Stadien des Necking, Petting und des Parkens bei heruntergelassenen Vorhängen.

Das Telephon klingelte. Ljuba stand mit dem Hörer in der Hand neben ihrem kleinen Schreibtisch beim Fenster, einem zierlichen Schreibtisch aus Rosenholz mit Messingbeschlägen. Verabredung mit einem Freier. Ihr Morgenrock stand offen, das schöne, großgewachsene Mädchen sprach in ihrem reizvollen fremdländischen Dialekt. Das wie von Funken aufleuchtende Blitzen ihrer Augen schoß, während sie lachend antwortete, zu Abermann hinüber. Sie stand halb dem Fenster zugewendet, durch dessen Spitzenstore das Licht auf ihren rosigen, blonden Körper fiel. —

Wie wunderbar, sagte Abermann zu sich, während der Taxameter an einer Straßenkreuzung auf das Signal zum Weiterfahren wartete. Wie wunderbar. Man kann abbrechen, aber von Eifersucht oder Betrug keine Rede. Die anonyme Bindung, der Kontakt, auf so große Entfernungen unterbrochen; doch der Strom besteht, wie wunderbar! Ein anderer dominiert jetzt, denn er hat sie ja in ihre Möbel gesetzt; trotzdem keine Beschämung. Man kann überzeugt sein, daß jener Mäzen genau weiß, sie empfangen ihre anderen Freier trotzdem weiter. Der Mäzen, allem Anschein nach ein ebenso anständiger Mensch, wie sie es ist, Ljuba, unser aller Freundin, die Freudespenderin. All das ist rührend, stachelt das Verlangen. Baudelaire sprach einmal von der Perversität,

mit gebildeten Frauen, wohl meinte er darunter literarisch verbildete Frauen, wohl auch solche, die den Akt in drei Sprachen einteilten, zu schlafen. Wie wunderbar; nichts Zarteres, Schöneres, Befriedigenderes, als mit einem nur seinen Instinkten gehorsamen Wesen beisammenzusein, mit wachen Sinnen, dann einzuschlafen, sanft geweckt wieder zu erwachen. Dies ist also die Geliebte. Zwischen dem Besuch jener Frau, gestern, und heute meinem Besuch bei dieser liegt: der Ekel, die Beschämung, die Verzweiflung: diese elende, diffuse Erotik, auf diesen und jenen Gegenstand zerstreut! Das ganze äußere Leben gefälscht, verwirrt, zerrissen durch die Anhäufung von Stoffen im Körper, die sich bei der einen, bei dieser eben Verlassenen, bei der Geliebten, der Wissenden, der Leidenschaftlichen, auf einmal entladen, konzentriert abreagiert werden, sozusagen von der ganzen Welt abreagiert, die dann plötzlich klarer und einfach, erträglich dasteht. Das ist es. Die im Körper aufgehäuften Mengen Stoffe der Brunst abklauben von allem anderen und auf die eine, die Geliebte, sammeln können, welche Wohltat. Eine Erinnerung erschien: das Bild jenes vor langer Zeit in München durch Selbstmord aus dem Leben gegangenen Malers F., seines Freundes, der zu dieser Konzentration nicht fähig gewesen war. An diesen Vergeuder, Irrenden, Suchenden erinnerte er sich jetzt, an diesen plebejischen Schürzenjäger aus Not, Geilheit, aus dem Mangel an innerer Konsistenz oder aus dem fatalen Überschwang des überreizten

Instinktes. Das Bild, das F. aus seinem nie verdrängten, unglücklichen, tödlich unerfüllbaren Begehren nach der Einen, die sie alle aufwöge und die er nie zu finden vermochte, gemalt hatte, hing in der Pinakothek: der Weise, der Phryne auf einem glatten, kühlen Elfenbeinbett mit Rosenblättern die Füße bestreut. In seinem letzten Brief an Abermann hatte er geschrieben: „Ich bin ihr auf der Spur, aber ich fürchte, wenn ich sie einmal finde, werde ich sie töten müssen!“ Er hatte es vorgezogen, sich selber zu töten. Abermann war, kurz nach seinem Selbstmord, im Atelier gewesen. An den kahlen Wänden, er hatte alle seine Bilder, Skizzen, alles, alles zerschnitten, verstreut, angezündet, an den kahlen Wänden waren, zwischen den mit Kohle aufgeschriebenen Adressen von Modellen, überall Blutspuren, Blutspritzer, und in der Ecke, dort, wo man ihn in einer Lache aufgefunden hatte, rote, rinnende Abschiedsworte an die Letzte: „Adieu, adieu, adieu.“

Als er bereits mehrere Wochen in Berlin verbracht hatte, suchte Abermann und fand die Papprolle, die er vor seiner Abreise in einem verborgenen Winkel zwischen den Bücherregalen, die sich infolge der Last der Bücher von der Wand ab ein wenig nach vorn gebogen, und der Wand aufgehoben hatte. Es war ein langes, rundes Pappefutteral, wie man es für Landkarten verwendet. Mit einem pfeifenden Laut schob sich das Futteral auseinander. Abermann zog

ein eng zusammengerolltes großes Papier hervor und breitete es auf dem Schreibtisch aus, nachdem er die Schreibsachen, kleinen Figuren, Bücher und so weiter, die sich da befanden, um Platz zu machen, beiseitegeräumt hatte.

Das ausgebreitete Papier erwies sich als ein ganz großes, viereckiges, knisterndes Papiertischtuch, an den Rändern mit gestanzten Zacken Spitzen nachahmend und mit eingepreßten weißen Blumen auf dem weißen Grund, damit die Illusion des Tischtuches verstärkt werde. Dieses große Blatt Papier war über und über, kreuz und quer und durcheinander, mit Bleistift, Tintenstift, Farbstiften, violetter und auch roter Tinte vollgeschrieben. Beim näheren Hinsehen hätte der Beschauer bemerken können, daß dies ein Manuskript sei. Seit jenem Tag, an dem Herr Abermann, es war vor etlichen Jahren schon, in einer kleinen Wirtschaft im Norden Berlins, zwischen Suppenteller, Bierglasunterlage, Brotkorb und Eßbesteck, die ersten Zeilen, jene „*Geschichte des Milchlöpfchens*“, auf dieses Papiertischtuch geschrieben hatte, war niemandes Auge mehr außer dem Abermanns auf das Papier gefallen. Es wäre, als er nun seine Blicke über das ganze große, verworrene Manuskript wandern ließ, recht schwer gewesen, die einzelnen kleinen Abschnitte, aus denen dieses Manuskript bestand, in ein System gebracht, abzulesen. Auch die verschiedenartigen Farben der Aufzeichnungen brachten keine Ordnung in das Gewirr, denn diese Aufzeichnungen waren ja eben mit dem

ersten besten Bleistift, Farbstift, der Feder, die grade zur Hand war, im Laufe vieler Monate regellos, vielleicht sogar absichtlich regellos, auf das Papier niedergeschrieben worden. — In der oberen linken Ecke stand mit großen Buchstaben der Titel des Ganzen zu lesen:

Von der Verlegenheit

Dieser Titel war durchgestrichen. Unter ihm stand:

*BEKENNTNISSE
EINES EINFÄLTIGEN MENSCHEN*

In den folgenden Tagen las Abermann oft, mit kürzeren und längeren Unterbrechungen, in diesem seltsamen Manuskript. Erst war er darauf bedacht, doch noch einen Zusammenhang zwischen den willkürlich, hier und dort aufgeschriebenen Abschnitten und Fragmenten zu finden, bald gab er es jedoch auf und las kreuz und quer, hier und dort, das Folgende:

Mein Name ist Joseph Abel. Dies ist vorauszuschicken. Ich bin, was man so nennt, ein einfältiger Mensch. — Ja, nun kennen Sie mich also. — Einmal habe ich gehört, wie Leute hinter meinem Rücken mich einen Idioten genannt haben. — Einmal sagte mir auch einer ins Gesicht, der zugegen war, als ich von jemand, den ich bis dahin für meinen Freund gehalten hatte, beschwindelt und hinter Licht geführt, kurz, betrogen worden war (was ich aber von selber ganz gut gemerkt hatte!!), daß ich, zumindest in

geschäftlicher Beziehung—so drückte er sich aus —, ein kompletter Esel wäre. — Gut. — Was ist da zu machen. — Ich bin eben ein einfältiger Mensch. Ein armer Esel. — Und ich trage das mir Auferlegte. Das, was aus diesem Zustand resultiert. — Ich wollte nur, ich könnte Gras fressen oder wiederkäuen, wie ein wirkliches Rind. So weit aber habe ich es noch nicht gebracht. Ich habe infolgedessen auch nicht satt zu essen. — Einer hat mich gefragt: Wie kommt es denn, daß Sie, der in seinem Leben doch allerhand gearbeitet — ich glaube sogar, er sagte: zusammengearbeitet —, es nicht weitergebracht haben. Sie hausen ja in einer einzigen Stube und nehmen Ihre Mahlzeiten an einem kleinen wackligen Tisch ein! Sie haben es ja nicht einmal zu einem richtigen Speisezimmer gebracht! Nun, ich bin eben ein Dummkopf. Jeder kleine und große weltkundige Mann ist in Dingen des Lebens mir Idioten überlegen. —

Ja, oft lege ich mich flach auf den Boden und presse die Backe auf den Teppich — jawohl, ich besitze einen Teppich, er stammt aus der Zeit, als ich noch verheiratet war, meine Frau hat ihn in der Elsasser Straße ganz billig gekauft und, als sie flügge wurde, hiergelassen, denn man kann mit dem Fetzen wirklich keinen Staat machen! — Da liege ich also auf meiner Backe und greine leise vor mich hin — nicht mit Tränen, sondern nur mit der Kehle, aber ganz leise. Weshalb? Weiß nicht. Es erleichtert nur sehr. Menschen, die das Beten verlernt haben. Ich bilde mir dabei ein, daß jemand mir zuhört, jemand, dem ich klagen könnte, was in mir vorgeht. Aber die Nachbarn dürfen es nicht hören. Es sind fremde Leute, mir sympathisch im großen Ganzen, weil sie mich in Ruhe lassen. Aber es sind zumeist Familien, und ich daher so gut wie fremd in meinen eigenen vier Wänden. Ich greine also vor mich hin, liege da, eben wegen meiner Einfältigkeit, wegen meines lebenslänglichen, arbeitsamen, vergeblichen

Lebens. Weil ich es augenscheinlich zu nichts gebracht habe, nicht einmal zu einem Selbstmord. —

Was ist nun mit mir? Was ist das nun mit mir? Ich weiß schon, was mit mir ist: zeit meines Lebens kämpfe ich mit der Verlegenheit: wie bin ich hierher geraten? Ein Gast in einer fremden Gesellschaft. Vielleicht habe ich mich im Datum geirrt, vielleicht im Stockwerk. Ich bin hier nicht erwartet gewesen. Ich habe mich hierher verirrt. Ja, so ist es. Das ist die Geschichte. Ich bin hier nicht erwartet, nicht erwünscht. Daher — Verlegenheit . . .

Das Telephon auf meinem Tisch und der Türspalt draußen im Flur vor meinem Zimmer (Briefe und Ähnliches kommt durch den Spalt hereingeflogen) — ich liebe diese beiden Instrumente sehr. Ich würde mir nie einen Briefkasten anschaffen, den man draußen an der Tür anbringen müßte. Denn dann würde ich das Geräusch nicht vernehmen, wenn etwas aus der Welt draußen zu mir hereingeflogen kommt, wenn es auf den Flurboden fällt. Und wäre ich noch zehnmal, ja fünfzehnmal oder zwanzigmal ärmer, als ich bin, — eher würde ich mir das halbe Essen vom Munde absparen, als das Telephon abbestellen. Denn ich kann zum Beispiel jetzt dasitzen und mit der Klingel oder dem Hörer Zwiegespräche führen. Nun, mein Lieber, nun, meine Liebe — ich meine die Klingel —, willst du wohl, oder willst du nicht! — Oft treibe ich mit der Klingel kleine Scherze, so zum Beispiel stoße ich das Papiermesser, wie zufällig, an die Klingel an, dann gibt sie einen kleinen Laut von sich. Ich ermuntere sie sozusagen. Und wirklich, Tatsache! einmal ist es passiert, daß nach solch einem Scherz das Telephon, das schon den dritten Tag geschwiegen hatte, plötzlich zu klingeln anfing! Es war gar keine falsche Verbindung, sondern es war ein Mensch, den

ich bereits lange vergessen und aus meinen Gedanken ausgestrichen hatte, wie so viele andere, und der sich im gleichen Moment vermutlich ebenso von Gott verlassen fühlte wie ich. Er erkundigte sich ohne besonderen Grund nach meinem Befinden!! Wahrscheinlich auch nur, um für ein paar Augenblicke von sich loszukommen, sich von sich selber zu befreien!

Seltsam, ob ich es jetzt versuche? Nein, ich will ganz intensiv daran denken. Vielleicht klingelt es ganz von selber. Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn — elf, zwölf — fünfundzwanzig. Nichts. — Ich gebe es auf. — Dreißig, fünfunddreißig — vierzig — fünfundvierzig. Gar nichts! Nichts hat sich gerührt.

Ich will jetzt davon schreiben, daß ich seit einiger Zeit von den Leuten, die sich zur guten Gesellschaft zählen, ignoriert werde, sozusagen boykottiert. Ich komme kaum einmal zu einem Fünfuhrtee, es kommt fast nicht mehr vor, daß ich zwischen dekolletierten Damen vor einem Putenbraten mit Trüffeln und Gänseleberpüree in kleinen Papiertüten sitze — ich erinnere mich, vor etlichen Jahren gab's das noch, und ich habe mich sogar gefreut darüber, mit Menschen, die schön wohnten, gut angezogen waren und sich zuweilen witzig, um nicht zu sagen geistvoll, unterhielten, beisammenzusitzen. Aber jetzt gibt's das nicht mehr. Ich bin arm. Ich habe keinen guten Anzug. Mit mir kann man keinen Staat machen. Ich greife mir immer an den Kragen und an die Krawatte. Ich bin ein befangener, verlegener Mensch. Ich bin gewiß ein uninteressanter Mensch, obzwar ich allerhand erlebt habe. Ich sitze daher an den Abenden zumeist in einem Restaurant, wenn auch in einem besseren, um anständig gekleidete Menschen zu sehen, denn ich kann mir ja das zuweilen immer noch kaufen. Aber ich sitze allein da, während die meisten

anderen Tische von Ehepaaren, Liebespaaren, Gesellschaften besetzt sind.

Apropos — habe ich nicht Feindschaften gesagt? Ich glaube fast. Nun, das ist kein Kebrreim, auf den ich öfter zurückzukommen gedächte. Nein, nein, ich bin keines Menschen Feind, solange er nicht angefangen, das heißt mich beleidigt hat. Selten habe ich einem Menschen Böses getan, wissentlich, soweit ich mich erinnern kann. Und doch — so viele Feinde! —

Woher kommt das? Ich glaube allmählich, es zu verstehen, es erraten zu haben. Ich bin ein einfältiger Mensch, unsicher und befangen, und das lockt die Klugen, die Selbstsicheren, das reizt sie, mich zu beleidigen, zu übervorteilen. Zu welchem Zweck? Nun, vielleicht liegt dazu keine andere Ursache vor als zum Nutzen ihres Triebes, anderen Menschen Böses zuzufügen. Wenn sie das getan haben, glauben sie, daß es ihr gutes, sozusagen natürlich verbrieftes Recht war. Daß sie im Recht waren, als sie das taten. Ich aber bin anderer Meinung, weil ich glaube, daß man einen schwachen, einen einfältigen, einen befangenen und unsicheren Menschen nicht verhöhnern, nicht beleidigen darf. Gerade weil er arm, schwachköpfig in den Ecken sich drückt, gerade darum darf man es nicht. Infolgedessen: wenn einer mich beleidigt, verhöhnt, dann ziehe ich mich von ihm zurück. Dann kenne ich ihn nicht mehr. Dann grüße ich ihn auch nicht mehr und lasse ihn auf irgendeine bescheidene Weise erkennen, daß ich mit ihm nichts mehr zu tun haben will. Daß ich ihn nicht mehr kenne. Da aber ist er es nun, der den Beleidigten macht! Auf solche Art besitze ich viele tückische Feinde.

Nein, wer sagt, ich sei ein hochmütiger Mensch, lügt! Wenn ich einen nicht grüße, weil ich ihn nicht mehr kennen will, dann hat das seine guten Gründe. Ich bin nur ein empfindlicher Mensch, wie so viele meines Schlages. Ich bin zu

wenig selbstbewußt. Das ist es. Alles eher als schlagfertig. Das geht so weit, daß ich sogar meinen Beleidiger noch eine Weile grüße, nachdem er mich beleidigt hat, aus Gewohnheit, aus Einfalt, weil es eine Weile dauert, ehe ich's mir überlegt habe und ihn „nicht mehr kenne“.

Wäre ich ein schlagfertiger Mensch, dann, hoho, könnte ich meine Beleidiger schon abführen! Aber an meiner Wiege hat sicherlich die Göttin des Treppenwitzes gestanden. Wäre ich ein gescheuter oder witziger Mensch, so müßte ich doch zusehen, daß meine Mühle nicht so trübselig klappere. Aber lassen wir das.

Ich werde wohl, wenn ich Appetit darauf habe, Putenbraten immer nur für M. 2.50 und nie umsonst speisen, und wenn ich einmal eingeladen sein werde, so wird das bei armen Menschen meines Schlages sein. Nun, die sind zuweilen klüger als die Reichen, gütiger auf alle Fälle. Sie lassen es einen nicht fühlen, daß man dumm und vereinsamt ist und kein Speisezimmer hat in einer Welt, in der man die Zusammenhänge witzig zu pflegen und gut zu leben weiß.

Sogar unter meinesgleichen habe ich es mit so vielen verdorben. Ich weiß nicht warum. Mit einem und dem anderen aus keinem anderen Grunde vielleicht als dem: daß ich ihm einmal in einer Stunde der Ruhe, des friedlichen Ausruhens, wenn nicht des Glückes, gestanden habe — daß ich doch nicht so von allen guten Geistern verlassen bin, wie es den Anschein hat. Daß ich zuweilen sogar mit einer Frau zusammensein darf, von der ich annehme, daß sie mich gern hat. Ich liebe sie eben, und sie duldet es. Sie ist zwar nur ein armes Mädchen, das ich auf der Straße getroffen habe. — Das alles also habe ich einem meinesgleichen gestanden, und was glauben Sie: er hat es mir verübelt, daß ich das gestanden habe. Er war enttäuscht, aufgebracht darüber, daß ich doch nicht so von aller Welt verlassen bin, wie er es sich

gedacht hat, und daß ich damit auch noch zu prahlen schien!
— Ach, hole sie doch alle mitsamt der Teufel!

Was glauben Sie: wenn ich eines Tages im Gefängnis säße, wer würde mir da einen Blumentopf in meine Zelle bringen? Sie! Nur sie! Aber sie weiß ja nicht einmal, wer ich bin. Wenn ich stürbe, würde sie ja nicht einmal in den Friedhof kommen, um mir Blumen in die Grube hinunterzuwerfen!

Nun, vielleicht ist das gut so. Denn sie würde wahrscheinlich mit den Totengräbern oder was weiß ich mit wem an dem offenen Grabe zu liebäugeln anfangen. Es ist also ganz gut, daß sie nicht weiß, wie ich heiße, und daher das Adressenbuch nicht nach meiner Wohnung nachschlagen kann. (Ich bin nämlich außer meinen anderen negativen Eigenschaften auch noch ein Feigling. Alles geschieht mir recht. Mir geschieht recht. Ich bin ein feiger Idiot. Das ist es. Nun, wozu bei diesen Dingen länger verweilen.)

Vor ein paar Jahren, da wurde ich noch öfters in Gesellschaft geladen. Verzeihen Sie, daß ich immer noch von diesen Dingen spreche. Leute, die erst seit kurzer Zeit in der Stadt ansässig waren und daher noch nicht wußten, wie geringes Ansehen ich genieße, luden mich ein, und auch der Herr, dem ich meine Heimarbeit gegen Bezahlung ablieferte und von dessen Gnaden ich lebte, lud mich zuweilen zu sich ein. Ich nehme an, mitsamt jenen armen und entfernten Verwandten, dergleichen jeder mächtige, einflußreiche Mann besitzt, jedenfalls mit Menschen, die ebenfalls kein besonderes Ansehen in der Welt genossen, die man aber aus Schicklichkeitsgründen nicht mit Haut und Haaren verleugnen durfte. Es wurde daheim wahrscheinlich hin und her erwogen: „Eduard“, sagte die Frau des Direktors, für den ich die

Reklameartikel schrieb, „wir müssen diesen Menschen doch zu uns bitten.“ — „Wo steht das geschrieben“, antwortete der Gatte. — „Ja, ich habe das Gefühl, man muß“, sagte die Frau des Direktors. „Es ist kein gewöhnlicher Arbeiter.“ — „Gut, also tu, was du nicht lassen kannst“ (mit einem Seufzer). „Aber ich kann ihn doch nicht mit X. zusammenbringen?“ — „Gott behüte!“ — „Und mit Y!“ — „Gott behüte!“ — „Und mit Z!“ „Wie kommt er dazu?“ — „Warum also überhaupt?“ — „Eduard, ich habe so ein Gefühl, wir müssen.“ — „Also meinerwegen, teile die Garnitur in A. und B. und eben an dem dritten Abend. Gut.“ Und dann klingelt das Telephon: „Ach, lieber Herr, darf ich Sie für den übernächsten Sonntag bitten. Um acht. Hoffentlich sind Sie noch frei?“

Und ich, an dessen Wiege die böse Fee der Unschlagfertigkeit gestanden hat, statt zu sagen: leider besetzt! nehme an und danke sogar noch, hole gleich meinen schwarzen abgeschabten Rock aus dem Kasten, um zu sehen, ob seit meiner letzten Einladung kein neuer Fleck in den Stoff gekommen ist?

Herr Abermann merkte, daß unter diesem Abschnitt mit derselben Tinte ein paar Zeilen geschrieben waren, die mit den vorherigen zusammenhängen mußten. Er las weiter:

Ja, sonderbar ist es, während ich hier sitze und schreibe, klingelt das Telephon auf meinem Tisch wieder einmal und jetzt gleich wie verrückt, und es ist eine Dame, die ich schon lange vergessen, besser gesagt, ausgestrichen hatte. Eben, weil sie mich so lange nicht mehr angeläutet hat, läßt sie von sich hören. Sie wohnt sogar in einem Villenviertel, in dem vornehmen alten Viertel beim Tiergarten. Also doch! Jemand hat mir einmal gesagt, man müsse ganz scharf wünschen,

dann kommt es herbei und geschieht. Nun, darüber habe ich meine Meinung, ich glaube nicht daran.

Positive Strahlen! Wie soll einer wie ich positive Strahlen aussenden. Das kann sich einer erlauben, der sich wohler und sicherer in seiner Haut fühlt als ich. Wenn mir so etwas geschieht, wie eben dieses Telephonwunder, so kann das weiter gar nichts sein als ein Koboldstreich. Paß auf, das Leben narrt dich! Du wirst schon sehen, es ist eine Falle, nichts weiter. Es wird nichts daraus. Du sollst dich nur ein paar Tage darin wiegen, daß doch etwas passiert, was du dir gewünscht hast, und zuletzt, etsch, wird es sich herausstellen, wetten wir, es wird eine Demütigung sein, die dahinter steckt!

Man wird dich jemand vorführen wollen, um sich nachher über dich zu zweit lustig machen zu können: „Hat man jemals einen solchen Kauz gesehen, einen so einfältigen Menschen. So etwas Naives, Zutrauliches gibt's ja nicht zum zweiten Mal!“

Aber ich Dummkopf war ja wieder so überrascht und erfreut, daß ich „ja“ gesagt habe, obzwar mir's so war, als sei ich gerade an jenem Abend verhindert, weil ich in eine Versammlung gehen wollte.

Ich kann schon in den Spiegel schauen! Ich habe es schon gelernt!

Lange konnte ich das nämlich nicht. Es hing ein Spiegel an der Wand über meinem Waschtisch, denn das gehört sich in einer Wohnung. Ein zweiter Spiegel hing an der Wand in der Diele, wo man die Mäntel aufhängt, denn das gehört sich ebenfalls in einer Wohnung. Aber ich ging an beiden vorüber, so, als suchte ich eine Stecknadel auf dem Boden. Zumeist ist die Diele ja zum Glück dunkel. Ich war froh,

wenn ich an dem Spiegel vorüber war, denn ich hatte noch nicht gelernt, die Schuld der irdischen Erscheinung auf Gott den Herrn abzuwälzen, aber jetzt kann ich es. Ich kann es vielleicht auch nicht, ich meine das mit der Schuld, sondern bilde es mir bloß ein. Aber immerhin, der Spiegel hängt an der Wand, ich knipse das Licht in der Diele an und schaue in den Spiegel. Was sehe ich da! Ei, was zeigt mir das Spieglein an der Wand? Es ist so, geht man weiter weg, so kann man mehr von der Figur sehen, als wenn man nahe herangeht. Stehe ich also weit vom Spiegel entfernt, so sehe ich einen mittelgroßen, eher zu kurz geratenen, etwas kahlköpfigen Mann, aber auch das stimmt nicht: etwas gelichteter Scheitel wäre besser gesagt, von etwa (was heißt das, ich werde doch noch wissen, wie alt ich bin, aber ich schildere ja nur, was der Spiegel zeigt), also von etwa vierzig Jahren — (Spiegel, du irrst! nahe an die Vierzig), mit einem Dutzendgesicht, ziemlich wäßrigen Augen, leicht gewölbten Tränensäcken darunter, von fern schon sichtbar, kleinen Äuglein, Doppelkinn, kurzen Beinen, unbeholfen herabschlotternden Armen an den etwas zu gewölbten Hüften. Dieses Individuum ist ziemlich schlampig gekleidet, hat eine graue billige Krawatte, ein weiches Hemd an, ditto Kragen, das tut nichts zur Sache — jetzt steckt dieses Individuum die Hände in die Rocktaschen, dadurch wölbt sich das Bäuchlein noch mehr hervor — jetzt steckt es die Hände in die Hosentaschen, dadurch tritt das Bäuchlein zurück, die Differenz zwischen Kürze der Beine und Länge der Arme erscheint mehr ausgeglichen dadurch: Erscheinung eines Menschen in mittleren Jahren, noch allgemeiner, noch nichtssagender. —

Bei näherem Hingehen an den Spiegel: Tränensäcke sehen aus, als wäre Reserve von nicht geweinten Tränen, noch nicht geweinter, noch zu weinender, in Bereitschaft. Augen wässrigblau, ins Graue spielend. Spärliches Haar, trocken, strobig.

Nase — was ist's mit der Nase? Null. Ganzes Gesicht glatt-rasiert, spärlicher Bartwuchs ums Kinn, ohne nennenswerten Ausdruck. Ach Gott, deswegen hat es sich nicht verlobnt, das Hineinschauen in den Spiegel zu erlernen. Ein Dutzendgesicht — weiter nichts zu sagen. —

Hier oben am Rand des Kragens sitzt ein kleiner Blut-fleck. Stammt von der Gilletteklinge, korrespondierend mit einem etwas höher gelegenen, schräg unter dem Ohr auf der linken Backe. Beim Kragenumbinden unbemerkt geblieben. Nicht ohne Bedeutung. —

So etwas muß man bemerken, mein Lieber. Darf ich aus diesem winzigen Fleck in deinem Gesicht eine Theorie ableiten? So etwa muß man bemerken, damit andere einem nicht zuvorkommen. Damit das Verhalten der anderen zu dir eru-iert werden könne. Auch auf den Zwischenraum zwischen Kragen, Krawatte und dem Rand der Weste pflegt sich die Aufmerksamkeit der bürgerlichen Welt, in deren Mitte man lebt, zu konzentrieren. Aus diesem Dreieck wird nämlich er-sichtlich, ob der Mitmensch ein sauberes Hemd am Leibe trägt! (Desgleichen ist das psychische Moment der Schube und der Bügelfalte nicht außer Acht zu lassen.) Eine Ab-weichung von der Norm, die die gute Gesellschaft für diese Requisiten vorschreibt, vermag auf die gesamte irdische Exi-stenz eines Menschen abzufärben. Das ganze irdische Leben mag eines Tages unsauber geworden sein, nur weil sich die Spuren der Vernachlässigung einmal in jenem pythischen Dreieck manifestiert haben. Man übt gern Nachsicht mit einem, dessen Kinn von Trivialitäten klappert, wenn nur das Hemd darunter von der guten Gesellschaft als Beweis der Dazugehörigkeit anerkannt und genehmigt wird. Es mag sein, daß die Partie über dem Kinn bis an den oberen Rand des Scheitels irgendwelche Qualitäten aufweist, um derentwillen das Dreieck nicht mehr so sehr in den Vordergrund tritt,

aber das hilft nichts. Du rückst unweigerlich in die nächstfolgende Garnitur, auf einmal bist du unten bei den Heizern angelangt. Dann sieh zu, wie du wieder hinaufgelangst, dorthin, wo die sauberen Hemden beheimatet sind, in die Welt dieser feinen, sauberen Gesellschaft!

Schwer ist das Alleinbleiben. Aber was hat es denn mit dem Leben unter Menschen auf sich. Was in aller Welt. Wenn du dich vor dem Alleinbleiben fürchtest, dann gehe eben unter Menschen; aber du wirst sehen, daß du da noch mehr allein bist als in der tiefsten komplettesten Einsamkeit. Was hast du Gemeinschaftliches mit ihnen? Ihre einzige Sorge ist, nicht anzustoßen, Rücksicht zu nehmen, sich nicht zu schaden. Glaubst du an eine Gemeinschaft von Menschen, die in einer Kirche sitzen? Kaum sind sie draußen, verschluckt sie der Strom des Bösen. Man sagt: gut sein können ohne Schwäche ist: das Böse, das einem angetan wird, nicht als Erniedrigung annehmen. Demütige dich selber, wenn du es zuwege bringen willst. Du mußt es, wenn du dich auf einem falschen Pfade ertappt hast. Auf einmal mag alles plötzlich versagen! Eine eisige Kälte. Wenn man auftaut, hat man Fieber. Befasse dich nur mit solchen Gedanken; glaube nur an Vorbestimmung. Dein Leben wird dir im Leibe weich werden wie eine Pflaume. Könntest du nur den Kern ausspucken.

Weil ich mir einiges aus den Menschen mache, sehe ich mir ihre Geselligkeit, wenn auch unaufgefordert, zuweilen aus der Nähe an und finde, ich stehe an einem ihrer Pole, nämlich dort, wo die nicht zwischen die Menschen Passenden, die Verlegenen, die Beengten, die sich gleich an den

Kragen langen, wenn sie unter Menschen sind, stehen. Aber was ist es mir dem anderen Pol? Langeweile. —

Die sich unsicher fühlen unter den anderen, sind befangen und unglücklich, wollen und können doch nicht fort, und die, die sich sicher fühlen unter ihresgleichen, gehen mit einem Mundvoll Gähnen herum. Mit mir aber verhält es sich so: Ich weiß es zum Beispiel: jeder Mensch, aber auch jeder, hat irgendein Thema, über das in seiner Gegenwart nicht gesprochen werden darf. Es braucht nicht gleich Zuchthaus oder Strick zu sein, es kann zum Beispiel Rebbuhnpastete sein, er hat in seiner Kindheit in einem Stück solcher Pastete einen Kupferpfennig verschluckt und bekommt Brechreiz, wenn von Rebbuhn gesprochen wird. Ich werde nun, mit schlafwandlerischer Sicherheit: Rebbuhn sagen. —

Kompliziert ist das mit den Menschen. Anstoßen kann der Vorsichtigste, weiß nicht wie und wo. Keiner kennt den anderen in seinem wirklichen Dasein. Und wenn du es glücklich so weit gebracht hast, daß du einmal mit Menschen beisammengewesen bist, nachher gehst du heim, — ich gehe heim und sitze im Dunkeln, die halbe Nacht mit mir selber beisammen, wiederhole mir Wort für Wort, Miene für Miene, was ich geredet oder geschaut habe, und frage mich: wen hast du beleidigt, woran bist du gestoßen, ohne Absicht . . .

Pein. Pein. —

Dann sage ich zu mir: ein für allemal — du kannst dich zu den Menschen nicht stellen. Wie oft soll dir das noch gesagt werden. Und dann sage ich mir ganz laut und mit entschiedener Gebärde: Schluß. Du bleibst für dich, und Schluß. Was gehen dich die Menschen an (außer denen vielleicht, die unter deinem Zimmer Klavier spielen oder den Lautsprecher abzustellen vergessen und deine Arbeit stören). Allein und Schluß. —

Es ist, um auf das frühere Thema zurückzukehren, es ist schon so: wir können nur existieren, weil wir nicht ahnen, was die Menschen von uns wissen. Was sie sich denken, mag ja gleichgültig sein. Oder nicht? Oder, weil wir nicht wissen, was die Menschen an uns bemerken. Eh, hol's der Teufel, blutig gerissen an dem Gestrüpp!

Eines ist sicher: ich habe nicht das Zeug dazu, um mich den Dunstkreis des Respekts zu verbreiten. Greift einer nach mir, er kriegt keinen elektrischen Schlag auf seine Finger, sondern er greift zu und verletzt. Andre mögen mit einem Panzer herumgehn, so daß, wenn auch den Menschen, die sich ihnen naben, nicht gerade der Atem vergeht vor Ehrfurcht, diese es sich doch gut überlegen, wie sie ihre Worte zu wählen haben. Bei mir ist das nicht der Fall. Im Gegenteil! Wieso, ich bitte Sie, geehrter Herr, wieso im Gegenteil? Was kann davon das Gegenteil sein, ich bitte Sie in aller Welt.

Nun, ich bin der Meinung und habe das Prinzip und vielleicht hat das auch noch einer und der andere in der Welt zugleich mit mir gehabt und sogar lange vor mir, und ich weiß, ich weiß es — sehr viele mehr werden es noch in zukünftigen Zeiten haben: daß unter uns Menschen keine nennenswerten Unterschiede bestehen, nicht zwischen arm und reich, nicht zwischen gebildet und ungebildet, sogar zwischen klug und einfältig, vielleicht sogar zwischen gut und böse keine namhaften, und daß daher jeder Mensch, der auf sich hält und auch nicht (welch eine Dummheit: natürlich hält er nicht auf sich, sondern existiert einfach, er atmet!), also daß er so ist wie eine Kreatur Gottes, nicht mehr und nicht weniger. Wie er dabei mit sich fertig wird, das ist seine Sache. Aber er hat nicht dafür zu sorgen, daß der andere merke: mein Lieber, ich bin der und der! Aber das ist es ja gerade, was die meisten Menschen verlangen, denn Gerechtigkeit und

Liebe ist bei den wenigsten, und sie fühlen sich sicherer, und sie fühlen sich sogar erhöht, ja geschmeichelt und in ihrem Bewußtsein emporgeschraubt, wenn der Mensch, mit dem sie zu tun haben, ihnen durch sein Verhalten beweist, daß er und noch dazu was für ein außergewöhnlicher Mensch sei!

Die meisten Menschen verstehen sich ja wenig auf ihre Mitmenschen. Ihr Instinkt ist schwach beschaffen. Daher muß jeder dafür sorgen, daß er dem anderen als das erscheine, was der andere von ihm halten soll. Jawohl, das fordern die Menschen. Und auf tausend, die den Nimbus künstlich um sich zu verbreiten suchen oder wissen, kommt höchstens einer, der durch sein Wesen, ohne Absicht, ja in Schlichtheit und Demut, das unerklärliche Fluidum um sich verbreitet. Und wenn er nicht selber, sondern wenn sein Werk und dessen anerkannter Wert es ist, der um ihn den Nimbus verbreitet, ob er will oder nicht — dann ist es eben sein natürlicher Wille und Trieb, als ein Mensch zu erscheinen, den von den Mitmenschen gar kein Werk, Wert noch Geltung trennt. All das ist sehr kompliziert.

Im Grunde ist es mit mir so: ich besitze zu wenig Ehrgeiz. Es ist mir gleichgültig, ob ich bei dem Botschafter oder bei dem reichen Mann oder bei dem Nobelpreisträger oder bei halbnackten Opernstars eingeladen bin. Ich bin nicht gar erpicht darauf, Verbindungen nachzulaufen, an die viele, ja die meisten Angehörigen der sogenannten Gesellschaft einen beträchtlichen Bruchteil ihrer Energie, Schlaubeit und auch ihrer Zeit verwenden. Ich rühre keinen Finger um den Umgang mit den Mächtigen —, aber ich bin dann, wenn ich nicht an den runden Tisch gerufen werde, beleidigt und erzürnt . . . Ich verachte die sogar, die sich um solche

Ehrungen, das heißt, was sie dafür halten, bemühen, werde aber bitter, bin wehleidig, wenn ich — für nichts — nicht alles bekomme!

Aber dann, wenn ich einmal mit Menschen wirklich beisammen bin, fängt meine Zunge an, es im Munde nicht mehr auszuhalten, und dann züngelt es aus mir heraus: ich sage Leuten, die mich nichts angehen, Wahrheiten, immer die Wahrheiten, die die Leute am wenigsten hören wollen, „Wahrheiten“ auch von der Art, die ich intuitiv fühle und die die Menschen verärgern. Ja, Wahrheiten, zu deren Äußerung ich nicht im geringsten berechtigt bin. Zu deren Äußerung nicht der geringste Anlaß vorliegt. Solche „Stricke im Haus des Gehängten“ werden dann für mich selber zu Fallstricken. Ich habe ja wohl eine schlafwandlerische Sicherheit, immer mit dem herauszurücken oder zu platzen, was Menschen, denen ich im Grunde gar nicht übel will, am tiefsten verärgern kann. Es ist kein Schwatzdrang, der mich dazu verleitet, keine Kompensation für die vielen einsamen Stunden, in denen die Stimme in der Kehle einrostet. Es ist einfach ein Trieb, ich weiß kaum, woher er kommt: zu zerstören. Wen, mich selber! Von wem kommt der Trieb? Woher kommt er denn in mich? Die Araber glauben an einen Geist, den sie den Gholee-Benban nennen und der der Geist der Wüste ist. Vielleicht ist es der.

Im Grunde steckt also ein böser Kobold in mir, der mir aus dem Maul züngelt, wenn ich unter Menschen gehe? Besonders dann, wenn ich zu Menschen hingezogen werde, unter denen ich mich doch hundeehend fühle. Was in Dreiteufels Namen ist es denn, das mich piesackt und piekt und, wie einen störrischen Maulesel, der nicht über die Brücke mag und doch über die Brücke muß, vorwärtstreibt?

Die Einsamkeit färbt die Ausstrahlungen um meine unsterbliche Seele giftiggelb. Ich habe einen bitteren Geschmack im Maul, als hätte der böse Kobold meine Schleimhäute geätzt, mir in den offenen Rachen hineingeblasen oder gespuckt. Mir ist dann zu Mute, als sollte ich mich erbrechen vor mir selber.

Ich beobachte zuweilen Menschen, die mir etwas Gutes und Schönes und vielleicht Treffendes und, nochmals vielleicht, all dies in der Absicht, mich anzuerkennen, gesagt haben. Ich beobachte diese Menschen scharf. Sie werden dann befangen, wissen es nicht zu deuten, was meine erstaunten und ironischen Blicke bedeuten mögen. Sie schämen sich bald offenkundig, es kommt ihnen zum Bewußtsein, daß sie sich durch ihre Freundlichkeit etwas vergeben haben. In der Tat, bald darauf tun sie mir auf irgendeine Art, und wenn es auch nur mit einem Blick, einer Geste geschieht, das klotzige Gegenteil an. Aufatmend beleidigen sie mich, sagen irgend etwas, was sie selber als Lüge erkennen — nur darum, weil es sie vor sich selber rehabilitiert!! . . .

Zuweilen auch fühlt sich einer bemüßigt, mit mir in gehobenem Stile zu reden, so als ob er sich bemühte, anstrenge, auf mein Niveau zu mir herauf zu gelangen, sich zu mir empor zu reden, zu schrauben, zu dieser erhabenen Plattform, auf der ich schon stehe . . . ha, ha!! Bei solchen Gelegenheiten stelle ich mich dann noch einfältiger, als ich schon bin. Warum? Um dem anderen seine Befangenheit zu nehmen. Denn ich liebe den oder die, die mir diesen Liebesdienst erwiesen haben. Ich kann ja keinen Menschen verachten. Ironie ist mir fern. Könnte ich aber verachten oder ironisch sein, gerade diesen Menschen gegenüber, die zu mir hinaufsteigen zu müssen glauben? — Wäre ich ein Verächter, wäre

ich nicht ich selbst— bei Gott, ich würde gerade diese Menschen am tiefsten verachten müssen.

Im allgemeinen sind die Menschen dumm. Nicht einfältig— das ist nicht dasselbe. Einfach und gerade herausgesagt: dumm.

Ist einer gescheut, so steht ihm die Wahl frei: seine Gescheutheit so zu nutzen, daß er die Dummheit der anderen ausbeutet, indem er so tut, als sei er selber dumm, und dadurch das Vertrauen der Dummen erwirbt. (In diesem Fall hat er Erfolg.) — Oder aber: er wendet seine Gescheutheit so an, daß er den Dummen hilft. (In diesem Fall wird er von den Dummen vernichtet werden und auf irgendeine Weise untergehen.) Man könnte darüber noch allerhand sagen. Über die Menschen zum Beispiel, deren Handwerk die Politik ist. Zur Sache!

Also zuweilen die Wange auf den Teppich gepreßt, flach auf dem Boden, alle Glieder entspannt, greint ein Mensch leise vor sich hin. Ein erwachsener Mensch liegt da, flennt vor sich hin, fühlt sich erleichtert. Höchst unwürdige Art, vor dem Leben zu kapitulieren.

In den Tagen des Glückes: wie war es da fein und warm und gut, sich zuweilen, wenn es dunkel wurde in der Stube, mit einem weiblichen Wesen stundenlang über allerlei nichtigen Krimskrams zu unterhalten, halblaut Unsinn zusammenzuschwatzen. Es war viel lieblicher als die Stunde oder die Minute von heißen Erklärungen, von erregenden Küssen und Beteuerungen. Einfältige Menschen vertragen wahrscheinlich nicht den atmosphärischen Druck der pathetischen Augenblicke, sondern fühlen sich wohler im Geplätscher halber Gefühle. Aber das war es ja eigentlich gar nicht, was ich sagen wollte. Was wollte ich sagen. Ich erinnere mich nicht.

An den Rand des großen Papiertischtuches gekle-
ter, vielfach zusammengefalteter Brief. Entfaltet liest
er sich wie folgt:

„. . . Da Sie mich bitten, aus meiner Lebenssphäre, die
der Ihren, wenn nicht benachbart, doch von ihr nicht durch
unübersteigbare Hindernisse getrennt ist, ein paar Hinweise
auf Dinge zu geben, mit denen Sie nicht fertigzuwerden ver-
meinen . . .“ (welch ein Stil, mein Gott!) . . . „will ich gerne
Ihren Wunsch erfüllen. Gleich will ich Ihnen sagen, aus
welchen Ursachen ich zu einigen meiner intimsten Feind-
schaften gekommen bin. — Ich bin von Natur gewiß kein
aggressiver Mensch, aber Sie wissen ja, wie das französische
Sprichwort lautet: „Dieses Tier ist ein sehr boshaftes Tier,
wenn man es angreift, wehrt es sich!“ Nun, ich habe mich in
den Fällen, die ich Ihnen darstellen will, nicht einmal ge-
wehrt. Es gibt Menschen unter uns, die ein Recht darauf zu
haben wähnen, einen anderen anzugreifen, zu schädigen, wo-
möglich zu vernichten. Das sind nicht immer Menschen,
denen das Schicksal übel mitgespielt hat und die sich infolge-
dessen an dem Nächstbesten, dem Nächsten, vielleicht auch
dem Besten zugleich, schadlos für die Unbill halten, an der
dieser Nächstbeste keineswegs schuld ist. Sie sagen dann
ganz einfach: So ist das Leben!, zucken die Achseln, und
ihr Herz schafft sich durch ihre Handlungen Luft (vielleicht
auch gar nicht Luft, denn ihr Herz ist unbeteiligt an der
Sache).

Nun habe ich erfahren, daß eines, ein bestimmter Um-
stand, dem Mitmenschen am schwersten verziehen wird. Eines
verzeihen dir die Menschen nicht: wenn du sie nämlich in
ihrer kleinen, beschränkten Gemeinheit oder Niedertracht
erblickt hast. Oder es mag auch der Anblick der baren Hilf-
losigkeit gewesen sein!! Würden Sie es mir glauben, daß ich

einen Feind besitze, der nur deshalb mein Feind wurde, weil ich ihn einmal erblickt habe, wie er aus einem zu engen Auto einfach herausgekrochen kam, auf allen vieren? Ich hüte mich, wenn ich einen sehe, der in den Salon eintritt und sein Hosenbändchen hängt ihm aus dem Latz heraus, ich hüte mich, an ihn heranzutreten und ihm zuzuflüstern: stecken Sie Ihr Hosenbändchen in den Latz zurück, — es könnte ewige Feindschaft geben! Nie würde mir's verziehen, daß ich ihn in solcher Situation erblickt habe! Sie lächeln wohl? Es ist ein Erlebnis!

Ebenso leicht macht man sich einen Menschen zum Feinde einfach dadurch, daß man davon Kenntniss hat, wie feig und mesquin sich dieser Mensch einmal in einer entscheidenden Situation benommen, wenn nicht eine Schufterei begangen hat. Verstehen Sie mich recht: nicht daher rührt seine Feindschaft, daß er mich beargwöhnt, ich könnte von meinem Wissen um diese Dinge in einem geeigneten Augenblick Gebrauch machen — im Gegenteil, dann wäre ja die Möglichkeit gegeben, daß er mich durch ausgesuchte Freundlichkeit zu gewinnen suchte! —, nein, eben weil jener weiß, daß er es mit einem verstehenden, vielleicht mitleidigen Menschen zu tun hat, der schweigen wird — eben das facht seine Feindschaft an. Er verträgt's nicht. Es wurmt ihn. Er wird es heimzahlen. Warte nur, bald ist die Gelegenheit da!

Ich will Ihnen nun ein paar Beispiele erzählen dafür, auf welche Weise man zu Feinden kommt. — Ich habe einen langjährigen tückischen Widersacher (den nur seine angeborene Feigheit hindert, mir effektiv zu schaden), ich verdanke seine Feindschaft Umständen, die sich im Kriege ereignet haben. Ich war damals, im vorletzten Jahre des Krieges, in Stockholm. (Der Kongreß der Sozialisten aller Länder sollte dort zusammentreten. Sie wissen, er kam nicht zustande.) Der Mann, von dem ich spreche, er betätigte sich in der politischen

Journalistik, war ebenfalls dort. Ich bin nun ein unscheinbarer Mensch, er dagegen, der andere, sieht nach etwas aus. Er weiß es, daß er nach etwas aussieht, und betont dieses Wissen um seine Erscheinung mit Nachdruck. Wir fuhren auf einem Schiff durch die Schären. Ein Universitätsprofessor aus Stockholm hatte erfahren, daß er, jener andere, und ich an der Vergnügungsfahrt teilnahmen. Wir saßen an einem Tisch auf Deck, und der Professor trat an uns heran. Er stellte sich vor und fing dann ein Gespräch mit dem anderen an. Nach einigen Fragen und Antworten erkannte er, daß er den anderen mit mir verwechselt hatte, entschuldigte sich rasch und sprach dann mit mir weiter. — Tags drauf habe ich in einem kleinen, ganz intimen Kreise, dem auch jener andere angehörte, eine Meinung über den deutschen Kaiser und seine Rolle im Weltkriege geäußert. Es war, wie gesagt, ein ganz intimer Kreis, und die Anwesenden, unter denen dieses Thema des öfteren schon besprochen worden war, waren an ähnliche Äußerungen gewöhnt. Aber als ich am Abend nach dieser Unterhaltung mit meiner Frau im Opernrestaurant saß, ging jener, den ich als meinen Feind bezeichne und der es seit der Fahrt in die Schären in der Tat geworden war, in Begleitung eines Attachés der deutschen Gesandtschaft an unserem Tisch vorüber, und während der Attaché uns freundlich grüßte, schnitt jener mich und meine Frau, und zwar mit einem gewissen Aplomb, der sich in seinen bedeutungsvollen Mienen äußerte — bedenken Sie, es war im Kriege: also eine offenkundige Denunziation. —

Weiter. Ich hatte einen Freund, mit dem mich jahrelange gemeinsame Erlebnisse verbanden. Ich hatte versucht, so gut ich es konnte, ihm bei verschiedenen Anlässen die Wege zu ebnen. Als er mich durch seine Erfolge überflügelt hatte, empfand er seine Bekanntschaft mit mir als peinlich. Er ließ mich fallen. Bei einer Gelegenheit stellte ich ihn hierüber

zur Rede. Er vermeinte, ich erwarte von ihm Dankbarkeit — nichts lag mir ferner —, ich erinnerte ihn nur an alte Freundschaft und menschliche Umgangsformen. Seither kennt er mich nicht mehr. —

Ein anderer, Stubengelehrter, ohne besondere Bedeutung, bis vor kurzem ohne den geringsten Einfluß, hat es mir nie verziehen, daß ich zufällig zugegen war, als er eines Morgens in das Büro eines Verlegers kam, mit der Aufforderung an diesen Verleger, ein Manuskriptpaket, das er aus der Tasche zog, ungelesen anzunehmen und auf seine, das heißt des Verfassers des Manuskripts, Kosten zu drucken. Der Verleger wies dieses Ansinnen in meiner Gegenwart mit einigen kurzen, nicht besonders freundlichen Worten zurück. Jahrzehntlang hat mir dieser Mensch meine zufällige Anwesenheit bei dieser Szene nachgetragen. Begegnete er mir auf der Straße, zog er schon von weitem in hündischer Demut, Ängstlichkeit und Dienstestrigkeit seinen Schlapphut. Jetzt, da er in einer vom Staat subventionierten Institution eine Art Ehrenamt bekleidet, geht er kalt, mir höhnisch in die Augen blickend, vorüber, den Schlapphut auf dem Kopf behaltend. —

Ein anderer, heute zu offiziellen Ehren und internationaler Reputation gelangt, hat mich vor Jahren in einer kleinen Erzählung karikiert und dem Spott der Wissenden, besonders der Berufsgenossen, dargeboten. Vieles an meinem auch Ihnen, lieber Herr Joseph Abel, bekannten Unglück hat dieser Mensch verschuldet. Für nichts nämlich sind die Menschen dankbarer als dafür, wenn man ihnen einen Menschen als Zielscheibe ihres Spottes preisgibt. Da ahmen alle nach. Alle höhnen, weil sie sich überlegen fühlen dürfen. Das ist ein Geschenk! Dafür muß man dankbar sein! Wie der Prophet sagt: ‚Immerfort rauben die Räuber. Immerfort.‘ Erinnern Sie sich an den Ausspruch Ibsens (steht er im Baumeister

Solneß, im John Gabriel Borkmann?): ‚Das Glück, was ist Glück? Man reißt einen Fetzen aus der Haut von der Brust des Mitmenschen und klebt ihn auf die eigene. Das Glück eines Menschen: die wunde Stelle an der eigenen Brust ist bedeckt und beklebt mit lauter solchen fremden, zuweilen von der erschütterten, schmerzenden Brust des nächsten Freundes gerissenen, blutigen Fetzen.‘ Ich will Ihnen keinen Namen nennen, Sie kennen ihn, den in der ganzen Welt angesehenen Repräsentanten seines Berufes, der sich gern als das ethische Gewissen der Zeit ansprechen läßt. Er ist mein Feind. Mit großer Geste, nicht etwa im Bewußtsein seines Unrechts, betont er unsere Feindschaft. Ich habe ihm nämlich, aus der Enthüllung meines Schmerzes über das mir angetane Unrecht, aus meiner Not heraus einen vorwurfsvollen Brief geschrieben, ihm, ‚dem Hühner, dem Räuber‘, von dem der Prophet spricht.

Sie sprechen von Solidarität, lieber Herr Abel. Es gibt keine Solidarität zwischen glücklichen Menschen und glücklosen, zwischen denen oben, und die dessen bewußt sind, daß sie oben angelangt sind, und denen, die ewig unten bleiben. Sie wissen, wie sehr schon der geringste Erfolg den Menschen aus dem Dutzend fälscht, verdirbt, hart werden, den Charakter in sein Gegenteil umschlagen läßt. Eine Schnecke soll sich nicht wundern darüber, daß sie unter die Schubsohlen gerät, wenn sie über den Fahrdamm kriecht. Dabei wissen Sie, der Sie mein Leben kennen, wie ich mich zu dem Problem des Obenseins verhalte. Wie wenig mir das Erreichte gilt, wenn es nicht das Geistige ist, das erreicht worden ist. Briefe von schwärmerischen jungen Menschen entschädigen ja für manches. Ihrer datierte, ich weiß es so genau, lieber Herr Abel, vom 10. Mai 19... — Die Empfindlichkeit dem Leben gegenüber bedeutet zugleich Empfänglichkeit im besten Sinne. Wie könnte unsereiner sein Organ für die Welt, das

Weltgeschehen schärfer, wenn er auf Lust- und Schmerzgefühle, die das eigene Sein, besonders die eigene Arbeit betreffen, nicht so intensiv reagierte, wie er es tut? So vieler Leben vergeht zwischen Neid und Schadenfreude. Dazwischen bewegt sich und vibriert Haß und Kompromiß. Genug davon. Zwischen dem Wert und der Geltung eines Menschen liegt die elementare Lüge dieser Gesellschaft. Dem, der sich ihr nicht fügt, sie nicht, durch die Veranlagung seines innersten Wesens, mitzumachen befähigt ist, versagt diese Gesellschaft das Recht der baren Existenz. So ist es ...“

Fabrelang erinnere ich mich an das Zucken im Gesicht eines Menschen, der mich an- oder an mir vorübersah. Warum?

Dabei fällt mir der arme Junge ein, vor Jahren, in München, der Student. Wir waren Freunde. Er war jung, schön, begabt, durchdringend scharfer Verstand, Frauen flogen ihm zu, er war reich, begehrt. Wir waren in einer Gesellschaft beisammengewesen, gingen nach Hause, nächsten Morgen hörte ich, er habe sich in der Nacht erschossen. Warum nur. Ein höhnisches Zucken im Gesicht eines wildfremden Menschen, und das Leben bricht zusammen oder ist auf Jahrzehnte belastet. —

Kann mir jemand erklären, was für ein Traum das ist. Ich träume diesen Traum sehr oft, ich glaube, ich habe ihn mein ganzes Leben lang geträumt, es war immer derselbe, nur mit kleinen Änderungen. Da ist er. Ich liege in einem gläsernen Sarg. Es kann auch ein Bett sein. Ich liege aber gar nicht, sondern schwebe wagerecht und drehe mich leise um meine eigene Achse, wie in den Schaufenstern jene Betten, die sich im Nu in ein Sofa verwandeln lassen. Ich

drehe mich in meinem gläsernen Sarg im prallen elektrischen Licht.

Rundum stehen an einer Barriere, mit den Ellenbogen hingelehnt, Menschen. Immer neue. Greise, Frauen, Jünglinge, Kinder gucken in meinen Sarg. Durch die geschlossenen Augenlider bemerke ich aufgerissene Augen. Keiner von denen um meinen Sarg hat ein Gesicht, wie man es jeden Tag an Menschen auf der Straße beobachten kann. Die meisten sind stark verzerrt. Alle starren mich an. Ich bin gar nicht tot, sondern bemerke alles ringsherum, sie leben doch, ich und jene, wir beide sind gleich wach und neugierig. Es muß etwas bedeuten. Ich weiß nur nicht was.

Kann ein Mensch sich im Schlaf schämen? Wenn andere träumen, daß sie nackt unter lauter Angekleideten herumgehen, so träume ich, daß ich mich unter lauter Menschen befinde, die mich auslachen. Warum nur. Ich bin so angekleidet wie die anderen. Ich habe selten Träume, in denen ich mich nackt sehe. Auch im Sarg war ich ja immer völlig angekleidet. Aber wenn ich aus meinen Träumen erwache, bin ich niedergeschlagener, als wenn ich im Wachsein beschämt oder verhöhnt worden wäre. Denn dann kann ich, bei mir — die Höflichkeit hindert mich daran, es laut zu tun —, die Beleidiger bemitleiden, weil ich ja weiß, was und wer ich, und was und wer der andere — nun ja, man versteht, was ich meine. Es ist sehr schmerzhaft, im Traum höhnische Gesichter auf sich starren zu sehen, oder auch nicht höhnische, die nur starren. Es ist sehr schmerzhaft, im Traume eine Dummheit gesagt oder begangen zu haben. Es ist auch sehr schmerzhaft, wenn man im Traum nicht schlagfertig gewesen ist. Ja, es ist im allgemeinen sehr schmerzhaft, überhaupt zu träumen, und darum bedauere ich es so sehr, daß ich einen schlechten,

gestörten Schlaf habe, aus dem ich so oft erwachen muß, dreimal, viermal jede Nacht (es kommt wohl vom Urin), denn dadurch werde ich in der Nacht des öfteren beschämt, verletzt. Ich glaube, ich wäre viel klüger, nicht der einfältige Esel, als der ich gelte, könnte ich mich einmal eine Woche lang acht Stunden jede Nacht richtig ausschlafen. Ich habe nie, soweit ich weiß, auch als Kind nie, mein Bett genäßt, nämlich: das tun wirkliche Idioten!

Oft ist mir: die Leute sehen mir's an, daß ich schlecht geschlafen habe, und demütigen mich dafür, noch ehe sie wissen, Welch einen Dummkopf sie vor sich haben. In Geschäften läßt man mich oft warten. Ist es ein solches Verbrechen, schlecht zu schlafen? einfältig zu sein? An unserer Welt ist noch vieles zu ändern. Ja, ja, es müßten welche aufstehen und uns aus unserem lebenslänglichen Unglück helfen. Aber es hat nicht jeder Lust, sich kreuzigen zu lassen.

Ich fürchte mich gar nicht vor dem Tode. Ich fürchte mich vor dem Altwerden. Vor der Würde und der Würdelosigkeit des Alterns. Aber wenn ich mich auch nicht vor dem Tode fürchte, ich fürchte mich davor, verbrannt zu werden. Und doch bin ich in das Krematorium eingekauft. Einmal war ich bei einer Feier in einem Krematorium und glaubte — ja wirklich, ich glaubte buchstäblich, den Schrei der Seele zu hören, die ihr Kleid, das sie nur mit Mühe abzulegen vermag, brennen fühlte. Ich habe viele Menschen auf der Bahre liegen sehen, aber wenn ich es vermeiden kann, vermeide ich es, einer Verbrennung beizuwohnen, „das Verfahren abkürzen“, auch glaube ich, daß alle Freigeisterei eine Anmaßung der Menschen ist, die sich darüber hinwegtäuschen wollen, daß sie gar nichts wissen. Nicht das geringste über Leben, Sterben und Nachher. Ich glaube, die ganze Freigeisterei und

Religionslosigkeit taugen nichts, und wenn ich es aus gewissen Gründen nicht gänzlich verlernt hätte, die Hände zu falten und zu beten, so würde ich Gott darum bitten, daß er mich innig und felsenfest an ihn und seine Diener auf Erden und meinerwegen auch an den Hexenhammer glauben lasse, aber dazu ist es wahrscheinlich zu spät.

Gern liege ich so in meinem Bett: die Knie über die Brust hochgezogen, den Kopf zur Seite gepreßt, rechte Hand über die Augen, darunter ein wenig lächeln, Augen offenhalten. Dann hebt sich der Druck der Welt und des Schicksals. Alles wird freier, das heißt, so lange ich diese Turnerattitüde aushalten kann. Irgendwie muß sie wohl an den Mutterleib erinnern. —

Ich suche mich auch zuweilen zu entsinnen: wann ich als Kind zum erstenmal Scham unter Menschen empfunden habe? Kann es nicht finden. Fühlte ich denn Scham? Gewiß. Und warum?

Dabei bin ich keiner von denen, die ihren Mitmenschen nicht frei in die Augen blicken können. Ich habe meinen Blick im Spiegel beobachtet. Er ist nicht wie der Blick von T., von B., von denen ich weiß, daß sie in ihrer Jugend onaniert haben. Daß ich den Menschen gerade ins Gesicht zu blicken vermag und daß ich dabei sehe — eben dies macht mich ja befangen.

Denket auch bitte, denket euch aus, was das heißt: nie! nie! keine Sekunde lang in behaglicher freier Ruhe leben zu können. Hie und da einmal eine kurze Spanne lang mit Menschen, die sich Freunde oder Kameraden nennen, beisammensein und dann zurückgehen in das Allein, in die

Abtrennung, in die Klausur, in das Schweigen. Familie, Kinder, Geliebte . . . vacat. Immer und ewig in Spannung, immer und ewig niedergebroschen, zerschlagen, in Apathie ausgelöscht. Denkt euch das aus. Denkt euch das aus, was das heißt. Was das heißt. Und wie viele leben so. Niemals Heiterkeit, Glück, Ruhe. Keinen Augenblick lang. Denkt euch das aus.

Sicherlich ein Fremdkörper in jeder Menschengemeinschaft.

In politische Vorträge gebe ich gern. Ich sitze da unter lauter Proletariern und Kleinbürgern, die alle so tief in der Achtung der klugen und reichen Leute stehen wie ich. Ich fühle mich wohl unter ihnen, denn ich bin ja natürlich Sozialist.

Ich könnte mich sogar einen Kommunisten nennen, aber ich traue mich nicht, denn ich habe einmal Marx zu lesen versucht und habe zu wenig kapiert, und als Kommunist muß man doch Marx verstehen und befolgen können? Also ich fühle mich den anderen um mich verwandt, weil ich ebenso erniedrigt bin wie sie, die Enterbten, wenn ich auch ein brennenderes Bewußtsein meiner Erniedrigung habe als sie. Aber das ist vielleicht nur eine tölpelhafte Anmaßung von mir. Sie leiden wahrscheinlich genau so wie ich, vielleicht sogar stärker, weil es unter ihnen gewiß größere Intelligenzen gibt, als meine es ist, und sie härter bedrängt und unterdrückt sind, daher. Gut. Also ich sitze da und freue mich, unter meinesgleichen in derselben Atmosphäre auszukommen. Die Redner reden, und da sie sich gemeinverständlich ausdrücken, vermag ich ihnen leicht zu folgen. Was sie mir aus dem Herzen reden, dazu applaudiere ich. Was sie gegen mein Gewissen

sagen, dazu zische ich sogar, und einmal habe ich wahrhaftigen Gottes einen Zwischenruf gewagt! Der ist mir aber schlecht bekommen, denn der Redner wendete sich mitten in seiner Rede direkt an mich und sagte mir vor allen Leuten: wenn der Herr dort unten es besser weiß, ja Sie, Graukopf (oder Kablkopf), warum kommt er nicht herauf und vertritt seinen Standpunkt?

Ich war so erschrocken, daß ich unwillkürlich aufgestanden bin. Gleich hat der Vorsitzende einen jungen Menschen zu mir geschickt, und der hat mich nach meinem Namen gefragt — und da habe ich dem jungen Menschen meinen Namen genannt und bin, als ich aufgerufen wurde, auf die Tribüne hinaufgegangen und habe gesprochen. Etwas wirr war es mir im Kopf, denn ich sprach zum erstenmal von einer Tribüne. Aber ich sprach aus der Atmosphäre heraus, und obzwar einige lachten, waren andere da, die Ja! schrien, und ich wurde munterer und sprach weiter, und dann, als ich hinunterstieg, klatschten sogar ein paar Leute in die Hände. Und seither, wenn ich in Versammlungen bin, kommt einer oder der andere Arbeiter auf mich zu und fragt mich: Genosse, werden Sie heute in der Diskussion das Wort ergreifen? Der hat noch nicht heraus, was für ein einfältiger Mensch ich bin, sage ich zu mir. Der ist wahrscheinlich selber ein Idiot, was drückt er sich denn so geschwollen aus: „das Wort ergreifen“, als ob es ein Maßkrug wäre?

Wie gesagt, hie und da „ergreife“ ich es auch wirklich, das Wort, denn meine innere Primitivität geht mit mir durch, wenn einer oben aus lauter Gescheutheit schlechtes oder schädliches Zeug zusammenredet. Aber ich merke immer, wenn ich rede, daß ich nur meiner eigenen Einfältigkeit gehorchend dastehe und das Maul aufreißt. Denn im Grunde habe ich ja gar nichts gemeinsam mit den Menschen, zu denen und für die ich rede. Es sind Proletarier, Arbeiter, Organisierte,

ich aber bin ein aus der Art geschlagener, aus der Gemeinschaft gestoßener oder aus der Gemeinschaft geflohener Bürger, der seinen Tag zum Teil mit dummen Kritzeleien verbittert. Und was die Organisation anbelangt — so etwas Unorganisiertes, Disziplineloses wie mich gibt es auf der ganzen Welt nicht zum zweitenmal. Das ist sicher.

All das aber vergesse ich nur zu leicht, denn ich fühle mich einfach wohl in den Versammlungen. Ich schlüpfe aus meiner Haut heraus in die gemeinsame Atmosphäre hinein und bilde mir ein, ich sei unter meinesgleichen! Ob das aus Einfalt geschieht oder nicht, was geht mich das im Grunde an. Ich glaube, wenn Christus heute käme, ich säße ihm zu Füßen und die rings um mich auch. Aber Magdalena . . . Ich habe ja ihr, jenem Mädchen von der Straße, meinen Namen nicht genannt!!! — —

Oft gebe ich, wenn ich irgendwo eine Menschenmenge unter roten Fahnen um die Ecke biegen sehe, mit und singe sogar halblaut den Gesang mit, den die anderen singen. Das ist dann etwas Ähnliches, wie wenn ich in den Versammlungen sitze und auf die Tribüne steige und den Mund aufmache. Da ist eine Gemeinschaft, in der ich mich jählings befinde, noch dazu eine, in die man nicht eingeladen zu werden braucht, weil es sich von selbst versteht, daß man doch zum Volk gehört. Ich gebe hinter den Fahnen mit und bin: Volk!!

Nicht, als ob ich der Meinung wäre, ich gehörte nicht zum Volk! Ich beute niemandes Arbeit aus, schade nie den Armen, schade — leider — auch nie den Reichen!! Ich fühle mich als Glied der Gesamtheit. Ich könnte sogar, wenn nicht die dumme, das heißt die gemeine Rangplacierung der Gesellschaft bestünde . . . (Gesellschaft? Mit meinem Drang nach

Gemeinschaft habe ich mich doch nie als Glied dessen gefühlt, was gemeinbin Gesellschaft heißt —) . . . wenn ich also das Gebild: Gesellschaft mit seinen Schichtungen anerkennen täte, mich als Glied des fünften Standes ansehen. Ich fühle mich also wie einer, der dazugehört. Aber ich bin doch keiner von denen, die Briefe mit dem Stempel einer Behörde bekommen (von der Steuerbehörde wohl, aber das gehört nicht hierher). Ich weiß, Volksgemeinschaft erlegt nicht nur Pflichten auf, sondern hat auch Ehren und Würden zu vergeben. Ja, man kann sogar wegen seiner Gesinnung die Ehre haben, eingesperrt zu werden — aber ich habe nie daran gedacht, wenn ich aufgefordert wurde, die Tribüne zu besteigen, daß ich jemals Reichstagsabgeordneter werden könnte, niemals, auch nicht im Traum habe ich daran gedacht, daß ich irgendwelchen Rang in der Volksgemeinschaft einnehmen, ihr Märtyrer sein dürfte, um intensiver für meine Mitmenschen wirken zu können. Das alles ist nichts für mich. Darum gehe ich auch gern anonym hinter roten Fahnen mit der Menge und freue mich an den Rufen der anderen, singe vor Lust halblaut die Gesänge der anderen, bis ich sie auswendig weiß, in mich hinein, und wenn ich sage, ich simuliere Volk, so mag sich jeder dabei denken, was er mag. Ich gehöre dazu und bin davon doch wieder ausgeschlossen. Denn die Lust der Menge ist nicht die Lust in meinem Herzen. Ich teile nicht ihre verschiedenen Vergnügungen. Ich habe keinen Teil an ihrem bescheidenen Ehrgeiz. Ich bin nicht immer interessiert, sondern ewig abgetrennt von den anderen.

Oft schrecke ich zusammen. Mitten im Leben. Ich kenne ja die Anfangsgründe der Elektrizität nicht! Wie entsteht der Donner? Wie läuft die Trambahn? Was ist eine Turbine? Was ein Akkumulator? Ich bin ja vollkommen ungebildet.

Wenn ich dann auf der Tribüne stehe und zu den Menschen spreche, da überfällt es mich: Du, der du Marx, Band I, nicht verstanden hast — wenn dich nun jemand nach dem zweiten Band Marx fragt? Du hast ihn nie gelesen, nie zu Gesicht bekommen, was wirst du antworten, wenn du gefragt wirst, was in dem zweiten Band Marx steht?

Die Schlagfertigen haben es gut. Die schütteln es nur so aus dem Ärmel. Meine beiden Ärmel aber scheinen mir von Geburt an zugenäht.

Wie sind meine Freuden beschaffen? Wie in aller Welt? Worüber freut sich doch ein Mensch wie ich? Denn daß ein Mensch sich über etwas freuen muß, daß er, wenn auch an einen Stein gelehnt, sich zuweilen ausruhen muß, darüber ist doch kein Zweifel möglich? Ich habe mein Vergnügen an Blumen, Lerchen, Wasserfällen, Kiefern und so weiter. Nun gut. Aber ich habe intensive Freude an Dingen, die anderen sogar Schmerz und Unbehagen verursachen, zum Beispiel: wenn mir einer klipp und klar beweist, daß ich in einer Sache, die ich unternommen, oder mit einer Behauptung, die ich aufgestellt habe, unzweifelhaft unrecht behalten muß. Darüber freue ich mich dann. Ich weiß es im vorhinein, daß der andere im Recht ist, und zwar ganz unzweifelhaft, aber ich schiebe künstlich den Augenblick hinaus, in dem ich werde kapitulieren müssen, und wenn dann all die falschen Argumente angeführt sind, die ich aus meinem Hirn zusammenkratze, dann gebe ich mich geschlagen, endlich, und sage: Sie haben recht, ich habe in meiner Einfalt einen verlorenen Posten verteidigt, nehmen Sie es mir weiter nicht übel, man muß Nachsicht mit mir haben.

Sodann weide ich mich daran, daß der andere zu vertuschen sucht, wie sehr es ihm peinlich ist, mich so knock out geschlagen zu haben. Wenn ich mich schließlich aufraffe, tief

Atem hole und das verlegene Gesicht des anderen sehe, dann habe ich ein Vergnügen, so innig, daß es kaum zu sagen ist. —

Habe ich es schon gesagt? Nein, ich habe es noch nicht gesagt. Aber es ist auch überflüssig, es zu sagen, es versteht sich von selber: daß ich philosophische Bücher, Bücher, in denen Themen stehen und Systeme, nur sehr schwer — wenn überhaupt — kapiere. Aber es ist so. Bücher, die die wichtigsten Dinge der Menschheit behandeln, verstehe ich nicht. Ich bin eben ein Idiot. Doch nehme ich zuweilen solch ein Buch zur Hand, weil ich kein Ignorant heißen möchte. Ich empfinde auch einen gewissen Stolz, wenn ich ein solches Buch beim Buchhändler kaufe. Der Buchhändler bleibt ganz ernst und höflich, statt mir ins Gesicht zu lachen: Was, du?? Du kaufst dir dieses Buch? Du bist doch viel zu dumm.

Also, ich habe da ein apartes Spiel erfunden. Es ist kein Spiel wie Patience, womit sich andere Sonderlinge ihre Zeit bis zum Schlafengehen vertreiben. Ich lese mit vielem Ernst eine Seite in solch einem ernstesten Buch. Dann springe ich mit einem Satz zum Bücherschrank und hole ein ganz anderes Buch, sagen wir ein Märchenbuch oder einen Band Liebesgedichte heraus und fange zu lesen an. Da scheint es mir, als lese ich immer noch in dem ersten unverständlichen Buch weiter! Das Trägheitsgesetz des Gehirns. Und tatsächlich, ich versenke mich in diese so leicht verständliche Materie mit demselben tödlichen Ernst — und kapiere ebenso wenig. Umgekehrt habe ich es auch schon probiert. Und da war es mir, als sei all das Tödernste, Schwere im Grunde nur ein kinderleichtes Märchen oder ein Gedicht mit Reimen.

Kluge Menschen können vielleicht mit ihren wirklichen Erlebnissen solche Scherze treiben. Ich nur mit Büchern aus dem Schrank. Aber doch, das ist nicht wenig unterhaltend.

Eine ganz außerordentlich patente, exquisite Sache müßte es sein: in der Mitte zwischen zwei Menschen zu sitzen (das tue ich ja zuweilen), von denen der eine turmhoch, der andere ganz mauseklein wäre, beides entweder in geistiger oder in gesellschaftlicher Hinsicht gemeint, das heißt im Hinblick auf Rangunterschiede in der auf diesem Tischtuch schon öfters erwähnten menschlichen Gesellschaft.

Das Spiel, das der in der Mitte Sitzende, also ich, dabei mit dem rechts und dem links spielen möchte, wäre, in der raschen Folge der Abwechslung, gar nicht so einfach — aber ich hätte eine diebische Freude daran, dieses Spiel zu spielen!

Sagen wir also: der Turm ist A., und die Maus ist Z. Ich sitze in der Mitte des Alphabets und heiße daher M. Die Reihenfolge von links nach rechts ist demnach: A. M. Z. Nun beginnt das Spiel. A. redet mit Z., wie eben A. mit Z. zu reden pflegt, in dieser menschlichen Gesellschaft. In der Mitte redet M. mit sich selbst. Nun mengt er sich ins Gespräch von A. und Z. — M. spricht mit A., als rede er mit Z. Mit Z., als rede er mit A. — A. gerät in Verwirrung, Z. aber auch. Es entwickelt sich aus dem Duett A.-Z. ein Terzett A.-M.-Z. Schließlich kennt sich A. weder mehr in Z. aus, noch vor allen Dingen in M. — Z. verliert auch die Maßstäbe und verwechselt A. mit M. und auch mit sich selbst, das heißt mit Z.

M. hat also demnach die Aufgabe erfüllt, die Kontraste aufzuheben, ausgleichende Gerechtigkeit zu spielen. Er fühlt sich in der Rolle des lieben Gottes wohl, des Papstes und Herrn Präsidenten, und was weiß ich noch. M. hat sich die Aufgabe gestellt oder angemacht, die Menschheit zu erziehen, den utopischen Zustand des Millenniums vorwegzunehmen. M. spielt das kostbare Gesellschaftsspiel: A. ist gleich Z. Als wäre, kurz und gut: ABCDEFGHIKL — M — NOPQR STUVWXYZ.

Vor M., wie vor Gott, ist nämlich das ganze Alphabet gleich. Vor Gott nämlich sind wir alle gleich.

Hier auf diesem großen Papier steht irgendwo, sogar an verschiedenen Stellen, der Satz niedergeschrieben: wo gehöre ich eigentlich hin?

Eine große Liebe, mit Rührung und Schüchternheit gemischt, zu kleinen Existenzen. Bescheidenen, subalternen, die meinetwegen Gerichtsprotokolle aus einem Stockwerk ins andere schleppen, am Abend mit zufriedener Miene nach Hause sich trollen, im Sommer ihre Kresse begießen, im Winter ihren Lautsprecher andrehn, ohne größeren Ehrgeiz als den, ihren Lebensunterhalt verdient zu haben. — Ein kleiner Flickschuster sitzt vor der, vom Urgroßvater ererbten, mit Wasser gefüllten Glaskugel. — Ein kleiner Schneider sitzt auf einem Tisch, den Mund voll Nadeln. — Ein Krämer in der Vorstadt; wenn du in den Laden trittst, scheppert die Glocke über der Tür noch eine Weile. Inhaber des Ladens: Christine Katzenschläger Nachf., kommt aus dem hinteren Wohnzimmer, legt sein Käppchen ab und verkauft dir Zwirnknäuel, Sicherheitsnadeln, Seife . . .

Positiv also ist vorhanden: eine umfangreiche Zuneigung zu Menschen, zu einer besonderen Art Menschen, vielleicht zu allen. Jedenfalls: ohne die Fähigkeit, eine Schnecke zu zertreten, die vom Rasen über den Fahrdamm kriecht — wie jener gesagt hat. — —

Einer, der gestorben ist, er war, ohne es zu wissen, einer von diesen da oben Aufgezählten: er gab an, das Gefüge der Welt so genau zu kennen, daß er imstande war, mit einem roten Bleistift Striche auf ein Blatt zu zeichnen, und das sollte also das Gefüge der Welt darstellen. Und hier und dort standen Kreuze; die bedeuteten: Autorität, Kirche, Armee,

Polizei, was weiß ich noch alles. Nur einen Fleck allein vermochte er nicht zu bestimmen, anzukreuzen, bis an seinen Tod nicht, und das war: wohin das Geld gehörte! — —

O die Harmonie der Welt. Seit meiner frühesten Kindheit hatte ich immer ein Pianino oder ein Harmonium in meinem Zimmer stehen. In meiner guten Zeit sogar einen Flügel! Meine arme Freundin von der Straße besitzt ein Grammophon. Zuweilen spielt sie mir darauf Stücke vor. Ihre Lieblingskomponisten aber sind nicht die meinen; so habe ich ihr ein paar Platten mitgebracht, und sie spielt mir Schumann, Schubert und Tschaikowsky vor. Seit ich vom Radio her erfahren habe, daß die Luft voll Musik ist, bin ich nicht so verzweifelt darüber, daß in meinen vier Wänden keine Musik zu hören ist und kein Instrument steht. Alles ist ja voll Musik! Nur mein Leben, mein armseliges, ist ein einziger Mißton.

Ich sehe ganz gern zu, wenn andere tanzen. Besonders diese idiotischen Tänze, von denen kein Mensch weiß, ob sie Mathematik oder was eigentlich sind, Schlenkern und Verrenken, absurde Windungen, Drehungen. Ich sehe gern zu, wie man sie tanzt. Sie kommen nicht aus dem Überschwang, denn dann müßte ich mich vor ihrem Anblick verkriechen, sondern sie kommen aus der Balance, die aus einem unbalancierbaren Zustand resultiert. Darum sehe ich gern, wenn Jazztänzer sich auf einem kleinen Parkett durcheinanderschieben und diese Tänze der halben Lockung und der halben Befriedigung tanzen. Unentschiedene Menschen, die sich jeden Augenblick zurückziehen dürfen und wollen. Für einen Nichttänzer ein angenehmer Anblick. —

Vielleicht könnte ich tanzen, wenn ich ein bißchen betrunken wäre. Ich habe es zuweilen versucht, nämlich das

Betrunkensein. Dann habe ich aber Depressionen gehabt. Ich denke mir, ich müßte es anders anfangen. Es war wahrscheinlich nie der richtige Wein. Ich habe zuweilen versucht, nacheinander verschiedene Sorten von Wein zu trinken. Von Burgunder werde ich nicht betrunken, sondern melancholisch, vielleicht darum, weil wir, als ich noch verheiratet war, zuweilen einen schönen warmen Burgunder zusammen getrunken haben. Rheinweine haben mir die Filme verleidet. Mosel aber dürfte es sein. Ich werde mal probieren, in ein „Dancing“ zu gehen, mir dort eine Flasche guten Mosel geben zu lassen, dann werde ich vielleicht mit einigermaßen benebeltem Kopf zu einer goldglitzernden Person gehen, die an einem Tisch allein sitzt, und sehen, ob ich es zuwege bringe, zu tanzen, so wie ich es meine, das, was ich unter Tanzen verstehe. —

Von Champagner allerdings möchte ich einmal ganz berauscht sein, phänomenal müßte das sein, aber doch müßte man in gehobener Gesellschaft sein, da aber hütet man sich, über den Durst zu trinken, denn es ist außerordentlich angenehm, es schmeckt fabelhaft, es tut wirklich gut, nüchtern unter den anderen Benebelten zu sein, man kann sich bei solchen Gelegenheiten an dem Champagner berauschen, den man nicht trinkt. Das verschafft Übergewicht, Überlegenheit. Ein kostbarer Zustand!

Oder es wäre eine Möglichkeit, mir einmal in einem guten Weinrestaurant, abseits in einer Ecke, eine halbe Flasche Moet-Chandon geben zu lassen und dann noch eine halbe, bis es so weit ist.

Ich werde jetzt einiges Papier in die Tasche tun und in eine gute Weinstube gehen. Was für Träume können einem da kommen? —

Man müßte oder sollte glauben, daß es mir eine große Freude oder Genugtuung sein könnte, mich von einer Frau schlecht behandeln zu lassen. Eine Kategorie von Männern,

ich kenne sogar welche, die sich rühmen, zu dieser Kategorie zu gehören, die befriedigt es außerordentlich, von Frauen, noch dazu solchen, die unter ihrem Stande leben, getreten, geohrfeigt, mißhandelt und verachtet zu werden — ich gehöre nicht zu diesen. Ich denke mir oft: das Leben wäre doch wesentlich einfacher, gehörte man zu dieser Kategorie! Aber das ist eben leider nicht der Fall, und darum ist es, ich weiß nicht, weshalb, eigentlich schlimm genug.

Können kann ich nicht — aber mögen möchte ich schon. Das wäre ein Tanzen! Die Glieder ausgespannt, daß sie locker und frei werden und sich nach ihrem eigenen Gesetz, nicht nach dem Diktat eines anmaßenden, armseligen Gehirns bewegen! Beine werfen, Blicke in die Runde treiben lassen, lachen, daß die schlechten Zähne in der Sonne oder im Schein der Bogenlampen blinken! Kreisen, rundumher, den Rumpff aufschnellen lassen, eigenen Rhythmus suchen und gewiß auch finden. Den Umstehenden würde vom Zusehen der Atem ausgehen, eher als dem Tänzer. Wie ein Derwisch meiner eigenen Not bis zum Selbstvergessen tanzen, dem grausamen, großen, unbekanntem Gott dieses Opfer darbringen! Das würde ich tun! Gott, vom bloßen Niederschreiben schon ist mir der Atem ausgegangen! Ah, aha — tanzen würde ich, wenn ich könnte, tanzen! — —

Ich war einmal, das war früher, in einer lebenslustigen Stadt im Karneval bei einem Fest in einem großen Saal. Es ging hoch her. Alles war ein wenig soso. Auch waren viele Masken da und nicht wenige in Kostümen und Frack. Alle waren lustig mit Ausnahme von . . . Und alle waren auch von oben bis unten mit Papier bestreut, das heißt mit Konfetti,

und in Serpentinaen verschlungen, bestäubt und bepudert, das war zu sehen. Die Stimmung ließ wirklich nichts zu wünschen übrig. Da bemerkte ich unter jenen Ausnahmen, wie gesagt, einen Menschen, einen Mann von ungewissem Alter, undefinierbares Alter, das sagt man so, wenn einen das Leben gezeichnet hat in frühen oder späteren Jahren. Wenn einen das Leben überrascht und überrumpelt hat, so daß das Gesicht vor Staunen einen Ausdruck von Jenseits, Zeitlosigkeit angenommen hat sozusagen — gewiß aber hat dies nichts mit Alter zu tun oder mit Erfahrung oder gar mit Lastern. Nun also, dieser Mann war gar nicht elegant angezogen wie die anderen. Vermutlich besaß er keinen Frack, ja vielleicht auch nicht genug Geld, um sich einen zu leihen. Einen schwarzen Rock hatte er ja an, mein Gott, es war ja Abend und künstliche Beleuchtung, man konnte nicht sehen, wie der Rock beschaffen war, wahrscheinlich hatte auch ihn das Schicksal zeitlos gemacht.

Also, dieser Mann war von Konfetti und Papierschlängen und Staub und Puder unberührt geblieben. Ich sah ihm an, er markierte Lebenslust und lächelte reichlich um sich herum, aber niemand lächelte zurück. Und am Ende sah ich dann den Mann, als ich ins Pissoir ging, er war in einer Klosett-kabine gewesen und hatte sich mit Konfetti (man konnte sie ja kaufen) von oben bis unten bestreut, sogar unter den Hemdkragen hatte er sich welche geschüttet —, denn, als er wieder unter dem lustig tobenden Volk erschien und lächelte, da trug sein Lächeln etwas von dem Unbehagen zur Schau, das man empfindet, wenn einem jemand heimtückisch eine Ladung Papier hinten hinein geschüttet hat — was als ein Zeichen besonderer Bevorzugung gelten kann. Der Mann lächelte gekitzelt. Ich ging dann bald fort und konnte nicht mehr beobachten, ob die eigenhändigen Konfetti fremde angezogen hatten. Jedenfalls, er lächelte.

Ich habe eine Zeitlang noch in Ballsälen und auch auf der Straße diesen Menschen wiedersehen wollen. Ich blickte vielen Menschen ins Gesicht, ob ich ihn wiedererkenne? Ich habe ihn aber nie wiedergesehen. Ich kehrte ja der lustigen Stadt bald den Rücken.

Einmal habe ich, in einer kleinen Provinzstadt, im Stadttheater, ein Stück gesehen, darin trat ein junger Chorist auf, ein unbeholfener Mensch — ich bitte Sie: Komparse in einem kleinen Provinztheater, was kann das schon sein! Man gab ein Studentenstück, in dem Gesang und auch Tanz enthalten war. Der kleine junge Chorist war wahrscheinlich Schneidergeselle oder Bürobeamter oder etwas anderes ganz Subalternes — aber am Abend verwandelte er sich in ein Märchenwesen, versteht sich für ihn selber, für sich selbst ein Märchen! Denn für andere, für den Zuschauer, für mich war er — nun, für mich war er ein Bruder. Nicht mehr und nicht weniger als das.

Den hättet Ihr tanzen sehen sollen! Mit solch einem wilden Schlenkern, mit solch einer Hingabe, Selbstvergessenheit des Herzens, des Herzens, mit seinem ganzen Menschwesen tanzte er! Die lächerliche Studentenmütze, viel zu klein für seinen großen buschigen Kopf, hüpfte nur so auf seinem Schädel. Das Studentenband schwang sich und tanzte um seine magere Vogelbrust. Ich hatte mein Opernglas bei mir, ich sah: der armselige Chorist, er hielt krampfhaft die kleinen Finger seiner weit von sich geworfenen Hände elegant abseits gebogen — so etwas von Tanzen, Selbstvergessenheit, von Komik!

Ach, Komik: was ging ihn die Welt, das Urteil der Welt an — denn selbst mir, der ich doch aus der gleichen Familie stammte, schien er komisch, wiewohl er den anderen im Theater

gar nicht so komisch zu sein schien, diesen Provinzlern: ich bemerkte unter den nahe um mich Sitzenden keinen, der ihn etwa ausgelacht hätte.

Mir passieren doch oft die unerwartetsten Sachen, zum Beispiel ich stehe beim Fenster und sehe auf die Kirche hinaus und nehme mir dabei vor, den Kirchturm zu hypnotisieren. Eine lächerliche Vorstellung! Mein Herz klopft so laut, daß ich es an den Deckel meiner Taschenuhr schlagen höre, obzwar zwischen meinem Herzen und der Uhr eine Schichte Gewebe, Haut, Hemd, Futter, Westenstoff, Notizbuch, wieder Futter und der Rock sind. Trotzdem pocht mein Herz laut an das Uhrgehäuse. Nun, sollte es nicht hinauswirken, drahtlos, und die Kirche in Schwingungen versetzen, den Kirchturm da vor meinen Augen ins Wanken bringen, daß er umfällt? Ich habe die Kirche da unten auf dem Platz im Verdacht, daß sie auf einem Morast steht, daß sie versinken wird, wenn mein Herz nur heftig genug schlägt. So stehe ich eine Stunde lang, aber es passiert nichts, der Kirchturm reckt sich, nichts passiert.

Und doch: es sind Tage, unstreitig, Tage, an denen schreckliche Dinge geschehen können, Tage, dergleichen der Talmud zwischen dem Neujahrsfest und dem Versöhnungsfest der Juden entdeckt hat. Tage so schrecklicher Art, daß die Fische im Ozean zittern! Solche Dinge passieren da zwischen Himmel und Erde. Ich habe ganz schüchterne Begriffe davon. — Es passieren mit mir auch schreckliche Ereignisse, die mir nahe gehen, wie zum Beispiel, daß ein Möbelstück in meinem Zimmer umfällt, wenn ich so etwas in ein Buch hineinschreibe, das aussieht, als nähme ich mir etwas vor: zu diesem und diesem Tag muß dies und dies erfüllt sein! Dann passieren also Dinge, die ich nicht vorgesehen habe, nicht ahnen konnte. Oft sind mir

schreckliche Dinge passiert bei solchen Gelegenheiten. Wenn ich bedenke, wem ich die Schuld an solchen Dingen geben soll, finde ich natürlich niemanden und denke bei mir, ob man auch für andere Dinge, die durch menschlichen Willen mit einem vorgenommen werden, nicht etwa Gott allein verantwortlich machen sollte? Jenem armen Mädchen von der Straße, dem gütigen, warmen, leidenschaftlichen, bin ich an einem Tag begegnet, den ich mir nicht vorher im Kalender aufgeschrieben hatte.

Du weißt doch schon, arme Seele, welcher Art meine Blitze sind! So, wie wenn man die Feder auswischt, unverbindlich. —

Pegasus und Steckenpferd im Stalle, nebeneinander. Man muß beide haben, sie vertragen sich. —

Die Befriedigung, wenn man einen reifen Pfirsich isst, ihn so sauber teilen kann, daß er vom Kern geht. Das Fleisch löst sich sauber, zieht kleine saftige Fäden vom Kern, dann schmeckt die Frucht. Dabei denkt man an einen reifen Menschen. Liebe und Seele gehen vom Kern. Aber sieh zu, wie's dir vom Maul herunterrinnt, wenn du dich selbst bespiegelst!

Was hat denn das in Gottes Namen auf sich, diese Läpperei, daß du dich Jahre lang an Dummheiten, kleine elende Geschehnisse — aber nein: sehr erwachsenen Menschen passiert das gleiche, ich weiß es. Daß sie sich also irgendwelcher kleinen, dummen Geschehnisse erinnern und wichtigste Dinge glatt vergessen. Zum Beispiel erinnerst du dich an Worte, Antworten, ja an ein Zucken im Gesicht wildfremder Menschen, an völlig sinnloses Zeug, das du jahrzehntelang vor dich hinsprichst, wie etwa der Irre in jener unsterblichen Dostojewski-Novelle das Wort: „Bobok, Bobok“, ohne Sinn und Verstand. Es war irgendeine Sage dabei, ein Friedhof, aber das tut nichts zur Sache!

Die Verlegenen, die Einfältigen haben, das ist sicher, eine Geheimsprache. Oft, in einer kleinen dunklen Gasse, geht ein Mensch ganz in Gedanken versunken an mir vorüber, der mich nicht sieht, vielleicht weil ich Gummischuhe an habe und daher so leise angeschlichen komme. Der spricht etwas vor sich hinaus: „Bobok!“ oder Ähnliches. Denn ich behaupte, jeder von uns armen Brüdern im Leid besitzt sein eigenes „Bobok“, das ihm vielleicht über die ersten grausamen Augenblicke irgendeiner törichten Demütigung, Blamage, einen schneidenden Schmerz hinweghilft. Andere haben wohl andere Methoden, so zum Beispiel kannte ich einen, der spuckte über seine linke Schulter nach hinten und war damit seiner Sorgen ledig. Andere addieren, addieren Zahlen, alle Zahlen, die ihnen begegnen, Zahlen unterwegs, Droschkennummern, Treppenstufen, glauben an gute Zahlen, schlechte Zahlen, addieren, wollen dem Schicksal einen Zipfel entreißen. —

Ja, — im Grunde ist daran vielleicht nur schuld, daß unser-
einem die Zeit zu lang und daß er seines Lebens nicht froh wird. Die Zeit, ein grimmiger Feind, man muß ihn mit List täuschen, ihm mit List beikommen; man muß ihn, sozusagen, von hinten überfallen und ihn zerstückeln, mit allerlei Finten methodisch in Stücke zerhacken. Viele haben dazu eine närrische Stundeneinteilung erfunden, mit allerlei Riten, Zeremonien, Zwangshandlungen, die sie sich selber auferlegen und mit äußerster Peinlichkeit durchführen. Menschen, die viel unbeaufsichtigt, allein mit sich selber und unter der harten Fuchtel ihres Schicksals sind, haben ja Zeit zu mancherlei Verrichtungen. Zeit — der Feind!

Wenn man mich fragen würde: nehmen wir an, es klopft plötzlich an meine Tür, und herein tritt ein Erzengel. Ein Erzengel mit blonden Haaren, barfuß, aber vom Kinn bis zu

den Füßen in silberner Rüstung, ein schöner Erzengel in Person, und fragt mich ganz einfach: also bitte, Mensch, was kann ich für dich tun. Und der Erzengel macht ein nachdenkliches Gesicht und notiert sich in seinem lichten Kopf meine schweren dunklen Bestellungen. Da müßte ich mir überlegen, was ich eigentlich von diesem Sendboten Gottes fordern könnte.

Ich würde also beginnen: Notieren Sie bitte, zuerst gute Sachen zum Essen. Zum Beispiel eine Torte, aber eine richtige von Sacher in Wien, sodann Marrons glacés in zweierlei Form, ganz und als Püree, eine fein durchpassierte Masse mit Zuckerguß darum. Sodann bitte Poularde mit kalifornischem Birnenkompott, aber halt, auch Hasenbraten! Überhaupt, hautgoût liebe ich recht sehr. Haben Sie geschrieben? Hierauf hätten Sie Hagebuttenmarmelade zu notieren. In den Gegenden, in denen man sie richtig zuzubereiten versteht, heißt sie Hetschepetsch, damit könnten Sie den Bezugsort geographisch feststellen. Wie? Ja, die Liste ist zu Ende. Vielleicht noch: weiches warmes Brot, gerade aus dem Ofen heraus, mit dünner knuspriger Rinde, und dazu frisch gepflückte Weintrauben.

Wie? Das sei alles???

Ja, gut. Ja. Danke, das ist alles. Besten Dank. — — —

Daraus ist zu ersehen, wie sehr ich Sachen liebe, die so weich sind wie meine arme Seele, so mild und verzärtelt von Geschmack, daß man die Zähne kaum auseinander tun muß, um sie hinuntergleiten zu lassen.

Hallo, bitte sehr, ehe Sie weggehen, notieren Sie noch einen schönen Gruß an Herrn Gillette, den Wohltäter der Menschheit, ja, den, der die Rasierklingen erfunden hat. Und einen weiteren an Herrn Oropax, nein, kein mexikanischer Götze, sondern er hat die kleinen Wachskügelchen erfunden, die die

Geräusche der Welt so schön ausschließen. Auch an Herrn Remington jr., den kleinen meine ich, die Reiseschreibmaschine, herzlichen Gruß, und noch eins:

Auch noch einige Delikatessen aus meiner Kindheit; zum Beispiel die runden im Kreise herumzudrehenden Guckkästen, auf der inneren Fläche tanzten die Bilderchen so schön beim Herumdrehen: kein Kino ist seither so schön gewesen wie dieses primitive Spielzeug. Wohin ist es geraten? — Halt, noch einen Gruß an den Erfinder des Kaleidoskops — überhaupt: alles Schöne den Wohltätern der Augen und des Gaumens, bitte das nicht zu vergessen! — — —

In kleine Spielwaren- und Papier- und Kramläden in versteckten Vorstadtstraßen oder Provinznestern hineinzugehen, das liebe ich ebenfalls inniglich, dann dort Ausschneidebogen zu kaufen, welche Teile von Burgen, Kirchen, mittelalterlichen Häusern, oder auch von Wolkenkratzern und Negerkrals vorstellen — und sie daheim mit der Schere auszuschneiden, das liebe ich sehr, sogar schwärmerisch. Häuser, aber nicht Maschinen und Flugzeuge! Einmal habe ich mich zu einer Mühle verstiegen, mit einem Rad, dazu gehörte dann Streusand. Es ist lange her. Es war in der Jugend. Aber seither bin ich bei Häusern und Burgen geblieben. Einmal überraschte mich ein ernster Mann bei dieser Betätigung: er sah mich zuerst erstaunt an und schwieg. Ich sagte dann, ich täte das nur, um die Sicherheit der Hand zu erproben. Aber obzwar diese Antwort wieder eine Feigheit war und ich mich schämte, zu sagen, daß mir das Ausschneiden eine so große Freude bereite, sah mich der Mann nicht höhnisch an, sondern küßte mich sogar, als er von mir Abschied nahm, auf beide Wangen. Er war ein Russe. Er ist bald darauf gestorben. Vielleicht ist da ein Freund gestorben.

Ja — ich klebe diese Figuren an den Rändern gar nicht zusammen, das macht mir keine Freude mehr, nur das

Ausschneiden macht mir Freude. In meinem elften Jahr, damals als ich die schwere Diphtherie hatte, an der ich fast gestorben wäre, bekam ich zehn Bogen, eine Ritterburg und eine ganze Stadt mit einer Kathedrale, Lauben, Straßen und Kaufläden. Ich war acht Wochen lang krank, ach war das eine herrliche Zeit!

Und wenn Sie noch einen Augenblick übrig hätten, geehrter Herr. Ich möchte noch einige Bestellungen machen. Darf ich? Da ist zum Beispiel ein Bild, ein Porträt des berühmten russischen Komponisten Mussorgsky, lassen Sie mir das kommen. Sehen Sie, so vernachlässigt, so ungewaschen, verschlafen, Bart und Augen und Haare verklebt, möchte ich auch sein. Einmal acht Wochen lang mich nicht waschen, nicht ankleiden, ganz richtig, ich meine: mit den zwei Dutzend Knöpfen, die man in zwei Dutzend Knopflöcher stecken muß, ehe man unter zivilisierte Menschen gehen darf, richtig ankleiden. All die Knöpfe, o Gott, welche Zivilisation! Was suche ich in dieser Welt der Wohlgewaschenen, der Zugeknöpften. Ich möchte acht Wochen lang nicht aufstehen, gesund sein, aber im Bett liegen bleiben, aber es ist notwendig, daß man korrekt sei, Distanz einhalte, Distanz. Die ganze Welt besteht nur aus Distanz, Distanz. Kein Wort hasse ich so wie dieses.

Das Folgende ist eine Wiederholung. Schadet nichts: es sei wiederholt. —

Ein ehemaliger Freund von mir war, wie alle Welt wußte, ein sehr gescheuter Mensch. Dieser Mann sprach gern und oft vom Leben und von den Dingen des Lebens, besonders wenn mehrere Menschen um ihn waren. Er war es, der einmal sagte:

er verstehe so ziemlich alles im Leben und wisse, wie es zusammenhängt, nur eines wisse er nicht, nämlich: wo im Gefüge der Welt der Platz des Geldes sei!

Er galt als klug, in dem Augenblick aber, in dem er diesen Satz ausgesprochen hatte, zog mir ein ganz warmes Gefühl für ihn durchs Herz: er war ja einer von den Meinen, fast wie ich selber so einer! (Er hätte sich wahrscheinlich schön bedankt, hätte ich ihm von dieser Entdeckung Mitteilung gemacht!)

Aber das ist es: wo gehört das Geld hin? Ich weiß es nicht. Hie und da glaube ich es zu wissen, und da komme ich mir plötzlich ganz kühn und überlegen vor. Aber das dauert nicht lange. Auch daran habe ich ja schon zuweilen gedacht: was ich täte, hätte ich Geld. Ich würde gewiß damit beginnen, was man Dummheiten nennt, auf alles mögliche Volk hereinfallen. Denn einer der hervorstechendsten Charakterzüge eines Einfaltspinsels ist, daß er nicht Nein sagen kann und daß er, ganz abgesehen davon, daß er alle Menschen für klüger hält, als er selber ist, allen Menschen blindlings vertraut, solange sie ihn nicht getäuscht und enttäuscht haben. Ich kann mir's an den Fingern abzählen, wie mein Geld in den ersten paar Monaten schon auf und davon flöge!

Aber ich möchte mir doch einiges kaufen. Ein kleines Gärtchen möchte ich wohl haben.

Dann möchte ich dem armen Mädchen, das in ihrem Wintermantel wie eine richtige Prostituierte aussieht, einen kostspieligeren, aber unauffälligen Pelzmantel kaufen, der sie besser kleiden und doch die Freier nicht entmutigen würde.

Ein kleines Automobil würde ich mir kaufen.

Einem armen jungen Anarchisten, mit dem ich einmal aus einer Versammlung weggegangen und der mir Ideen entwickelte, nicht sehr weit entfernt von den meinigen, würde ich gern eine kleine Druckerei einrichten; Geld genug geben einem anderen, daß er auf Reisen gehen könnte für ein Jahr.

Ich möchte in eine gewisse Parteikasse Geld einzahlen, damit — hören Sie gut — damit endlich dieser Begriff Geld aus der Kalkulation des Weltgefüges verschwinde!

Ja. Ein Häuschen, ein Gärtchen, ein kleines Automobil möchte ich haben, wie jedermann es haben möchte, Hand aufs Herz!

Wo gehört das Geld in der Welt hin: zu den anderen — evident; alles gehört den anderen. Aber ich würde für mich ja gar nicht soviel beanspruchen. Häuschen und Gärtchen. Jawohl, aber wenn ich mir von dem geizigen Schicksal noch etwas erbitten dürfte, so wäre es dies:

(folgt ein vielemal ausgestrichenes, unleserliches Wort)

Was ist denn das überhaupt: Glück?

Glück ist:

Zu essen zu haben, wenn ich hungrig bin.

Schlafen dürfen und können!! wenn ich müde bin.

Umgang pflegen mit Menschen, die ich mag. Menschen, die ich nicht mag, beiseitelassen.

Reden, nur um etwas auszusagen, unumwunden herauszusagen, was ich meine, und wie ich es meine. Schreiben, wie es mir ums Herz, um die Finger und um die Lippen ist, ohne die geringste Einschränkung, ohne Rücksicht auf die anderen und sogar auf mich selbst; aufrichtig und wahr bis zur Verleugnung der Grammatik und der Orthographie, vom großen und kleinen Einmaleins gar nicht zu reden.

In einem Heim leben, das ein Heim ist. Warm und ruhig Heimarbeit zu leisten, die ich als Arbeit liebe und von der ich leben kann.

Auch gegen den lieben Gott sehr aufrichtig sein und ihm schonungslos die Wahrheit sagen: zum Beispiel daß das Gebot,

du sollst nicht stehlen, oder du sollst nicht begehren deines Nächsten . . . Lüge und ungöttlich ist, denn es besitzt so mancher gegen das göttliche Recht, und es geschieht ihm nur recht, wenn ihm sein Besitz genommen wird.

Zu all diesem aber gehört Verstand und Mut und Konsequenz. Und wenn man davon nur das Minimum hat, das Existenzminimum, um sein Leben zu fristen?

Hie und da habe ich einen Tag, ja einige Tage des Glücks erlebt. Hie und da habe ich wahrhaftig welche erlebt! Das war zumeist an Orten, nicht hier, sondern wo ich auf meinen Reisen gewesen bin und wo ich keinen kannte. Niemand beachtete mich, alle waren mir sympathisch. Ich durfte Menschen bemitleiden, daß sie an solch kleinen weltverlorenen Orten leben mußten, denn ich fühlte ja, ich gehörte nicht hierher. Ich gehörte nicht hierher, ich gehörte dorthin, wo mein tägliches Leben sich abspielte, wo ich viele kannte, wo mich viele kannten, viele von meinem bedrückten Leben wußten, wo das Schauspiel meiner Lebensnot sich in meinen vier Wänden und doch in der Öffentlichkeit abspielte. Dort, wo ich zu leiden gezwungen war, wo ich nicht allein aus äußeren Ursachen zu leben genötigt war, sondern wo ich nach höherem Ratschluß das Leid des Lebens zu erfahren hatte.

In jenen kleinen Ortschaften also war ich, solange nicht die Unruhe, der Ahasver, mich wieder beim Wickel packte, glücklich. Ich ging herum in der Stadt, in dem Städtchen, auf dem Markt, in den kleinen Seitengassen. Ich kam auch in jene kleinen Läden, der ganze Ort und mein ganzes Leben war ein Tag in jenen kleinen Läden, ich fühlte mich so innig wohl, ich dankte dem lieben Gott endlich, endlich für den Tag, den er geschaffen hatte, ich kaufte mir ein Stück Brot und einen

Apfel und verzehrte diese Mahlzeit unten in dem Garten bei dem Fluß, der unter der alten Brücke hinfloß, ich war glücklich, und ich dankte dem lieben Gott dafür, daß es solche Tage wie diesen gäbe, und auch dafür, daß ich war, wie ich war, und auch dafür, daß hie und da, wenn auch nur wenige Tage des Fortgehendürfens von Allem, wenige Tage mir beschieden waren, ein wenig Glück, und wenn es auch nur das Glück des Gegenteils vom Glück war.

Wenn ich etwas ausführlicher darüber reden, das heißt schreiben darf, und warum sollte ich das nicht dürfen, dieses Papier ist noch sehr groß und viel Raum auf ihm: ich bin sehr glücklich, wenn ich ein paar Tage an der See und davon ein paar Stunden am Strand verleben darf. Es muß nicht gerade die Nordsee sein, aber wenn es die Nordsee, der Atlantische Ozean, der pompöse, ist, umso besser. Herzlichen Dank.

Dann gehe ich an dem Ufer der See spazieren, bis ich ganz voll von Seeluft bin, ganz durch und durch geweht. Dann ist mir plötzlich, als wäre ich ein Fisch! Als wäre das Wasser und nicht die Erde, das heißt der Asphalt, das heißt Betonhäuser und Beinkleider und Rock aus Tuch, meine wahre Heimat. Es ist mir, als ob man durch meine Seele durchsehen könnte, wie durch den Körper eines zartfleischigen Flossenseglers, so eines, der in den malaiischen Gewässern vorkommt, durch dessen Körper hindurch man eine Zeitung lesen kann!

Ich gehe also an den Strand und atme ein, atme aus, freue mich über jeden Atemzug. Ich brülle Worte, sinnlose, hinaus in das Wellengebrüll und freue mich, wenn mein Körper von diesem unhörbaren Gebrüll schüttert, wie ein Turm im Erdbeben. Es ist nichts, aber auch nichts zu hören von diesem Gebrüll, weil ich ja gegen das Wellengebrüll gar nicht aufkommen kann. Ich höre also meine eigenen Worte nicht,

bin dadurch vollkommen anonym, existiere nicht, denn wodurch beweisen wir Menschen in den Betonstädten den anderen unsere Existenz, wenn nicht dadurch, daß wir einander überschreien! Ich höre mich nicht, ergo existiere ich nicht und bin ein Fisch. Ich weiß, die Fische gelten nur darum für stumm, weil sie in einem Element leben, das ein schlechter Schalleiter ist. Gegen die Wellen ist mit der menschlichen Stimme nicht anzukommen. Im Element des Wassers ist der Mensch anonym. Wie herrlich, im Wasser unterzutauchen! Es schlägt mir wohl jedesmal auf den Darm, wenn ich im Meer bade. Aber nichtsdestoweniger, welch herrlicher Zustand, im Wasser zu sein. Ausgelöscht zu sein, sich selber loszusein, endlich! Welch herrlicher Zustand!

Nach solch einem Spaziergang an der Küste viele Stunden lang sich in den Sand legen, bis an den Hals einbuddeln, oder sich bei starkem Sturmwind vom Sand überschütten, „überfluten“ zu lassen. Nach Monaten noch in allen Ritzen der Kleidung seligen Sand finden. Nach Stunden und Tagen des Verwehtseins, der Abwesenheit von sich selber, das Leben von neuem beginnen!

Zuweilen tue ich dieses: Ich sitze in einer Trambahn, hätte schon lange aussteigen müssen, bin über das Ziel hinausgefahren, nur darum, weil eine Frau mir gegenüber sitzt, der ich auf dem Wege diskreter Mimik vortäusche, daß mich die Liebe auf den ersten Blick zu ihr gepackt hat und gefesselt hält. Alle Phasen der Verliebtheit habe ich ihr, zwischen Bülowstraße und Kottbuser Tor, mit großem Raffinement vorgespielt, und das arme Wesen, ja offenbar, sie hat es mir geglaubt.

Du hast sie zuerst zornig und beleidigt zur Seite blicken, dann erröten, sich abwenden, magisch wieder zu deinem Blick sich zurückwenden sehen, sie hat gar nichts für dich übrig, sie ist wahrscheinlich verheiratet oder hat einen Liebhaber, der ihrem Typus entspricht und der du ganz und gar nicht, aber auch nicht im geringsten bist! Sie hat vielleicht Liebhaber, auf jeden Finger einen, und sie ahnt, daß du dich mit keinem von ihnen messen kannst. Aber so viel Standhaftigkeit, wie du in dem Anstarren beweisest, imponiert ihr schließlich doch. So was hat sie noch nicht erlebt, das übersteigt jede Vorstellung. Dein Mienenspiel, dessen Lügenhaftigkeit ihr nicht bewußt ist — ich bitte dich, eine Frau!! — — dieses von dir gemimte, sorgfältig variierte und gesteigerte Mienenspiel zieht, lockt sie an, läßt sie Eigenschaften an dir vermuten, entdecken, und wie sie dann aussteigt und bemerkt, daß du ruhig auf deinem Platz sitzenbleibst, erleidet ihr Glaube an die Menschheit, die Welt und Gott den entscheidenden Stoß, und sie wird womöglich ihre zehn Liebhaber von nun an miserabel behandeln wie noch nie, und die Zehn werden nicht recht verstehen, was in ihre Liebste gefahren ist. —

Nur weil du schwacher, und darum dich übersteigernder Mensch, der sich nachher atemlos, erschöpft die Stirn wischt, eine Stunde lang ein bißchen von dir weggeraten, dir auf glückliche Art abhanden gekommen bist . . .

Einmal bin ich, es war in Paris, aus der schon fahrenden Untergrundbahn hinausgesprungen. Hinter mir klappte die Doppeltür mit einem Krach zu. Vor mir, eine Handbreit vor mir, war die Wand von dem Tunnel, in den der Wagen eben pfeifend hineinfuhr. Ich war im letzten Augenblick aus dem Halbschlaf aufgewacht, hatte bemerkt, daß es meine Station war, aus der wir eben hinausfuhren, und ich

bin hinausgesprungen. Hinter mir wischte, wie ein Fetzen, ein Angstschrei aus dem sich schließenden Wagen heraus und wurde vom Tunnel verschluckt. Auch ein paar angsterfüllte, weitauferissene Augen erblickte ich noch im Wagenfenster. Aber ihr hättet sehen sollen, wie ich, mit einer eleganten Gebärde, dem Beamten am Schalter, dem der Atem weggeblieben war, mein Billett hinhielt und dann harmlos und lächelnd, so als wollte ich sagen: aber bitte, eine Kleinigkeit, alles im vorhinein berechnet, geschickter Sportsmann, mutiger Held, tapfer zum Schalter hinaus ins Freie pirouettierte. —

Draußen setzte ich mich auf eine Treppenstufe, mitten in den Dreck, und die Zunge schlotterte mir im Maul, aber das sah keiner mehr.

Man kann auch dieses Spiel mit seinem besseren Ich abkarten. Da ist einer, den ich kenne. Ich weiß, er ist ein schauderhafter Schuft. Seit gestern weiß ich es. Ich habe ihn für einen Freund gehalten, so und so lange, bis ich endlich die Gewißheit hatte, schwarz auf weiß, aus einem Brief an jemand, in dem er sich über mich äußerte: daß.

Ich treffe ihn heute abend, angefüllt mit dem Gift der Gewißheit, der Kenntnis, der Erkenntnis im Herzen, ich treffe ihn. — Ich habe ihn getroffen. Ich habe das Spiel gespielt, und er hat nichts gemerkt. Er hat nichts gemerkt!! Ich bin so gewesen, als wäre ich nicht im Bilde, als wüßte ich von nichts. — Was hat er sich gedacht? Entweder: der weiß es nicht, der hält mich für, das ist ein unheilbarer Tropf. Was könnte ich ihm noch antun, mir noch supplementär herausnehmen. —

Nur auf das eine kommt er nicht: daß ich alles weiß, daß ich perfekt spiele, gerade das —, und daß dies mich so außerordentlich stärkt, so daß ich ihm fast dankbar bin.

Was ist das Leben, wenn man es zu leben versteht, doch für eine komische Angelegenheit. Man lacht sich schief.

Das bleibt noch dem zum Tode Verurteilten als letzte Reserve, als Henkersmahlzeit, die er beim Wärter gar nicht erst zu bestellen braucht: die Wollust der Verstellung; sich für etwas ausgeben, was man nicht ist; gut sprechen von Menschen, die man als böse erkannt hat und verachtet; für nichts, das man dir gibt, alles geben. Spielen! Ach, herrliches Spiel mit Menschen und Gewissen und allem Hergebrachten, An-erkannten, innerlich längst Eingeordneten oder Verworfenen; dem Glauben ein Schnippchen zu schlagen; angesichts von Entbehrungen tun, als wäre man übersättigt; Falsches als echt ansehen; vor einer Flasche Wein Nüchternheit, vor einem Glas Wasser sich betrunken zeigen; das müßte man können!

Die meisten Menschen verstellen sich ja. Spielen die Christen und sind — sind sie Heiden? Wenn sie's doch wären! Aber sie sind: nichts. Und das ist das Gegenteil von Christ. Nichts sein. Luft. Denn Christ sein, Christus sein ist etwas Positives, eine Verpflichtung. Und der Heide ist auch etwas Positives, aber ohne Verpflichtung. Es gibt kaum eine zweite Methode, so probat wie die Verstellung, die bewirkt, daß das Unrecht, das das Leben an einem verbrochen hat und fortwährend weiter verbricht, auf unblutigem Wege gut gemacht wird. Man darf die Verstellung nur nicht so weit in sich entwickeln, daß sie zur Routine wird. Wer die Verstellung zur Routine entweicht, dem kommt sein Gesicht abhanden. Nie wird er wieder lächeln können. Gott bewahre jeden Menschen vor dem Schicksal: nie wieder lächeln zu können. Ewiges abgründiges Mitleid mit dem, dem sein Lächeln abhanden gekommen ist. Er ist wie einer, den der Schlagfluß gerührt

hat, wie der, der wieder schlucken, gehen, a und b sagen lernen muß, der Ärmste.

Verstelle dich darum nur, wenn dir alle anderen Türen und Tore deines Schicksals ins Freie verriegelt und vernagelt sind, außer diesem einen, durch das du, unerkant und von den Gefangenenwärtern unbehelligt, ins Freie schlüpfen kannst.

Verbirg dein Gesicht hinter dem eines anderen. Falle nicht aus der Rolle; du wirst glücklich sein und den Verfolgungen deines Gewissens entronnen; wenn du hinausgefunden hast, bemerkst du plötzlich: der Sternenhimmel ist über deinen armseligen Kopf gebreitet. Bleibe stehen, hole dreimal tief Atem, und dann, wenn alles um dich schweigt, beginne wieder mit neuen Versuchen: zum erstenmal du zu sein. Lebe wohl, mein armes Kind. — —

Einer hat es einmal nicht mehr ausgehalten und hat sich als letzte Rettung in ein Kloster begeben. Ich weiß es. Ich habe das Buch in meinem Schrank stehen, in dem er von dieser Flucht in die allerletzte Wirklichkeit berichtet. Er hat es aber bald sein lassen und ist in die Welt zurückgereist. Warum? Weil die Waschschüssel, die er in seiner Mönchszelle vorgefunden hat, zu klein war, und auch die sonstigen Säuberungsgelegenheiten waren nicht nach Wunsch. Ergo: ein Kulturmensch ist verdammt. Die Hölle steht ihm offen, er kann ihr nicht entrinnen. Aufgezwungene Disziplin? In ein Kloster gehen? Wozu? Wem entrinnst du denn? Indem du eine Regel auf dich nimmst, eine Disziplin?

Dieses Kapitel rasch geschlossen.

Oft stelle ich mir das Glück so vor: Ich lebe unter den Ärmsten in einem Judengäßchen tief in einer kleinen Provinzstadt in Polen oder der Ukraine. Unter den Elendsten

der Elenden, aber in einer Gemeinschaft. In eine Gemeinschaft aufgenommen! Ich würde mit einem halben Hering und einer Brotkruste, im Sommer mit einer grünen Gurke zufrieden sein, nur unter meinesgleichen, meinesgleichen! Sicherlich würden der Narr und der Dorfketin mich noch als unter sich stehend erachten — was täte mir das! Dem Narren würde ich schmeicheln und mit dem Idioten meine Gurke teilen. Nur nicht so allein, mutterseelenallein, arm, ohne Musik, ohne Liebe, ja selbst ohne meine eigene Liebe zu mir dabinleben. Ich würde mich zum Beispiel in eine Ecke der Talmudschule hinkauern, den Körper wiegen und einen kleinen Vers vor mich hindudeln, so daß die anderen glauben müßten, ich bete. Aber ich hätte nur ein Geheimnis vor den anderen, denn das Gedicht wäre ein herrliches, mein Leben verherrlichendes Dankgebet an mich selbst. Siehst du, heißt es, dich hat man aufgenommen, du bist, so wie du bist, in einem Raum mit deinesgleichen, und wenn du im nächsten Augenblick sterben solltest, die anderen würden dich aufheben vom Boden, ein Tuch über deinen Körper legen, und lebende Körper, die sich rasch und oft gegen den heiligen Osten zu beugten, würden um deinen Leichnam sein, während so — —

Oft stürzt die Furcht vor dem Tod in der Einsamkeit über mich, denn weiß man, was nachher ist und ob man dorthin allein hinfindet?

Schließlich macht das alles nichts. Wo ich auch hingerate, ich komme ja von hier, und hier ist's wahrhaftig schon bitter genug, allzu bitter. —

Sehr lange ist er schon fort, der Besucher, seltener Besuch, wenn es wirklich ein Erzengel war. Sonst steht er da, gewappnet, ich kenne ihn schon, vor den Dingen des Lebens, die ich haben möchte, steht er und verwehrt mir den Zutritt,

die Besitzergreifung. Vor den Dingen des Lebens, die ich besitzen möchte, steht ein Engel aus Luft, riesig wie ein schwertbewaffneter Vogel, Blitze des Schwertes zucken in meine Augen, blenden mich zuweilen, da steht der Engel und verwehrt mir, was ich haben möchte für mein Leben.

Zuweilen drehe ich das Licht aus in der Stube und lege mich auf das Sofa, decke die Beine gut zu und stopfe ein Kissen geballt unter meinen Kopf. Dann horche ich. Ich horche. Genießerisch horche ich.

Es wäre einfach, in das Gehirn oder das Herz hineinzuhorchen, in die Gedanken- und Gefühlsfabrik, mit dem Verstand zu belauern, wie Herz und Hirn sich unterhalten. Oder in dieses rätselhafte „Sonnengeflecht“ da in der Gegend des Nabels, von dem so oft die Rede ist. Aber mich interessiert es mehr, wie die Gefühle kommen und gehen, wie das Physische sich mit dem Psychischen unterhält. Was für Bewandtnis es mit dem Körper, dem stummen, ich meine dem geistig stummen hat. Wie sich das da innen abspielt: Wohlsein, Behagen, Schmerz. Wie das alles, dieses Rätselhafte und Unbekannte, nie zu Erkennende, zusammenhängt, wirkt, lebt.

Lege mich also auf das Sofa hin und „horche“, und da fängt der Körper an, zu sprechen. Ich meine selbstverständlich nicht das Grimmen und Kullern in den Därmen, oder einen Furz oder ein Aufstoßen, oder das ziehende Gefühl in der Zehe, oder Schmerz in einem Zahn. Auch nicht das Gefühl, das einen überkommt, wenn man eine Hand lange Zeit hinunterhängen läßt, schon eber eine Erektion. Ich schalte den ganzen Verstandesapparat aus und horche und horche, und da . . .

Nichts. Nichts. Ein paar Minuten lang nichts. Da aber, da beginnt es dann plötzlich. Im Unterleib sammelt sich der

Urin, im Munde ein Gefühl, als laufe Speichel zusammen. Der Körper resorbiert die Feuchtigkeit. Da wird es wieder ruhig. Im Bauch scheint sich ein Wind zu entwickeln. Jetzt ist es mir, als fühle ich einen Muskel am Hals, dort wo der Zipfel vom Kissen ins Haar drückt. Klopft mein Herz nicht plötzlich? — Nein, mir ist, als habe ich mein Herz schon lange nicht mehr pochen gehört. Nein, das kann es nicht sein. Ich war nur nicht aufmerksam. Mir ist — das heißt man müßte aufmerksamer sein, öfter sich so hinlegen und nichts zu denken suchen, obzwar das ja auch nur eine körperliche Funktion ist und nichts weiter; man müßte die Tätigkeit des Hirns ganz ausschalten und einfach zuhören, was der Körper tut, wie der Körper lebt.

Jetzt ist mir — (draußen läutet es auf dem Turm wieder) — daß ich ganz gesund bin. Der Körper schweigt. Alles ist im Gleichgewicht. Alles in Ordnung. Ich werfe die Decke von den Füßen, stehe in dem dunklen Zimmer auf, verneige mich, wie der eitle Virtuose, der den Applaus, mit dem das Publikum sein Entzücken über das Stück des herrlichsten Komponisten lobnt, auf eigene Rechnung setzt. Ich verneige mich, eitel auf das Wunderwerk des Schöpfers, den Körper, der mir gehört, den Körper, der mir geliebt ist für kurze Zeit, und doch Welch eine Last, Welch furchtbare Last.

*E*twas Ähnliches kann man auch mit der Einsamkeit machen. Auch die Einsamkeit denkt. Das passiert, wenn man allein in seiner Stube sitzt und unten auf der Straße klingelt die Elektrische, eine Autohupe zweimal, ein Kinderschrei ist zu hören, oder irgendein vages Rumoren an der Stirn. Aber das ist es nicht. Die Einsamkeit, die lebende, atmende, stumme Einsamkeit, in sie hineinleuchten, das ist es, was ich meine, da gibt's manches zu hören. Vieles Grauenhafte

liegt darin, was die Seele oder der Verstand oder der Denkapparat in dieser Einsamkeit oder zu dieser Einsamkeit sagt. Die Einsamkeit, sie ist da. Grauensvoll nahe. Nun sage doch, was es mit ihr ist, mit dieser grauenvollen Einsamkeit, die so nahe, so furchtbar nahe ist, der du ausgeliefert bist mit Haut und Haaren.

Vor unbekanntem Verhängnissen, okkulten Strömungen können Freunde allein einen bewahren. Befreundete Strömungen, Sympathien können dazwischen schießen, die unbekanntem schlechten Ströme paralisieren, die eigene unglückliche Atmosphäre aufheben. In der Region des Unbekannten, Unbewußten kämpfen die Phantome von unbekanntem, freundlichen Seelen mit Phantomen des nur zu bekannten Feindes eine Wolkenschlacht aus.

Wie schön wäre das, unschuldiger Mensch, du lägst tief im Dunkeln, mit offenen Augen, reglos da, und dabei kämpften über dir Freundesscharen mit Feindeskohorten einen Kampf um dein irdisches Schicksal, um den Augenblick, um das Dasein deiner unsterblichen Seele. Herrlich diese Vorstellung. Es gibt also ein Leben mit offenen Augen, mit tätigen Organen allenfalls, das nicht berührt werden kann durch die Kämpfe des Diesseits, wenn es auch unvorstellbare Kämpfe von Wolkendämonen sind. — Wo aber sind meine Freunde?

Freunde können mir nur Menschen meiner Art sein. Einfache Menschen, einfältige. Vielleicht auch solche, die sich in ihrer Haut nicht arg wohl fühlen, die sich in dieser Welt nicht zurechtfinden können. Vor-der-Tür-Stehende, so nannte sie einmal einer, der aber später selber ein Drinsitzer geworden war.

Eine Menschenart liebe ich ganz besonders unter meinen heimlichen guten Freunden, den nächsten Angehörigen meiner

eigenen Familie. Das sind die Erfinder, die zu früh erfinden. Es gibt überall, in jeder Kunst und in jeder Wissenschaft, in Technik und Medizin, in der Astronomie, Menschen, die früher ahnen, als andere erfahren und wissen werden, und die darum von den anderen als Narren und Idioten, Dummköpfe und Einfaltspinsel verschrien, verlacht, verhöhnt werden und worden sind ihr Leben lang. Diese Menschen benehmen sich ja auch wie nicht gescheut. Sie sind kinderleicht zu mißbrauchen, zumeist sterben sie auch in Elend und Umnachtung, wobei sie eben noch von ferne zusehen dürfen, wie andere, lebensfähige und weltkluge Leute Das ausbeuten, was sie erfunden und entdeckt haben. Kein Hahn kräht danach, daß diese es von den Einfältigen, die man in einer Ecke sterben gelassen hat, gestohlen haben.

So steht die Sache. Dies sind meine besten Freunde. Sie kämpfen in der Wolkenschlacht auf meiner Seite. Wenn mich einmal die Kunde erreicht, ich in einer Zeitung lese, daß wieder solch ein Mißbraucher, Verelendeter, irgendwo auf einem Misthaufen verreckt ist, greife ich mir an die Brust, sage: wie kommt es, daß du noch lebst? Aber warte, warte nur. Nein, nicht ungeduldig sein, auch du wirst verrecken.

Dann ist da: der Bruder des großen Ibsen, der lange nach Henriks Tode im Staate Minnesota als Schafhirt gestorben ist.

Ich sehe zuweilen in den Straßen Berlins einen Menschen herumgehen, den ich seit einigen Jahrzehnten kenne. Das heißt, ich kenne ihn wohl, habe aber nie mit ihm gesprochen. In einer anderen Stadt habe ich ihn zum ersten Male gesehen. Er war noch mit seiner Mutter beisammen oder, wie er sagte:

mit seiner Frau Mama. Ein Bekannter von mir war in jener Stadt in einer Redaktion tätig und erzählte mir von dem Mann, zeigte ihn mir dann auf der Straße. Dieser Mann war in die Redaktion gekommen, mit einer großen Ledermappe, in der ein Haufen Papier in Kanzleiformat war, der Gesamttitel lautete: „Verwehte Blätter.“ Verwehtes Blatt Nr. 1, Nr. 2, jedes Blatt war für sich und war ein Gedanke oder ein Gedicht, oder was diese Mutter und dieser Sohn so nannten, oder auch eine Skizze oder ein Dialog. Der Redakteur las sie, als der Mann fort war. Dieser hatte nur widerwillig den Haufen Papier dagelassen, der sein und seiner Mutter ganzes Um und Auf zu bedeuten schien. Der Redakteur las also „Verwehtes Blatt 1“ und „Verwehtes Blatt 2“ ironisch uns Anwesenden vor. Alle lachten, ich lachte, damals, mit. Ich dachte mir, weiß Gott wie überlegen ich diesem naiven Wischibaschi gegenüber wäre. —

Diesen Menschen also sehe ich nun jetzt in Berlin herumgehen, ich sehe ihn oft auf einer Bank in der Untergrundbahn sitzen, oder er steht mitten in der Nacht auf dem Brückenplatz unter einer Laterne, immer hat er die schwere, abgetragene Ledermappe bei sich. Seine kleine, kranke, schiefe Mutter ist wahrscheinlich lange schon gestorben. Er geht mit den Verwehten Blättern einsam auf der Welt spazieren. Er glaubt wohl, er darf sich von ihnen nicht trennen, keinen Augenblick lang. Er behütet seinen einzigen Schatz, vielleicht hat er recht. Ich sehe ihn an, er hat sich in diesen Jahrzehnten kein bißchen verändert. Magere Menschen, die ihre Zähne im Mund behalten, verändern sich ja nicht sehr.

Ich sehe ihn an und denke mir: vielleicht ist dieser glücklich! „Omne meum mecum porto“ spricht der Philosoph. Was braucht der Mensch mehr. Hoffentlich hat er eine kleine geringe Rente und muß darum kein Gras fressen . . . aber ich wollte das doch nicht zu einem Kehrreim ausarten lassen.

Vor vielen Jahren sah ich einen Mann auf dem Boulevard des Italiens in Paris. Ich erinnere mich noch genau an ihn. Er ging sehr rasch am Arm eines älteren Herrn: wahrscheinlich war es ein Freund, der ihm den Arm gegeben hatte. Er ging also über den Boulevard hin. Hie und da blieb ein Passant mit entsetztem Blick stehen und sah dem rasch Dahinschreitenden nach — entsetzt, denn der Mann hatte eine Ledermaske über dem Gesicht. Eine Maske aus feinem, bemaltem Handschuhleder, der Mund war ein dünner Spalt, Nasenlöcher und Augen je zwei. Auch wenn er sehr rasch vorüberging, konnte man sehen, daß es ein Mensch war, der anstatt eines Gesichtes eine Maske unter dem Hut trug. Er war wahrscheinlich ein Lupuskranker mit entsetzlich zerfressenem Fleisch unter seiner Larve. Ein elegantes Gefährt folgte ihm und seinem Begleiter hart am Rande des Trottoirs. —

Ein paar Monate später stand in den Zeitungen die Nachricht, daß Finsen in Kopenhagen eine Heilmethode gegen Lupus entdeckt habe. Er aber, mein armer Menschbruder, war vor der Entdeckung erkrankt. Ich liebe ihn genau so, wie ich die Erfinder liebe, die zu früh erfunden haben. —

Vielleicht lebe ich in einer Zeit unmittelbar vor der Erfindung oder Entdeckung einer Heilmethode gegen unsere spezifische Erkrankung und muß zur Verhüllung meiner zerfressenen Seele eine Larve tragen, nun, genug. —

Dann liebe ich auch noch jenen nicht gar alten, blinden Bettler. Er war ein so schöner, schlanker Mann in den besten Jahren; langer, wenig gepflegter, blonder Bart, unsäglich abgetragenes Gewand; ich sah ihn in einer Stadt durch die Gassen gehen, immer ganz aufrecht, die blinden Augen zum Licht emporgewandt. In Abständen von ein paar Sekunden,

indem er den Stock auf das Pflaster niederschlug, stieß dieser Mensch überlaut sein Klagegeheul, denn ein Schrei oder Ruf war das nicht mehr zu nennen, aus: „Faj! . . . Faj! . . . Faj!“ Ihn führte ein kleines Mädchen von etwa fünf Jahren, sein Töchterchen offenbar. Sie hatte mit einem mageren Händchen seine Hand umklammert. In der anderen Hand aber hielt sie eine Vanillebrezel, in die sie zuweilen hineinbiß — ein mitleidiger Brezelverkäufer mochte ihr die Brezel geschenkt haben. Ich sah die beiden öfter. Das Kind sah verhungert aus, aber unstreitig heiterer und sorgloser als der Faj-Faj-Mann. Diese beiden liebe ich ebenfalls sehr, den blinden Vater und das unschuldige Kind. Dieses vielleicht noch mehr von den beiden. —

Dann sah ich auf einer Promenade einmal zwei Menschen auf einer Bank nebeneinander sitzen, einen alten Mann und einen jungen Knaben. Ein Knabe von etwa zwölf Jahren war es. Alle beide waren offenkundig arme Leute. Sie sprachen miteinander. Ich setzte mich ihnen gegenüber auf eine Bank und sah ihnen zu, konnte nicht hören, was sie sprachen. Aber wenn mich die Erfahrung eines Lebens und die Menschenkenntnis, die sich in mir während dieses Lebens angesammelt hat, nicht trog, so sprachen diese beiden von einer gemeinsamen Angelegenheit, nämlich ihrem Leben, jeder von seinem eigenen Leben, ihrem bedrückten Leben, von diesem, trotz des bemerkenswerten Altersunterschiedes gemeinsamen Erdball und von den Menschen, unter denen sie lebten. Wie sie es intuitiv erfaßt hatten, unter Menschen auf diesem Erdball zu leben, oder es vergessen hatten und es sich gelegentlich ins Gedächtnis zurückriefen — sie saßen ernst und traurig da und sprachen miteinander, der Greis und das Kind; wie Kenner. —

Und ich liebe auch sehr die armen Sträflinge, die im Zuchthaus eine Brüllrevolte inszenieren, die gemeinsam einen

tierisch-unmenschlichen Chor anstimmen, nur weil die Suppe dünn und das Sonntagsfleisch verfault ist, nicht wegen ihrer Haft, keineswegs! — nur eben, weil die Suppe schlecht und das Fleisch faul. —

Dann ist da der Knabe S. L., der sich aus einem Fenster im dritten Stock eines Hauses in der Kommandantenstraße auf das Pflaster warf und starb. Er wohnte mit seiner Mutter in einer Pension, in der viele ostjüdische Flüchtlinge wohnten. Er war vierzehn Jahre alt und außerordentlich begabt. Die trostlose Frau fand auf seinem Schulheft einen Zettel: „Ich habe Angst. Ein ehrlicher Mensch kann heutzutage nicht leben.“ Auch dieses Knaben Angedenken ist mir teuer. Ich kann kaum sagen, wie ich getrauert habe um den mir unbekanntem Knaben S. L. —

Auch um dieses andere Kind. Einen Proletarierknaben in der Revolution, der die Wochenration von Brot für die Familie vom Bäcker abholte und sie unterwegs ganz aufaß, weil er solchen Hunger hatte, und sich dann mit dem leeren Brotbeutel unter einen Bierwagen warf und starb. — Ich liebe ihn sehr, den Armen. Ehre und Trauer seinem Andenken! —

Und dich liebe ich auch, Benedikt v. H. Ich werde sagen, wer du warst und wie du starbst und warum. Ich werde aussagen, o ihr Erzengel! Ich werde sagen, warum Benedikt v. H. sterben mußte, und wie er gestorben ist.

Einmal, es war, nachdem ich eine Begebenheit meines Lebens, eine mit den gewöhnlichen Sinnen und der gewöhnlichen Logik des alltäglichen Lebens nicht faßbare, unerklärliche Begebenheit in einem kleinen Kreise von innerlich widerstrebenden Menschen erzählt hatte (wahrscheinlich um mich noch lächerlicher zu machen, als ich schon war!), kam

Benedikt v. H. in meine Stube. Er setzte sich zu mir und fing von ähnlichen Begebenheiten in seinem Leben zu sprechen an. Er hatte von meiner Erzählung gehört und war ganz spontan zu mir gekommen, und von da an kamen wir öfters zusammen. Es entstand so etwas wie eine Freundschaft zwischen uns, obzwar Benedikt v. H. einem alten Adelsgeschlecht entstammte und auch noch manche Vorurteile seiner Herkunft bewahrt hatte, die aus ihm trotz seines Aufmerkens auf die Manifestationen jener Welt hinter oder über der unseren schwer ausrottbar schienen. Er war Beamter in einem Staatsamt und ledig. Er war ein kleiner Beamter nur, ein Rädlein nur in dem hochangesehenen Betrieb. Er dachte ja zumeist an Dinge, die sich „dort“ abspielten, und besaß für die Dinge „hier“ zu geringen Ehrgeiz. Darum, als eines Tages der Staat verarmte und die Kleinen es büßen mußten, wurde Benedikt v. H. entlassen und kam mit einem traurigen Gesicht zu unseren Besprechungen. Durch den Hunger entwickelten sich aber stärkere okkulte Fähigkeiten in ihm, so daß er mit steigender Genugtuung konstatieren konnte, daß er der Welt, in der er nur gezwungen lebte, sich immer mehr zu entwinden und entfremden begann, und daß es gut sei; denn ein fremder Wille rechtfertigte Dinge, die in unserer sichtbaren Welt mit ihm geschehen waren, und er fand seinen Frieden. Schon früher, so hatte er mir gestanden, war ihm nach des Tages Mühen immer ein übler Geschmack auf der Zunge übriggeblieben, und dem pflegte er auf die Weise abzuhehlen, daß er sich einmal im Monat eine Schachtel mit Schokoladenpralinés kaufte, dreißig Stück in einer Schachtel, und jeden Abend, wenn er sich zu Bett legte, ein Praliné in den Mund nahm, um den süßen Geschmack in seine Seele einzusaugen, bis er selig entschlummert war. So lebte Benedikt von H. in dieser Welt der Not und Schmerzen einige Monate weiter. —

Aber es kam ein Tag, da war die Schachtel nicht mehr erschwinglich. Benedikt von H. teilte die bescheidenen Schokoladenstückchen in zwei Hälften. Als er nur noch drei übrig hatte, kam er sich plötzlich grenzenlos kläglich, beschämt und beklagenswert vor. Die zwei vorletzten Pralinés aß er im Ganzen. Er sah sich am Tage noch vergeblich nach Arbeit um, und mit dem letzten Praliné im Mund und mit seinem traurigen, verhungerten, aristokratischen, schmalen Körper im Bett, erschloß er sich still und ohne viel Aufhebens.

Lieber Benedikt v. H., über das irdische Grab hinaus vielleicht auf Wiedersehen. Vielleicht, wer weiß, auf Wiedersehen? Aber jedenfalls ruhe in Frieden, lieber Bruder im Leid.

Daß Tiere nicht lachen können! Aber hat jemand, meine Herrschaften, jemals verlegene Tiere gesehen? Nein. Somit ist es eine uns überlegene Rasse. Selbst wenn ein Hund im Zirkus zwanzigmal neben seinem Dresseur statt durch seine Beine sich zur Seite trollt, wird der Dresseur verlegen und nicht der Hund. Weshalb sollte denn ein Tier verlegen sein. Aus welchem Grunde denn? Nur der Mensch ist seiner Instinkte nicht sicher. Wenn ihr mir ein verlegenes Tier zeigen werdet, werde ich sagen: gut, das Leben auf Erden ist erträglich geworden; oder ich werde sagen: jetzt hänge ich mich auf.

Ich war dazu fast versucht, als ich erfuhr, daß Tiere Selbstmord begehen. — Oder aber: jetzt bitte ans Werk, Gott demolieren; Gott ist aber nicht so leicht zu demolieren! —

Welch tiefes Wort der Weisheit: „Ein Hund, der bellt, beißt nicht — ich weiß es wohl, aber weiß es der Hund?“ Was wissen wir vom Hund? Selbst der große irische Satiriker weiß vom Hund nichts auszusagen als: er sieht in dem Menschen

seinen Gott, weil dieser um so vieles höher ist als er selber, und sein Tun so unberechenbar, und weil der arme Hund so sehr von des Menschen Laune abhängt.

Einen Gott? Der Mensch des Hundes Gott? Was für ein hündischer Gedanke. Welche Menschenvorstellung!

Ein anderer Philosoph hat gesagt: „Jawohl, der Mensch ist die Krone der Schöpfung — wer aber hat das behauptet? Der Mensch.“ Was der Mensch an dem Hund so schätzt, das sind lauter sublim-reaktionäre Instinkte, die der Mensch in sich unterdrückt, wenn er eben ein Mensch ist, aber in dem Hund entwickelt — darin besteht dann die Freundschaft zwischen Mensch und Tier.

Die Menschen rotten die Tiere aus. Seht, mit welcher Geschwindigkeit die Robben, die Elefanten, Panther, die europäischen Singvögel aussterben, das heißt exterminiert werden. Seht aber auch die unmenschlichen Farmen von wilden Tieren, Vierfüßlern, Mehrfüßlern, Amphibien und Reptilien, an, die der Mensch um seines perversen Geschmackes an der bunten Haut des Tieres, des Fells, des Schuppenpanzers des Tieres willen einrichtet. Der Mensch bekleidet sich mit dem Fell, dem Schuppenpanzer, schmückt sich mit der Feder, schmiert sich mit dem Fett der Tiere ein — all das gilt als Beweis dafür, daß der Mensch sich vor dem Unbekannten fürchtet. Der Mensch liebt den Hund, weil dieser ihn an sich selbst erinnert (der bellende), er hat vor ihm keine Angst, daher kann er Hundefleisch nicht vertragen; es wäre fast Kannibalismus. Bärenschinken aber doch; wohl bekomm's. —

Ich kannte einmal einen Menschen, der war Christ. Wenn er von Gott, es mag auch Christus gewesen sein, sprach, schrieb er: der HErr. Dieser Mensch aber war ein Jäger. Er hatte einen Kalender, und in diesen Kalender schrieb er Ziffern

ein: Sonntag, den 17.: 18 Hasen, und so weiter. Nun, Gott hab' ihn selig. —

Immerhin: stammt die Verlegenheit des Dompteurs, dem sein Hund zwanzigmal (statt zehnmal) an dem linken Bein außen und nicht zwischen dem rechten und linken davonläuft, nicht von der Furcht vor dem Direktor, der ihn nicht wieder engagieren wird? Verlaß dich auf den Instinkt des Hundes und den Instinkt des Direktors; so rächt sich der Instinkt des Tieres, des mißbrauchten, an dem Instinkt des Mißbrauchenden.

Mit dem kleinsten Tier aber, ich meine, von der Heuschrecke abwärts, verhält es sich ganz anders. Als ich noch ein Klavier besaß und eine Singstimme begleiten konnte und diese Stimme sang: „Ich liege still im hohen grünen Gras“ — es ist das Lied, in dem jener eine, zauberhaft magische Ton vorkommt: „bin“ — wie aus einer anderen Welt — wie aus der eben, in der man von Herzen gern „ich bin“ sagen möchte . . . in dem Brahmsschen Lied heißt es: „längst gestorben bin“ — dort also kommt das vor von den Grillen. Ich liege still im Gras, und die Grillen zirpen und schwirren. Ich liebe diese Vorstellung, und wenn mich nicht der Teufel der Ungeduld ritte, ich würde es weiß Gott einen Sommertag lang fertigbringen: im Gras zu liegen und auf die tausend kleinen Stimmen zu lauschen — so wie ich ein Fisch sein möchte oder gewesen bin, so möchte ich im Gras eines von jenen winzigen Wesen sein, deren Konflikte, wie ihr Eintagsleben, gewiß in der Proportion zu ihrem Körper beträchtlich genug sind, aber weiß Gott, bestimmt nicht unüberwindbar.

Da liege ich also im Gras, und unter mir wimmelt ein Millionenvölkchen von Lebewesen, die ich liebe. Ja, ich liebe sie so, diese Kleinsten, wie der Jain-Priester sie liebt, der im

Sommer von Bombay mit einem Schleier vor Mund und Nasenlöchern geht, um keines von den Millionen Wesen, die auf einer Handfläche Platz finden würden, beim Einatmen zu verschlucken.

Sie sind da. Ganz einfach. Diese Wesen. Und ich bin auf meinem Planeten. Aber anders als der satirische Greis und sein Hund. Ich möchte, wie ein großer Bruder, der sich müde gedacht hat, den kleinen Millionenbruder, der so für seine Verdauungs- und Geschlechtswerkzeuge sorgt, ich möchte ihn fragen: Nun, Brüderlein, was ist es, wie fühlst du dich dort unten? Wie geht's dort unten zu? Auf welche Weise spielt sich der Kampf mit dem nächsten Brüderlein ab, das dir dieses Tautröpfchen vor der Nase wegglecken, wegschnappen will? Läßt dich der Krimskrams fühlen, daß du dir das alles so ruhig wegschnappen lassen mußt? Wie klingt ein Millionen-gelächter? Wie geht es zu, wenn man sich vor sich selber grault oder geniert, dort unten? Kann man dort unten so leicht und jählings den Schauplatz seines Unterliegens oder seiner Blamage ändern, um eine Handbreit verändern, so daß man nie mehr, vielleicht nie wieder von jenen ertappt wird, die tüchtiger gewesen sind und es immer wieder sein werden? Seid ihr ebenso sehr gebunden an die Nächsten, an den kleinen Umkreis eurer Mitwelt, wie wir hier oben? Und, bitte, erinnerst du dich an die Stunde, das heißt die Millionstelsekunde deiner Geburt? Und wie bekommt es euch dort unten, wenn beim ersten Hauch von Kühle, der um Sonnenuntergang in euer wimmelndes Massenreich dringt, die Gewißheit kommt: nun ist's bald zu Ende?

Ach ja, daß ich es nicht vergesse, da gibt es noch eine Sorte von Menschen, die meine Brüder sind, das sind die, die plötzlich spurlos, niemand weiß wohin, verschwinden. Um

den Kreis enger zu ziehen — man erinnert sich, einen Aufruf in den Zeitungen gelesen zu haben: Hunger! Helft!! Man erinnert sich noch deutlich: dieser und jener, man hat ein paar Groschen, die man übrig hatte, gegeben, um einen Menschen zu retten. Man weiß, man erinnert sich. Und dann nach einer Weile: verschwunden! Wohin?

Er lebt ja, das ist sicher, er lebt ja. Er ist noch ein Mensch aus Fleisch und Knochen, denn sonst wäre etwas Weinerliches in der Zeitung über ihn zu lesen gewesen —! Er ist nur weg aus dem Gesichtskreis. Verschwunden. Das heißt: er hat den Kampf aufgegeben, hat entsagt, resigniert. Ist versunken. —

Und dann wundere ich mich. Kopfschüttelnd sitze ich da und wundere mich. Nicht darüber, wohin jener geraten ist? Vielmehr: daß ich, ich verschollener Mensch, noch lebe! Wie gesagt, daß ich noch da bin, sogar noch nicht auf dem Mist, nicht im Nachtsyl, nicht irgendwo in einem Wald, im Straßengraben, mit offenen Augen und weit aufgesperrtem, verzerrtem, blutigem Mund — vielmehr in einem Zimmer mit einem geheizten Ofen und einem Teppich auf dem Fußboden! Seltsam, höchst seltsam.

Farwohl, darüber wundere ich mich immer wieder aufs neue, tief, ohne Ende und ohne Beginn, unendlich. Warum werde ich nicht auf der Straße ausgelacht? Warum wirft man keine Steine nach mir? Warum sitze ich nicht in einem Gefängnis? Warum bin ich nicht zum Tode verurteilt? Warum in Dreiteufels Namen nicht Nachtsyl, Bettelsuppe vor dem Hotel, Vor-die-Türe-Schleichen, an einen Bäckerladen, warum noch, bei all dem Unglück nach innen, der Bedrückung von außen her, nicht das Letzte, Allerletzte?

Wenn ich mich in diesem Leben noch über etwas wundere, so ist es dieses: daß das Maß immer noch nicht voll ist!

Wer kann mir zum Beispiel dieses erklären: Zuweilen sitze ich in einem Theater, und mitten während des Spiels auf der Bühne bricht mir der Schweiß aus allen Poren: „Oh, jetzt, jetzt!! Sprich das Wort nicht aus, du dort oben im Rampenlicht! Ich weiß ja mehr, als du abnst! Wenn du das Wort aussprichst, dann stürzt ja Alles zusammen!“

Und dann spricht er oder sie es doch aus, das Wort, und alles ist aus. Alles. — Und ich kann im Zwischenakt nicht ans Büfett gehen und Brötchen essen, weil mir die Knie zittern, so schwach und erledigt bin ich. Aber zumeist geschieht es ja erst nach der Pause, daß der Ahnungslose, der Bruder im Leid, sein Schicksalswort ausspricht, und dann — so schwach und zertrümmert ich auch bin, ich muß ja hinaus in die Nacht, weil die Diener kommen und die Sitzreihen mit Staubtüchern bedecken. Auf der Straße tut dann die Nachtluft gut.

Darüber bin ich hinaus: im Theater zu sitzen und im Kino zu sitzen und mich erleuchten und beglücken oder niederschmettern zu lassen durch Fackel oder Keule eines dramatischen Genies. Im Grunde sitze ich im Theater und im Kino, weil es dort, wo ich sitze, dunkel ist und weil es wunderschön ist, im Dunkeln ungesehen zu sitzen, während sich lebende Menschen aus Fleisch und Blut oder bloß in Schwarzweiß oben vor mir herumbalgen mit anderen Marionetten aus Fleisch und Blut oder mit anderen Schatten schwarz und weiß, mit einem Wort, mit eingebildeten und unwahrscheinlichen Gegnern und Hirngespinsten. Im Dunkeln sieht es niemand, weder neben noch hinter mir, ob ich mir die Hände reibe oder schmunzle oder die Augen wische vor innerlicher Erschütterung, namentlich vor Gelächter. Ich liebe es sehr, im dunklen Zuschauerraum zu sitzen, zuzusehen,

wie andere mit ihrem Leben und dem Leben überhaupt nicht zu Rande kommen können. Die Menschen, die ich auf Erden als meine Feinde ansehe, sitzen, während ich im Dunkeln bin, im vollen hellen Tageslicht da, denn sie hat Gott mit kalter Stirn bewehrt, sie vertragen es, zuzusehen, wie die Armen und Schwachen um sie untergehen. Aber, Gott mein Zeuge, wenn ich im dunklen Theater sitze, ich bin nicht schadenfroh und rachlustig über die Kämpfe und Krämpfe der anderen, sondern ich ruhe einfach aus, während das Leben und Spiel weitergeht. Ruhe aus vom grausamen Leben, das mich für einen Augenblick aus seinen Krallen losgelassen hat. Ich werde schon binnen kurzem, wenn ich den Platz räumen muß, weil andere ihn einnehmen wollen, wieder von den Krallen gepackt sein, während der, der nachher auf meinem Platz sitzt, mit der Dunkelheit wahrscheinlich nichts anderes anzufangen weiß, als sich einen Bonbon in den Mund zu stecken oder mit seiner Hand der Nachbarin die Hüfte und den Oberschenkel entlangzufahren oder in der Nase zu bohren oder weiß ich welche Entweihung des Lebens angesichts seiner herrlichsten Gabe: nämlich im Dunkeln sitzen zu dürfen, vorzunehmen!

Was hier folgt, ist die bereits erwähnte „*Geschichte vom Töpfchen*“, jene Geschichte, die den Mittelpunkt des großen Papiertischtuches einnahm. Herr Abermann hatte das ganze Tischtuch nur deshalb aus der Wirtschaft mitgenommen, weil er die folgende Geschichte darauf geschrieben hatte.

Oben auf dem Sims hinter der Theke eines kleinen bescheidenen Vorstadtwirtshauses glaubte ich es endlich nach langem Suchen entdeckt zu haben. Als aber der Wirt es

jetzt, mit Erstaunen in seinem feisten, durch Trunk und Wohl-
befinden purpurn geschwollenen Gesicht, auf den Tisch vor
mich hingestellt hat, sah ich: es war wieder nicht das, was
ich gesucht hatte.

Jetzt, auf dieses Papier vor mir, auf dieses Tischtuch aus
Papier will ich, denn die Zeit ist gekommen, die Geschichte
von jenem Milchtöpfchen niederschreiben.

Meine Mutter hatte mir also den Laufpaß gegeben. Ja,
jawohl. Ich war schon nicht mehr der Jüngsten einer, ich
stand sogar bereits beträchtlich jenseits der Schwelle des „Man-
nesalters“. Ich war, schon ziemlich zertrümmert, zerbrochen
vom Leben und Herumtreiben in allen möglichen Ländern
und allen möglichen Schicksalen, nach meiner „Vaterstadt“
zurückgekehrt, um ein wenig Frieden zu finden. Meine Mut-
ter war schon lange verwitwet und bewohnte die sehr große
Wohnung, in der ich meine Kindheit und meine Geschwister
die ihre und mein guter Vater mit meiner Mutter sein ganzes
Eheleben verbracht hatte und wo ich so mutterseelenallein ge-
wesen wäre, wenn das Wort seine Berechtigung hätte, das heißt
wenn meine Mutter eine Seele gehabt hätte. Da wird die
Schuld schon an mir gelegen haben, denn die Sprache irrt
selten. Obzwar ich persönlich bei meiner Mutter zeit meines
Lebens nichts bemerkt habe, was auf eine Seele hingewiesen
hätte, es sei denn, ungerechte und grausame Menschen
hätten auch eine Seele. Meine Mutter war mir böse gesinnt
von meiner Geburt an, daher habe ich von meiner Kindheit
auch nicht das gehabt, wovon glücklichere Menschen ihr
ganzes Leben lang zehren können, zumal wenn es ihnen
schlecht geht.

Einer der Gründe, weshalb es mir schlecht geht im Leben,
und weshalb ich bedrückt sein muß, mein Leben lang, ist
eben: daß ich in meiner Mutter keine Mutter gehabt habe.
Das rächt sich unweigerlich an dem Kinde.

Ich kam also nach langen Irrfahrten in meine Vaterstadt und sagte mir beim Eintreffen auf dem Bahnhof: du wirst in allen Dingen gehorchen, alles erdulden; das Leben ist ja um und zu Ende, was kann denn noch kommen, demütige dich, es ist ja deine Mutter. Sie ist eine selbstsichere, autoritäre Frau, und du bist nichts. —

Ich durfte also zu meiner Mutter ziehen, denn sie hatte mich noch nie so klein gesehen, und vielleicht gereichte es ihr zur besonderen Genugtuung, daß sie wieder jemanden hatte, den sie befehligen und demütigen konnte. Die Dienstboten waren ja brav und in die Wirtschaft eingefahren, und meine Mutter vertrug sich mit ihnen schon lange aufs beste aus Furcht vor dem Wechselnmüssen, denn das ist unangenehm — ich aber bot ja, das wußte sie von jeher, so viel Anlaß zur Unzufriedenheit und Schelte, auch wenn ich mich, wie ich ihr schriftlich und mündlich versichert hatte, bescheiden in dem mir zugestandenen Winkel verhalten und alles, was mir anbefohlen werden sollte, erfüllen wollte. Sie dachte sich: Grund zur Schelte wird immer sein. Also sie erlaubte mir, daß ich bei ihr in der riesigen leeren Wohnung wohne, und ich zog mit meiner geringen Habe und meiner grenzenlosen Einsamkeit ins Elternhaus ein. Gleich am folgenden Tage merkte ich aber — denn dafür hatte ich ja geschärft Sinne: es wird wieder Unfrieden geben. Denn das Alleingebliensein während so langer Zeit hatte meine Mutter nicht um ein bißchen menschlicher, sondern noch härter gemacht. Etwas irritierte sie, wie es schien, unablässig, an meiner Anwesenheit. Zehnmal am Tage kam sie in meine Kammer und sah „nach dem Rechten“. Ich ahnte: meine Atmosphäre von schwer gezähmter Unruhe und Unsicherheit war's, die sie irritierte; diese Atmosphäre der Hilflosigkeit, diese Ausdünstung des geschlagenen Hundes. Was hatte sie das nötig in ihrer Wohnung? Sie zog es vor, allein zu bleiben. Sie fing an, mich zu reizen,

das störrische Kind von ehedem aus mir hervorzulocken. Aber da ich Ruhe bewahrte, irritierte ich sie noch mehr. Schließlich erklärte sie, daß sie meinem Leben, das sie Müßiggang nannte, nicht ruhig zusehen konnte, warf meine Manuskriptseiten, die noch leer waren (denn ich wartete ja auf einen günstigen Augenblick zum Schreiben), durcheinander, und tags drauf sah ich die absolute Unmöglichkeit ein, eine Stunde länger bei meiner Mutter zu wohnen. Ich packte also meine Habe wieder zusammen und zog aus — den Tod im Herzen.

Beim Abschied vermied ich es, auf die Worte meiner Mutter zu antworten, die sie mir, ich war schon ferne, ferne, gleichsam über alle Berge, nachrief. Ich sah sie nur an, küßte noch ihre kleine, feste, mit vielen Ringen geschmückte Hand, und weg war ich. —

Ich zog in ein elendes Hotel, da ich wenig Geld besaß, in eine Art Stundenhotel, und suchte ein möbliertes Zimmer; in meiner Vaterstadt. Endlich erbarmte sich ein Jugendfreund, ein edler und treuer Mensch, der sein Leben in einem bitteren Beruf hinbringen mußte, meiner großen Not und ließ mich in ein Zimmer seiner Wohnung ziehen. Mein Freund war den ganzen Tag abwesend. Er kam immer erst spät am Abend heim. Und so hatte ich Zeit genug, den ganzen Tag mit mir allein, einsam in meiner Vaterstadt, wie ich es seit je, in meiner Kindheit, dann in fremden Ländern und unter fremden Menschen gewesen war, mit mir allein, mein Los zu begrübeln, dem Sinn von diesem Lebensunsinn meines Lebensunsinns, nachzuhängen. —

Bei vielen Gelegenheiten hatte ich den Selbstmord nahe gestreift. Diesmal aber, so war es mir, war ich ihm näher geraten als je; schwankend entlang den Rand, den Rand.

Eines Morgens — diese Morgen: ich glaube, in dieser Zeit war es, daß mir der regelrechte Schlaf der Nacht abhanden gekommen ist —, eines Morgens wachte ich auf, und es

geschah mir etwas, was ich nicht gut schildern kann. Es war ein Gefühl von großer Süße in meinem Herzen. Ich versuchte, mich zu erinnern, ob ich in meinem Traum nicht an einem schönen und reichen Gastmahl teilgenommen hätte — ich hatte um diese Zeit wenig Geld zum Mittagessen —, aber es war nichts als dieses Gefühl von unnennbarer Süße, und wie eine Sehnsucht — ja, das alles zusammen, eine Sehnsucht — wonach doch nur? —

Es trieb mich fort von Hause durch die Stadt. Und wie ich durch die lange, ärmliche und lärmende Geschäftsstraße ging, in der die Wohnung meines Freundes sich befand, und an einem Porzellanladen vorbei kam und ins Schaufenster blickte — da war's mir plötzlich offenbar, wonach die Sehnsucht erwacht war in meinem wehen, schmerzenden Herzen und meinen von zu wenig Schlaf brennenden Augen: ich ging in den Laden und ließ mir kleine, einfache Töpfe zeigen, kleine Milchtöpfe, aus denen Kinder ihre Milch trinken; ich suchte eine bestimmte Sorte, die Sorte, den kleinen Milchtopf, aus dem ich als ganz kleines Kind meine Milch zu trinken pflegte.

Der Verkäufer im Laden zeigte mir viele solche Töpfchen. Eines gefiel mir recht gut. Es war rot und hatte einen hellblauen Strich mitten um den kleinen bauchigen Leib. Und ein anderes gefiel mir nicht minder. Es war blau, ein kleines Rosenornament lief über die Glasur. Innen war es weiß. All diese Töpfchen waren hübsch und preiswert — aber mein Töpfchen war ein anderes gewesen. Es war braun gewesen und hatte viele kleine erhabene Tüpfelchen rund herum gehabt, es war nicht aus Porzellan, sondern es war ein irdenes Töpfchen mit einem kleinen Henkel, ebenfalls braun, und die kleinen runden Tüpfelchen bildeten eine etwa zwei Finger breite Bordüre um das Töpfchen, und wenn man das Töpfchen zum Munde führte, waren die Fingerspitzen angenehm von den Tüpfeln gekitzelt.

Ich ging noch in ein anderes Geschäft und ließ mir Milchtöpfchen zeigen. Und noch in ein drittes. Erst im vierten aber fiel mir ein, zu sagen, daß ich eine ganz bestimmte Art Töpfchen suchte. Von da ab waren die Verkäufer nicht mehr unwirsch und unfreundlich zu mir, wenn ich, nach langem Suchen und Herunterreichen vom oberen Bord, ohne zu kaufen aus dem Laden ging. Aber ich mußte lügen und eine Fabrik erfinden, um es den Verkäufern begreiflich zu machen, daß ich eine ganz bestimmte Art von Töpfchen meinte. Ich sagte: eine Fabrik in Böhmen, denn ich war als Kind einen Sommer lang in Marienbad gewesen, — ein böhmisches Fabrikat — so und so, braun mit einem Henkelchen und einer Bordüre von kleinen erhabenen Pünktchen. Ob hellbraun? Ja, eher hell- als dunkelbraun.

Eine ganze Woche lang jagte ich diesem Töpfchen in fast allen Läden der Stadt nach. Zum Schluß vermied ich die besseren Geschäfte und suchte in den Geschäften der Vorstadt, weil ich glaubte, daß die noch alte Ladenhüter haben könnten, und da würde sich mein altes Kindermilchtöpfchen auftreiben lassen — aber ich fand und fand es nicht.

Ich fand es nicht, und ich weiß doch, welch großes Glück es für mich gewesen wäre, hätte ich mein altes Milchtöpfchen wieder gefunden! Ich trank ja lange keine Milch mehr zum Frühstück. Aber ich wäre wahrhaft beglückt gewesen, hätte ich mein altes Töpfchen gehabt, um aus ihm meinen Tee trinken zu können. — Ich fand es trotz allem Suchen nicht, aber die erste schwere Woche verging in dem einsamen Zimmer bei meinem Freund, und die zweite und dritte Woche auch. Ich brachte es zuwege, ohne Haß im Herzen an meine Mutter zu denken und an der Straße vorüber zu gehen, in der meiner Eltern Haus sich befand.

Ich werde dem Traum ewig dankbar sein, oder wenn es keiner war, dem Aufwachen, das mir eingegeben hatte, nach jener

bestimmten Art von Kindermilchtöpfchen zu fahnden und durch die Stadt zu laufen, eine ganze Woche lang und dann weiter.

Denn nach dieser Zeit hatte ich mich in mein Leben hineingefunden und sogar wieder ein wenig gearbeitet. So sind die Wege des Schicksals. Die Seele hat Gegengifte gegen die Gifte des Lebens, so wie der Körper welche hat. Wie könnte sonst ein Mensch sein Leben ertragen.

Du lebst einen Tag des Jahres, und du gehst an einem Haus vorüber. Vielleicht wirst du an diesem Tag sterben. Vielleicht wirst du in diesem Hause sterben.

An einer Straßenecke wirst du, von einer verirrten Kugel getroffen, an der Mauer aufs Pflaster niedergleiten: für die Freiheit, für die Republik!

Erstaunt wirst du den Autoomnibus, der von fern herankommt, anstarren. Plötzlich wird er so groß, so groß sein, als wollte er dich verschlingen — aus. Ein Haus, eine Ecke, ein Rad, das heranrollt, ein Tag im Jahre, wann, wo, welches?

Frühzeitig abgebrochene Rede, an die Menschheit gehalten, auf einem Stein stehend angesichts der Unendlichkeit des Daseins:

„An Alle! Wie viel habt ihr an mir verloren. Keiner ahnt es! Was hätte ich für die Menschheit leisten, für euer Leben bedeuten können, wenn ihr mir ein wenig Freundschaft nur, ein wenig Verständnis, ein wenig Anerkennung, ein wenig Güte, ein wenig . . .“

Totsein heißt: Demokratie, Gleichheit und Brüderlichkeit — Freiheit vielleicht. Oh, Republik unter der Erde! Aufgenommen zu guter Letzt. Gleichberechtigt in guter

Gesellschaft. Denn, nicht wahr, der König und der Bettler und so weiter. Ich werde da entschieden mit Leuten beisammensein, die mir passen. Ich glaube, es wird da Leute geben! Aber ob es auch Mittote zweiter Klasse geben wird? Wiederum bis zum Trompetensignal zweiter Garnitur?

O Herr, eines Tages werde ich dir einen von den Betrübnissen der Seele aufgebrauchten Körper zurückgeben, du wirst schon wissen, an welchem Tage das sein muß. Auf alle Fälle aber werde ich dich fragen: Herr, war es billig — — also, wir wollen jetzt ganz leidenschaftslos miteinander reden: war es billig, meiner armen Seele einen solchen Körper mit auf den Weg zu geben? und einem Körper solche Seele?

Herr, ich wette, einer von uns beiden wird darauf schweigen. Denn auf solch eine Frage antwortet es sich unter Ehrenmännern nicht leicht.

Ich habe seit Jahren die Bibel auf meinem Nachttisch liegen. Wenn ich in der Frühe aufwache, lese ich in der Regel ein Kapitel oder einen Abschnitt aus einem Kapitel. Der Reihe nach habe ich die Bibel auf diese Weise schon vier- bis fünfmal durchgelesen. Wenn ich einen Tag lang nicht gelesen habe, fühle ich mich leicht beengt. Zuweilen lese ich auch mitten in der Nacht, wenn der Urindrang mich aufgeweckt hat und ich keinen Schlaf finden kann, in der Bibel und schlafe bald darauf beruhigt ein. Zuweilen trinke ich auch ein Glas Zuckerwasser danach. —

Die Bibel, besonders das Neue Testament, hat mir schon oft geholfen. Ich kann nicht ohne weiteres behaupten, daß ich ein religiöser Mensch bin. Wahrscheinlich bin ich es nicht.

Die Bibel ist mir, durch die Gewohnheit, fast zu einem Fetisch geworden, wie ein alter Zylinderhut irgendeinem primitiven Negerstamm im Innern Afrikas. Aber ich bin doch froh, daß ein solches Buch existiert und daß man sich vor den Gespenstern der schlaflosen Nacht nicht mehr ängstigen muß.

Christus — ich hätte ihn vermutlich erkannt und sogar geliebt, und wahrscheinlich hätte er mich unter seinen Jüngern geduldet, nicht weggejagt und vertrieben, wie es die Jünger später, nach Christi Tod und Himmelfahrt, mit mir wahrscheinlich getan hätten!

Die Sache ist die, daß ich zwar an die Güte Gottes nicht recht glauben kann, denn so viel Verstand habe ich Gott sei Dank noch, um zu ahnen, daß Gott das Leiden der Menschen, wenn er der „Liebegott“ wäre, nicht gutheißen könnte und abgestellt haben müßte, wenn auch nur bis zu einem gewissen Grade. Aber ich brauchte etwas, irgendwen, um zu ihm mich zu flüchten, und so flüchte ich zu dem Gedanken an einen gütigen, milden und gerechten Geist (wie vielleicht Christus einer war), der es mich nicht entgelten oder fühlen läßt, — was? Nun, ebendas, wofür ich nicht kann und was den anderen ihre Überlegenheit über mich gibt, nämlich, daß ich einfältig bin. Vielleicht ist das Blasphemie. Aber dann bin ich eben ein Lästler aus Dummheit, immerhin nicht aus Überhebung.

Mein Lieber, du gehst allzu freigebig mit der Absolution und Entschuldigung deiner selbst um! Wäre es nicht besser, du wärst weniger nachsichtig, minder stolz auf deine Einfalt?

Ein Jenseits, in dem man büßen müßte??? Das wäre ja noch schöner — büßen!! Wofür denn?? Für all die Irrtümer, die aus dieser Ungerechtigkeit: einer zu empfindlichen Seele in einem zu empfindlichen Körper, herrühren? Für Gottes

und weiß Teufel welches Herrn Geist büßen?? Das wäre ja auffallend geistreich. —

Wie oft habe ich es probiert, mich zu erniedrigen, um mich nur einzuschmeicheln, mich lieb Kind zu machen bei meinem Nächsten, aus Einsamkeit versteht sich, aus Einsamkeit allein. Ich habe auch das probiert: die, die sich erniedrigt fühlten in ihrem Selbstbewußtsein, zu stärken, damit das gemeinsame Niveau erreicht werde. Das menschliche oder gesellschaftliche Kapillarsystem — gut, was das anbelangt: wenn du die Liebe zu Allen fühlst, dich nicht über den Anderen zu erheben wünschst, den Anderen aber auch nicht von oben herab auf dich niederblicken lassen möchtest: dann wirst du etwas erleben! Schwindlig kann es einem dabei werden. Keine Harmonie auf Erden. Auf und ab, Selbstüberhebung, Selbsterniedrigung. — Schwindlig, jawohl. —

Auf meinem Tisch steht eine Sanduhr. Ein kleines, unscheinbares, in einem Warenhaus gekauftes Instrument zum Eierkochen, oder um die Badezeit einzuhalten. Etwas ganz Unscheinbares, Dutzendware, und doch, und doch — ich sehe die Sanduhr an und denke mir dabei mancherlei. Meine Augen sind auf die ewig in Bewegung befindlichen, ewig sich verschiebenden Körnchen gerichtet, die durch den engen Hals methodisch hinunterfließen, in ewigem Fluß sich abfließend regulieren durch eine höhere Gewalt, überirdische weise Berechnung, einen Verstand, der in direkter Verbindung mit dem Sternenhimmel steht, dessen Ablauf sehr große, zahlenmäßig erweisbare Verwandtschaft hat mit dem Ablauf der Körnchen in diesem Glase vor mir. Eine geheimnisvolle Kraft zieht die Körnchen durch den dünnen Hals hinunter, immer hinunter. Aber eine fast ebenso geheimnisvolle Kraft sorgt dafür, daß die Körnchen gleichmäßig und nicht wild

drauflostobend ablaufen. Alle, alle Körnchen, alle, in fortwährender Bewegung. Eines läuft durch den dünnen Hals, die anderen folgen. Unten häuft es sich, oben wird es dünner und dünner. Aber jedes Körnchen, das durch den Hals läuft, verursacht oben und unten eine Veränderung, die sich allen Körnchen zugleich mitteilt. Eine Gemeinschaft besteht zwischen all den Körnchen. Ewig in Bewegung, jedes seine Sekunde abwartend, oben und dann unten, und wenn die Hand des Nutznießers, des Menschen, das Gefäß umkehrt und aus Unten Oben macht, aus Oben Unten — sein Weg erfüllt sich immer gemeinsam, immer vom Gesetz bewegt, immer in Bewegung, immer dem Schicksal gehorsam, immer alle zugleich schicksalverbunden, ohne Widerstand leisten zu können, immer in Bewegung.

Jetzt drehe ich das Untere zuoberst, spiele Schicksal. Die Körnchen, unten, die für den Bruchteil eines Augenblicks scheinbar in Ruhe verharret waren, beginnen sich wieder zu verschieben. Kann es denn Ruhe geben, auch wenn man einmal durch den engen Hals gelaufen ist?

Es gibt Verbundenheit zwischen Menschen, jawohl. Hienieden, hienieden. Die Gefahr, Hoffnung, Vormarsch auf ein gemeinsames Ziel, eine gemeinsame Narretei, ein gemeinsames Verbrechen, Einbruchsdiebstahl beim Heiligen Geist zum Beispiel, Verbundenheit mystischer Art sozusagen. Nicht nur zwischen zwei Menschen, die zueinander hinwollen. Zwei Elemente, die ein neues bilden wollen — die Menschen, die zur gleichen Zeit auf Erden leben, haben ein gewissermaßen mystisch gleiches Schicksal —, die Atmosphäre um die Erde umfängt sie, und der Zulukaffer, der heute an diesem Tag dieses Monats dieses Jahres lebt, ist mir wahrscheinlich näher verwandt als Aristoteles, eben in einer bestimmten mystischen

Hinsicht, jawohl. Und doch: Qual und Sehnsucht eines ganzen Lebens. Sein Resultat: Atem ausblasen — nichts. Nichts! Gibt es denn noch eine unfruchtbarere Spekulation, als dieses erforschen zu wollen: was die Menschen trennt, was die Moleküle voneinander in verschiedenen Richtungen davonschießen läßt, die verstreuten Teile der eigenen armseligen Seele auf einen Haufen zu scharren, zu ergründen suchen, was Mensch von Mensch, Individuum von Individuum, Familie von Familie, Stamm von Stamm, Rasse von Rasse, Volk von Volk, Klasse von Klasse und, was noch rätselhafter, zwei Typen von Menschen voneinander trennt, nicht zusammenkommen lassen will?

Fa, es gibt Unterschiede, Arme — Reiche. Aber ein Armer mag reich sein und umgekehrt. Es ist ja ein Zusammenhang. Aber ein Einfältiger und ein Kluger, ein Weltkundiger und ein Idiot sozusagen, werden die je zusammenkommen? Ich meine nicht einen Weisen und einen Toren, denn das ist ja, bei dem heiligen Licht der Gottähnlichkeit besehen, fast dasselbe. Aber die Klugen, die die Welt regieren, und die Einfältigen, denen die Welt ein verschlossenes versiegeltes Buch ist, oder besser, die von der Welt selbst abgeschlossen sind, ewig durch das Gitter ihrer armen eingekerkerten Seele hinausschauen müssen in das, was den anderen ihre Welt bedeutet: dieses Unglück, diese lebenslängliche unverdiente Abtrennung, wie ist die zu beheben!

Ich glaube ja den Herren in der Soutane und mit dem hinten zu knöpfenden Kragen gern, daß es einen idealen Zustand geben wird, einen Zustand gasförmiger Beschaffenheit in dem sogenannten Jenseits, dessen Rentenempfänger sie hienieden sind — zugegeben, besser gesagt: ich glaube ihnen davon kein Wort; aber es ist etwas anderes, hienieden den

bewußten Idealzustand zu erreichen, und wenn es auch nur durch den Behelf der politischen Entwicklung möglich ist. Das wäre innig zu wünschen. —

Rede mir keiner von der Vernunft. Bin ich je einem vernünftigen Menschen begegnet? Vernunft, was ist denn das? Was in aller Welt ist Vernunft. „Ob, du Meisterwerk der Schöpfung“, ich glaube, ich bin auch noch nie einem menschlichen Wesen begegnet, auf das der Ausdruck „homo sapiens“, was schon sehr nah zum „Meisterwerk der Schöpfung“ ist, gepaßt hätte, gepaßt wie ein Etikett auf eine Flasche Wein, wie ein Strumpf auf eine Wade. Ich glaube eher, daß wir alle insgesamt, von einem sehr hohen oder, was das gleiche ist, allertiefstunteren Standpunkt und Gesichtswinkel gesehen, arme Irre sind. Es gäbe vielleicht ein Mittel: körperliche Arbeit. Aber das denke ich mir wohl in meinem armseligen tölpelhaften Hirn nur so aus. Da das Leben und die Menschheit mich belehrt haben, daß meine Gehirnwindungen wenig taugen, rede ich mich auf Muskeln aus, und das ist wahrscheinlich noch absurder, denn ich selbst, wenn ich probiere, Holz zu spalten oder auch nur drei Stunden zu gehen, einfach zu gehen ohne Last, kann nicht weiter, werde traurig, mißmutig, weltüberdrüssig, bin erledigt. Also Beweis nur für eine neue Narretei. Indes, notwendig wäre es doch, etwas zu finden.

Eine Zeit wird kommen — holla, ein Blitz zuckt mir durch meine Ganglien, ein Duft wie von Anis, den liebe ich nämlich sehr, schwillt mir durch die Nasenlöcher: es ist nicht nur Resignation, auch nicht Selbstverachtung, noch weniger Verachtung der Welt, es ist ein Zustand der Freude, wie wenn dir jemand plötzlich etwas unverhofft Gutes getan hätte — alle Funktionen des Körpers und der Seele nehmen teil an diesem Hirngespinnst — die Zufriedenen von heute werden die Unzufriedenen sein, die Sehnsüchtigen

werden ihre Ruhe finden, der Blick, der sich im Jenseits verfangt, wird befriedigt zurückkehren zum Anblick des Nächsten — Enttäuschte, Gedeemütigte werden sich aufrichten, wie vom Zauberblick des Fakirs kleine zerknitterte Pflänzchen zu Bäumen emporwachsen. Alle Schranken werden fallen und du wirst, um dies zu erleben, gar nicht erst ins Grab gesunken sein müssen! Frage mich nicht: wie und wo und durch welche Macht der Erde! Aber das wird eines Tages unter uns Menschen auf diesem Erdenrund geschehen, und gewiß auch hier, gegenüber dieser Kirche, auf die ich schaue, ohne sie hypnotisieren zu können, so sehr ich mich auch anstrenge: eines Tages werden wir Menschen oder die Menschen nach uns das Wunder erleben, daß die Täuschung über Mehr und Minder, die Irrtümer, die falsche Perspektive sich verschoben haben werden — daß man nicht mehr wissen wird, was Gut und Böse, Hoch und Niedrig, Arm und Reich, Alt und Jung bedeutet! — Brot, Wein, Fleisch, Milch, helles Quellwasser werden reichlich durch die Adern aller Menschen fließen, und der Einfältige wird nicht mehr durch den Klugen beschämt werden. Der Einfältige wird nicht mehr, vor Angst und Zaghaftigkeit zitternd, scheu und grämlich, wie ein geschlagener Hund seinen Platz, wo er sich verkriechen könnte, suchen müssen. Die Befangenheit, die Verlegenheit, das Unglück des Einen, durch den Anderen verursacht, der durch diesen Anblick glücklicher geworden, wird eines glorreichen Tages aufgehört haben. Die Menschen werden nebeneinander hausen, freundlich darauf bedacht, daß der Geringe mit dem nicht mehr Geringen, der Dumme mit dem Klugen und das Kind mit dem Greis auf dieser Erde nebeneinander hausen können, freundlich und ohne einander wehe zu tun, ohne sich selber, jeder für sich, wehe zu tun, unbefangen und heiter, frei und befreit, freundlich und gut, mit warmen Augen und lächelndem, atmendem Mund, ohne

Hut und mit Wind in den Haaren, mit guten, schönen Kleidern angetan, sauber und gut riechend. Alle ohne Angst, ohne Hast und Beengung, auf dem guten, duftenden, sprießenden Erdball.

Das war ungefähr alles, was auf dem Papiertischtuch aufgeschrieben stand. —

Vor dem Bahnhof Zoologischer Garten, im warmen, hellen Sonnenschein des Herbsttages — diese Tage können in Berlin wundervoll bunt, von einem Schimmer des Sommers noch überglänzt sein — im warmen Sonnenschein der Mittagsstunde stießen zwei Züge singender, fahnenschwenkender Menschen aufeinander. Es kam nicht gerade zu einem Zusammenstoß, das war dem großen Aufgebot von Schutzpolizisten zuzuschreiben, die sich von der Tiergartenseite her mit mächtig ratternden Lastkraftwagen wie ein Keil zwischen die beiden Züge schoben. Diese bewegten sich nunmehr in gesteigertem Tempo rund um die Gedächtniskirche herum, fast als jagten sich Kinder um einen Baumstamm. Der eine Trupp hatte rote Fahnen mit, der andere die alte Flagge des deutschen Kaiserreiches, die aber in dem mittleren weißen Felde durch ein Hakenkreuz als Fahne der nationalsozialistischen Partei gekennzeichnet war. Tags vorher war in den bekannten Versammlungssälen der Riesenstreik der Bau-, Transport- und

chemischen Arbeiterschaft erklärt worden, zu gleicher Zeit aber hatte eine monströse Versammlung der nationalsozialistischen Heerscharen unter dem freien Himmel der Treptower Spielwiese den offenen Kampf „gegen den Marxismus“ außerhalb des legalen Kampfes im Reichstag proklamiert und den Jubel ungeheurer Massen entfesselt. Es war schwer zu verstehen, warum die Polizei, die vor wenigen Tagen noch am Bülowplatz gegen die Kommunisten mit voller Energie und Gewalttätigkeit vorgegangen war, erst im letzten Augenblick auf dem Schauplatz des zu erwartenden und mit unumschränkter Offenheit angekündigten Zusammentreffens oder Zusammenstoßes der beiden feindlichen Parteien erschien, noch dazu in dieser westlichen Gegend, die mit ihren glänzenden Schaufenstern das grenzenlos verelendete Volk der niederen Klassen zu provozieren schien.

Abermann, der von dem Erlebnis am Bülowplatz genug in sich nachwirken fühlte, entsann sich vor dem großen Lichtspielhaus gegenüber der Gedächtniskirche, daß er ja in seiner Tasche eine Einladung zu einer geschlossenen Probeaufführung, und zwar genau um diese Mittagsstunde, mit sich führte, der Aufführung eines neuen Films „Es zogen zwei rüst'ge Gesellen . . .“

Der Name des Verfassers erregte eine gewisse Verwunderung. Es war der Name: Otto Feuerabend. Abermann fand keinen anderen Grund dafür, daß die Direktion des Lichtspielhauses ihm die Einladung geschickt hatte, als seine Bekanntschaft mit Feuerabend,

die aus den Jahren vor dem Kriege herrührte und sich besonders nach der deutschen Revolution stärker entwickelt hatte, zuletzt noch während der drei Jahre, die Feuerabend in den Kerkern der Gegenrevolution verbracht hatte. Es lohnte sich schon, diesen Film anzusehen, mit dem der Arbeiter Feuerabend vor die breite Öffentlichkeit treten sollte. — Während der Zeitspanne, die seit seiner Befreiung aus dem Gefängnis vergangen war, hatten seine Freunde nur spärliche und widersprechende Nachrichten über sein Tun und Lassen erhalten. Erst in der letzten Zeit war es durchgesickert, daß er Talent zur Regieführung in sich entdeckt hatte und daß diese Entdeckung von einer mächtigen Finanzgruppe, die eine Schar von Lichtspielhäusern in Deutschland befehligte, bestätigt und ausgenützt worden war. Sogar nach Amerika war die Nachricht gekabelt worden, und Abermann hatte sie staunend und ungläubig zuerst in der Kinobeilage einer großen New-Yorker Tageszeitung gefunden, wo sie unter dem Bildnis Otto Feuerabends mit Lettern von der Größe gedruckt stand, die eine Sensationsnachricht wohl beanspruchen durfte. Das Bild selbst zeigte einen Gefängnishof, in dem sich ein Karussell schwer dahinstapfender Sträflinge um die zentrale Figur des Aufsehers bewegte. Ein Pfeil wies auf eine von den Gestalten dieses Gefangenenrades hin, das war der Sträfling Feuerabend.

Als Abermann den Balkon des vollkommen verdunkelten Hauses betrat, wurde er von dem Glühwurm

der Platzanweiserin, einem kleinen, im Zickzack auf dem Boden vorwärtsflimmernden Lichtschein, zu einer Loge geleitet, in der der letzte unbesetzte Stuhl auf ihn wartete. Abermann setzte sich und sah, daß in der Loge vor ihm schon eine Anzahl Zuschauer Platz genommen hatte. Im dürftigen Lichtschein, der von der flimmernden Leinwand hierher auf den Balkon zurückschoß, waren die Insassen der Loge nur schwer zu unterscheiden. Die Handlung nahm überdies die Aufmerksamkeit bald gefangen, und erst in einer Pause, während welcher die Leinwand beleuchtet blieb und der Widerschein im Hause stete Helligkeit verursachte, konnte Abermann seine Umgebung erkennen.

Der Inhalt des Films, soweit man ihn nach dem ersten Akt beurteilen konnte, war dieser. Die beiden rüstigen Gesellen, die, als Abermann seinen Platz eingenommen, gerade vor dem Gefängnistor, das sie in die Freiheit hinaus entlassen hatte, sich die Hände zum Abschied schüttelten, dann — Großaufnahme! — umarmten und, wie es die Ballade heischte, nach verschiedenen Richtungen voneinandergingen, erwiesen sich als die ehemaligen Mitstreiter und Mitgefangenen Feuerabends, der Student Bernt Wilkens und der Mechaniker Wolfgang Bast. Die Schicksale dieser beiden Männer, des jugendlichen Wilkens und des reiferen Bast, begannen sich nun in dem Film in parallelen Etappen vor dem Zuschauer zu

entwickeln. Während Wilkens, der aus der wohlhabenden Bürgerklasse stammte, nicht weit vom Gefängnistor von einem Automobil empfangen wurde, in dem eine schlanke Dame mit wehendem Schleier auf ihn zu warten schien, wurde Bast sogleich von einer Abordnung ausgemergelter Proletariergestalten, älteren und jungen Männern und Kindern, umringt, die in einem alten Landkremser hergekommen waren, schon so den Unterschied des Standes und der Sitten, in die die beiden rüstigen Gesellen zurückkehrten, charakterisierend. Wie der erste Akt bereits geschickt andeutete, sollten sich indes die Lebenswege der beiden bald, an der Kurve ihres Weiterreitens, unerwartet dramatisch entwickeln: Bernt Wilkens aus dem Salon in die Werkstätten und Massenheime rebellierender Konventikel abbiegen, während Wolfgang Bast, von dem Glanz seines Märtyrerruhms überstrahlt, den diametral entgegengesetzten Weg einzuschlagen schien. Es war bekannt, daß der Verfasser des Lichtspiels die Verbindung mit der kapitalkräftigen Finanzgruppe nicht allein seinen neuentdeckten künstlerischen Fähigkeiten verdankte, sondern seiner demütigen Rückkehr in den Schoß der katholischen Kirche. Die Finanzgruppe gehörte der rheinischen Schwerindustrie an, und die Anfangszeile des Gedichtes von Eichendorff, die ja dem Film seinen Titel gegeben hatte, korrespondierte mit der Schlußzeile, die die Tendenz der Flucht aus den Wirren und der Trübsal allen weltlichen Strebens erkennen ließ: „Gott, führ uns liebevoll zu dir.“

Dieser Schluß war, wie Abermann, der das Ende des Films nicht abgewartet hatte, am nächsten Tag aus den Zeitungen erfuhr, mit einem milden Schimmer kirchlicher Menschenliebe umhüllt, jedoch nicht allzusehr betont worden; der wirkungsvolle Auftritt, in dem sich die wiedervereinten Genossen von ehemals in der anheimelnden Szenerie eines rheinischen Weinbergs gerührt in die Arme sanken, betonte den Zauber der heimatlichen Landschaft — immerhin aber war aus dem Städtchen am Ufer recht deutlich das Getön der Kirchenglocken zu hören, das zur Vesperandacht, laut zuerst, dann abgetönt, herbeirief und schließlich mit dem großgeschriebenen „Ende“ verklang. —

Während der Pause also erblickte Abermann in der Loge auf den Vorderplätzen bekannte Gesichter. Vor allem waren da: Herr von Stulpnagel mit Frau und Töchtern, sodann die Familie Brettstein, die Herren Grußberg und Levensohn und auf dem hintersten Stuhl neben der Logentüre Martin Gehlens. Da war also fast das gesamte Komitee des „Bundes für neue Menschenwürde“ versammelt, und jetzt verstand Abermann auch, aus welchem Grunde er mit dem Billett für diese Aufführung bedacht worden war. Offenbar sollte der „Bund“ das Protektorat über diesen Film übernehmen, wohl mit Rücksicht auf seine ehemalige Verbindung mit dem Verfasser und damit die überparteiliche Note der Arbeit ebenso

verstärkt wie der kirchliche Einschlag verwischt werde.

Gehlens war der erste, der Abermann erkannte. Sein kurzer Ausruf: „Was, Sie sind wieder im Lande!“ bewirkte es, daß die anderen Insassen der Loge sich umdrehten und Abermann die Hände hinhielten, die er rasch nacheinander schüttelte, um sich darauf wieder auf seinem Platz niederzulassen, da der zweite Akt mit einer wirkungsvollen Gesellschaftsszene im Wintergarten einer Grunewaldvilla seinen Anfang nahm.

Ein einziger in der Loge hatte sich, als er Abermanns ansichtig geworden war, nach kurzem Gruß blitzschnell wieder umgewandt, das war Herr von Stulpnagel. Abermann verständigte sich mit Gehlens durch einen raschen Blick und Lächeln, obwohl er fühlte, daß die enge Verbindung mit Gehlens, eine Freundschaft fast, die er für die anderen Komiteemitglieder kaum jemals in sich aufkeimen gesehn hatte, eben durch die Anwesenheit Stulpnagels Schaden genommen hatte.

Aus welchem Grunde hatte denn Gehlens nicht gegen die Aufnahme jenes Herrn in die Exekutive des „Bundes“ protestiert, der durch fortgesetzte gehässige Verleumdung der Sowjetidee und der Männer des Sowjetgedankens in Rußland sowohl wie in der Welt seine Auffassung von „Menschenwürde“ auf seine Weise dokumentierte. Nun war es ihm gelungen, in die verlassene Stellung des Gegners einzudringen und sich dort festzusetzen! — —

Draußen wird jetzt vielleicht geschossen. Wo ist mein Platz? Hier in der Balkonmittelloge Sessel Ia oder unten an der Ecke des Kurfürstendamms und der Rankestraße, wo vielleicht in diesem Augenblick Fahnenstangen an den Köpfen zersplittern, die Fahnentücher sich ineinander verwickeln und das Rot sich von Blut schwarz färbt? Gehöre ich zu jenen unten oder diesen hier, zu diesen papiernen Dialogen, Renegatengeschwätz, technisch einwandfreien Aufnahmen, Gruppierungen, Mimik der beteiligten Hauptpersonen, alles von der Industrie bezahlt. Hätte es einen Zweck, diesen dahier zu sagen: unten geht die Weltgeschichte vor, blutige Köpfe im Kampf um das, was ebenfalls „Menschenwürde“ heißt.

Abermann entsann sich jener ersten Nächte des „Bundes“ in den letzten Monaten des Weltkriegs, in denen der „Bund“ seinen etwas renommistischen Namen erhalten hatte. „Menschenwürde!“ — Ein wesentlicher Teil des „Bundes“ war geradenwegs in die erste Revolutionsregierung Preußens und des Reiches eingezogen, und diese hohen Würdenträger hatten sich dann, als sie auf ihre Visitenkarten, nach kurzer Benutzung ihrer Ministerfauteuils, die Buchstaben „a. D.“ drucken lassen durften, nicht mehr im Bund sehen lassen. Geblieben waren außer einigen sympathischen Phantasten, als deren einer der auf Sessel Ib sitzende Martin Gehlens anzusprechen war, Persönlichkeiten von unleugbaren Verdiensten auf Gebieten der theoretischen Betätigung in der Wirtschaft, im Erziehungswesen, in peripherischen

Aktivitäten geringeren Grades, wie Freidenkertum, Vegetarismus, Geburtenregelung, denen die Verbreitung des „Bundes“ Gelegenheit gab, aus ihrer zuweilen heimlich schmerzhaft empfundenen Anonymität heraus auf eine Tribüne zu steigen, um vor den aufhorchenden Massen, wahllos, schwächliche Proteste gegen die Aktionen machtbewußter Schädlinge in der Verwaltung, Justiz und den Kulturbehörden vorzutragen — während, wie die Anwesenheit des Herrn von Stulpnagel bewies, die weltgeschichtliche Willensentfaltung jener Barbaren im Osten zur Befreiung eines zertretenen Volkes eben durch die Berufung auf „Menschenwürde“ verdächtigt und gehemmt, wenn nicht zerstört werden sollte!

Denn jene Barbaren im Osten — sie meinten es ernst. Die Menschen hier in der Loge aber — sie waren im besten Fall von der philanthropischen Scham des wohlmeinenden Bürgers erfüllt — darüber, daß, während man es selber gut hatte, so viele darben mußten. Das Übel aber, das Übel, das jene Barbaren mit der Wurzel ausgerissen hatten, mußte mit zaghaften Fingern angefaßt werden, denn die Wurzel reichte ja tief in das eigene bürgerliche Wesen hinunter. Man lief ja Gefahr, sich selber den Garaus zu machen, wenn man entschlossen zugriff und ausriß!

Einige Minuten lang vermochte Abermann noch den Vorgängen auf der Leinwand zu folgen. In seiner Kehle stieg der Wunsch auf, ein bißchen loszubrüllen: diesen da, von denen er sich bei diesem

ersten Zusammentreffen meilenweit, ozeanweit entfernt und entfremdet fühlte, auf den Kopf zu sagen, was er von Menschenwürde, vom bürgerlichen Revolutionär, von geheimen Gelüsten, verdrängten Aspirationen, von Kundgebungen der Gesinnung auf Tribünen, von der Genügsamkeit in Situationen der Entscheidung, vom Kampf der Außenseiter und von der großen Verantwortung hielt. Und auch von den unbekanntem, in den Massen verschwindenden Kämpfern des niederen armseligen Alltags, der mit der Fabriksirene beginnt und um dieselbe Zeit aufhört, um die der Redner die Tribüne besteigt! Von Würde, Pflicht, Liebe und einigem mehr. (Leise, bei sich, in flüchtigem Vorbeihuschen . . . von der Demagogie . . .)

Die Unterdrückten, die Verfolgten und Beleidigten, die Machtlosen und Unterliegenden befreien — das ist die Verbindung, sagte sich Abermann. So lange bestand diese Verbindung mit diesen Menschen in der Loge vor mir, bis die Notwendigkeit auftauchte, mich selber zu befreien. Damit ist die Bindung gelöst. Dort vorne, jener kleine servile Zwischenträger Grußberg, der den Stulpnagel so geschickt hereingeschmuggelt hat, schon der allein rechtfertigt die Loslösung. Was ist es mit dem Bürger und der Menschenwürde, mit dem bürgerlichen Revolutionär? Was ist es mit der Chemie des revolutionären Charakters?

Abermann zog aus der Tasche ein kleines Notizenheft und begann rasch, im Dunkeln, ein paar Worte auf

eine Seite zu schreiben. (Später, als er das Heft daheim nach diesen Aufzeichnungen durchsah, bemerkte er, daß er das Folgende auf eine vorher schon halbbeschriebene Seite gekritzelt hatte, so daß die einzelnen Worte nur mit großer Mühe zu erkennen waren, eines aber unleserlich blieb.) Die Seite war durch einen vertikalen Strich in eine Soll- und eine Habenspalte geteilt. Über dem ganzen Blatt standen die Worte: „Chemie des revolutionären Menschen“ geschrieben.

Links unter Soll befanden sich die Worte:

Unterdrückter Betätigungsdrang, Ressentiment;

Empörung über das eigene Schicksal;

fruchtlose Ansätze, dieses zu gestalten;

Eitelkeit;

Kindlichgebliebensein;

Freud;

bedrückte Kindheit;

Gebrechen und übergedankliche Kompensierung;

Inkohärenz;

krankhafte Erregbarkeit;

(wieviel Prozent Syphilis?)

Auf der Habenseite aber:

Temperament des Empörers;

Auflehnung über Ungerechtigkeit;

Vergeltungsdrang;

Weisheit;

Weltbild;

Liebe zum Nächsten;

Erkenntnis (? — dieses war das unleserliche Wort);

und unter dem unleserlichen Wort:

Analyse des eigenen Dranges, Willens und Bestimmung;
Anarchist — ehemals oder noch immer;
Umweg über den Altruismus zu sich selber;
Etappen des Umweges;
Achtung vor den Verächtern des Bürgers;
Erkenntnis des bürgerlichen Triebes dieser Verachtung;
Zirkel des sich selber Abschließenden über die Gemeinschaft;
Befreiung der Unfreien, Bedrückten durch die Gemeinschaft mit Gleichgesinnten;
Erkenntnis dessen, daß es keine Gleichgesinnten sind;
Irrewerden an sich selber;
Isolierung;
und schließlich:
Zum Ausgangspunkt zurück — der Befreiung von anderen plus seiner selbst.

Abermann steckte das Heft in die Tasche, griff nach seinem Mantel, Hut und Stock. Er wußte, daß, wenn er jetzt vor dem Hellwerden des Kinos sich entfernte, damit der Abschied von dieser Gruppe von Menschen, mit denen er jahrelang gemeinsam an seinem eigenen Gesinnungsziel gearbeitet hatte, besiegelt sei. Er sah, daß der Kamerad Gehlens es bemerkt hatte, wie er nach Mantel, Hut und Stock griff. Abermann sagte sich, daß dies ihn nicht irritieren könne, er wisse ja, sobald er aufstünde und sich

fortbegäbe, würde Gehlens ihm folgen. Von den anderen aber, ob sie seinen Aufbruch bemerkten oder nicht, würde ihm keiner folgen.

Er besann sich im selben Augenblick, daß er ja zum erstenmal wieder in einem Kino saß, seit jenem denkwürdigen und verhängnisvollen Tag auf hoher See, an dem er, unten im Speisesaal des Schiffes, eine Stunde, nachdem er auf Deck die Trübung eines Auges konstatiert, der Kinovorstellung unter den spärlichen Passagieren der ersten Kajüte, einigen wenigen Kindern dieser Passagiere und den nicht minder fröhlich lachenden Schiffsoffizieren beigewohnt hatte. Kaum ein Monat war seit jenem Tag vergangen! Abermann machte rasch die Probe mit der über das kranke und dann über das heile Auge gelegten Handfläche. Er konstatierte, daß die Trübung offenbar keine Fortschritte gemacht hatte und daß das heile Auge so scharf sah wie eh und je. Instinktiv griff er nach der Westentasche, in der das Pulver jetzt in einer kleinen, unscheinbaren, festschließenden Messingdose steckte (die kostbare, in Paris erstandene mit den Edelsteinintarsien hatte er zu Hause in seinem Schreibtisch verwahrt — wie leicht mochte es in diesen unruhigen Zeiten geschehen, daß sie ihm, bei einer Durchsuchung, die ja auf der Straße jeden Augenblick stattfinden konnte, mitsamt ihrem kostbaren Inhalt wegeskamotiert wurde!) Es fiel ihm dabei ein, daß er heute vormittag ja eigentlich zu dem berühmten Spezialisten gehen wollte, um seine Augen untersuchen zu lassen.

Allein die Verzögerung war eine willkommene. Er würde ja um die Untersuchung nicht herumkommen. Aber er schreckte vor diesem drohenden Eingriff in seine selbstgefaßten Entschlüsse, die Beeinflussung seines Vorhabens und die Durchführung seines Willens noch immer zurück. Schon mit dem Hut und dem Stock in der Hand fiel ihm die Parallele ein: dieser Endpunkt, den er sich selber gesetzt hatte: die Augen! und — draußen der Beginn der Weltkatastrophe! Das Ende des eigenen Lebens und parallel der Ablauf und die bevorstehende Auflösung, wenn nicht der Zivilisation, so doch einer ihrer wesentlichen Epochen. Was draußen in dem Tumult um den Platz sich ereignet hatte, ehe er das Dunkel des Vorführungsraumes betrat, bedeutete sicherlich die Auflösung: ein an der Spitze der Kultur marschierendes Volk ließ seine Politik vor die Hunde gehen. Die ökonomischen Krisen schüttelten die Welt, verelendeten die arbeitenden Massen. Der Nationalismus, das Gift, bemächtigte sich der hilflosen Massenseele, peitschte sie bewußt zum Krieg dahin, der, als Vergeltungskrieg gedacht, in seinem Auswirken die Grundelemente der Kultur vernichten wird. —

Lege die Hand über das heile Auge; in der Trübung des kranken erblickst du deine eigene Auflösung. Sieh, wie das Bild der flimmernden Welt neblig vor dem abnehmenden Sinn verschwimmt, verdunkelt ist. Lege die Hand auf das kranke Auge, und du erblickst mit äußerster Schärfe den Zustand der Welt draußen unter dem Sonnenlicht.

Auf Zehenspitzen entfernte er sich, während die Musik des Tonfilms, die die Handlung begleitete, einen übeltönenden Mischmasch aus Jazzmusik und dem Gesang der „Internationale“ über Kolonnen von Marschierenden auftönen ließ. Draußen im Korridor blieb er stehn. Er hatte sich nicht getäuscht. Gehlens, Kamerad Gehlens, war ihm gefolgt. Arm in Arm gingen sie hinunter auf den Platz. Die Straßen waren ruhig. Sie schienen gesäubert worden zu sein. Hier und dort standen noch Gruppen von Schutzpolizisten zusammen; Fußgänger waren kaum zu sehn. Nur spärliche Autos zirkulierten, und doch war diese Gegend ja um die Mittagsstunde sonst äußerst belebt. In der Gasse, die den Bahndamm entlang vom Bahnhof Zoo zum Tiergarten führte, reihten sich die leeren Lastwagen der Polizei.

Was geschehn war, während man drin im Kinopalast gesessen hatte, war nicht zu erkennen.

Gehlens lachte leise: „... ja, ich bin jetzt der einzige geblieben, der diesen unpopulären Standpunkt noch vertritt. Wie und mit welcher fabelhaften Energie ich das tue, können Sie sich ja denken... Nun, wäre ich fort gewesen, es wäre mir vermutlich ergangen wie Ihnen. Aber ich! ich kann mich ja nicht rühren, das wissen Sie doch.“ Er blieb stehn, drückte Abermanns Arm stärker. „Wenn Sie meine Haltung beurteilen, vergessen Sie nicht: mir ginge die Luft aus, könnte ich nicht in dem Büro

dort im ‚Bund‘ sitzen und arbeiten. Ich kann doch sonst nichts. Ich muß mich vertragen.“

Abermann sah den an seiner Seite Schreitenden an. Er war blaß, sein Anzug fadenscheinig, aber peinlich gebürstet. Es ging ihm, wie immer, schlecht. Man durfte ihm nicht den Halt nehmen. So, wie es war, war es gut.

Nach einer Weile sagte Gehlens: „Auch ich bin überzeugt, daß dies das Ende ist. Die Welt geht an ihrer ungeheuerlichen Dummheit zugrunde. Aber ich bin mit ihr verwachsen. Ich kann den Kampf nicht so nach innen durchführen, muß nach außen. Schade, schade, daß Sie den umgekehrten Weg gehen müssen.“

Abermann sprach: „Es gibt drei Punkte, die der Mensch beachten muß, der sich zu befreien unternommen hat. Er muß das Problem seiner eigenen Arbeit lösen. Er muß das Problem seiner Beziehungen zur Mitwelt lösen. Er muß das Problem seiner Beziehungen zum anderen Geschlecht gelöst haben. Ich habe ein großes Glück, ich habe meine Beziehungen zur Vergangenheit gelöst, nämlich zu meiner Familie. Drei Generationen habe ich miterlebt, zu keiner besitze ich irgendwelche Beziehungen mehr. Am schwersten fiel es mir natürlich, die Beziehungen zur Generation vor der meinen zu lösen. Ich hatte eine Mutter . . . es fiel mir leichter, da sie so war, wie sie war — und doch, es war das Schwerste. Es war fast so schwer, wie, als ich mich von meiner Frau trennte. Aber es ist gelungen.“

Meine eigene Generation, in meiner Familie meine ich, hat sich nach allen Richtungen hin entwickelt oder rückentwickelt. Ich bin allein geblieben. Das war gut. Die Kinder und Kindeskinde meiner eigenen Generation in meiner Familie kenne ich gar nicht. Erst wenn man sich von dem Zukünftigen, dem werdenden loszulösen vermocht hat, glaube ich, ist man ganz frei.“ Der Kamerad fragte: „Was versteht denn der Durchschnittsmensch unter Freiheit, und was ist Freiheit? Wollen Sie mir das sagen? Was ist Freiheit?“ — „Nun, das ist leicht zu beantworten. Den Zusammenhang lösen zwischen dem Individuum und der Gemeinschaft und dann das Verhältnis des Individuums zu sich selber aufheben.“ Der Kamerad schüttelte den Kopf. Sein Arm im Arm Abermanns erschlaffte, instinktiv ließ Abermann seinen Arm an der Seite herunterfallen, so daß der Kontakt unterbrochen war. „Es mag Besessenheit dazu gehören, um sich von sich selbst zu befreien. Aber ich werde Ihnen erklären, warum ich mich zum Beispiel von der Loge dort drinnen befreie. Sie werden mir nicht widersprechen, wenn ich sage, daß es bei der simulierten oder echten Liebe zur Menschheit, Hilfsbereitschaft gegenüber den Schwachen und Unterdrückten, im Grunde doch der Macht- und Geltungstrieb, nur vielleicht eben der zu kurz gekommenen ist, der sie zusammengetrieben hat. Dieser erste Schritt zur Befreiung von dem Macht- und Geltungstrieb also, den jeder von uns auf dem Grunde seines Lebensinstinktes erkennen muß, ist

nicht klar und sicher durchführbar. Ich selber bin der Überzeugung, daß man diesen Schritt viel leichter machen kann, wenn ein Erlebnis einem bei der Durchführung behilflich ist — zum Beispiel, sagen wir, wenn ein Mensch fürchtet, daß er erblinden muß.“

„Seit wann tragen Sie eine Brille?“ frug der Kamerad. Abermann fuhr fort: „Ich habe immer eine Scheu und Abneigung gegen die Psychoanalyse gehabt, weil sie den Menschen vielleicht von seinen intimsten inneren Konflikten befreit, wenn sie ihn befreit, vorausgesetzt, daß der Mensch, eben der zu befreiende, Zeit und Geld genug hat, um den langwierigen Behandlungsprozeß über sich ergehen zu lassen; aber es bleiben Konflikte des Individuums innerhalb der Gemeinschaft übrig, von denen die Psychoanalyse nicht befreien kann. Der Mensch muß sich von diesen selber befreien. Das ist meine Überzeugung. Wie kann er das erlangen? Er darf nach außen nicht mehr verantwortlich sein für seine Aktivität.“ Der Kamerad blieb stehen. Er hatte sich wie erschrocken an den halbgeöffneten Mund gegriffen. „Ich werde Ihnen sagen, was es ist“, sagte Abermann nach einer Weile. „Besser gesagt, ich kann es Ihnen nicht sagen. Der Tod ist eine einsame Angelegenheit. In einer Gruppe, oder auch in der allergrößten Intimität: es kann keiner mit einem anderen über seinen eigenen Tod sprechen. Muß jeder mit sich selber abmachen. Es ist schon sehr viel, wenn ein Mensch sich getraut, in seinem Innern mit diesem Thema selbständig fertigzuwerden. —

Aber, um auf das Thema zurückzukommen: wissen Sie, was dieser elementare Haß und dieser erbitterte Kampf gegen die russische Idee ist, der jetzt die Menschheit, von der anderen Seite her, aber bis tief in unsere Reihen hinein, gepackt hat, zerstört und zerrüttet? Die Dämonie — verstehen Sie, was das ist, ach, Sie sind ja ein Freidenker, ich weiß es, Sie glauben nicht an Dämonen, oder wenn Sie an solche glauben, werden Sie eher gewillt sein, sie gerade dort zu suchen, gerade in Rußland, wo der arme, kranke, besessene und ratlose Dostojewskij sie lokalisiert hat — ja, die Dämonen des kranken und ratlosen Weltmenschen, des Menschen dieser untergehenden Welt, die den Tod sucht, Selbstmord begehen will, haben ihm dieses Ziel eingegeben: den Haß und den Kampf gegen Rußland, das er nicht begreift.“

Gehlens sah auf die Uhr unter dem Stadtbahnbogen. Er sagte: „Ich habe noch drei Minuten, dann muß ich fahren. Sonst müßte ich eine Stunde warten. Ich wohne jetzt ganz weit im Osten, hinter Woltersdorf. Lassen Sie mich Ihnen eines noch sagen. Diese Leute da drinnen, mit denen Sie nicht mehr zusammensein wollen und mit denen ich zusammensein muß, haben sich jetzt zu ihrer eigenen Entschuldigung zurechtgelegt: daß Sie ein übermäßig hochmütiger Mensch sind.“ Abermann lachte ein wenig in sich hinein. Er sah auf die Spitzen seiner Schuhe nieder, zwischen die er die Zwinge seines Stockes geklemmt hatte. „Wenn ich Ihnen eines gestehen darf, aber sagen Sie es nur nicht weiter und

vor allen Dingen denen nicht, die mich für hochmütig halten: es ist nur dies: ich habe genug von allem. Dies mein Hochmut. Behalten Sie das für sich.“ Der Kamerad sagte leise zwischen den Zähnen: „Leben Sie wohl, Abermann.“ Er hatte nur noch eine Minute Zeit, entschwand im Laufschrift im Stadtbahnbogen. Abermann sah ihm nach.

„Hochmütig! Konstatiere bei einigem Nachdenken: Ich habe kaum noch Freunde. Brauche keine. Ich liebe gute Menschen. Soviel ich weiß, ist es der schwache Mensch. Ich liebe die schwachen Menschen, aber gute, die nur aus Schwäche gut sind? Konflikten aus dem Wege gehen, das können sie, dazu haben sie ihre Güte. Bequeme Bürger, das sind sie. —“

Und indem er sich gegen die Joachimsthaler Straße wandte: „Dazu dieser Hunger nach Gemeinschaft, dieser unstillbare Hunger! Dieser nur durch den Tod zu stillende Hunger!“

Die Hand fährt über die Bettdecke und schlägt mit dem Knöchel hart an die Wand . . . ein zweiter Knall. Schuß!! Warum schießt ihr euch gegenseitig . . . das also: Brüderschaft! Ein Arm stößt in die Höhe, die Hand greift nach der Nachtlampe neben dem Bett, stößt die Lampe mitsamt dem Glas Wasser um. Beide fallen splitternd auf den Fußboden, Glas klirrt, ein Knall, die Birne ist gesprungen. Gleich darauf ein dritter Schuß von der Straße her. Geschrei.

Abermann tastet sich aus dem Bett heraus, steht auf, zerrt noch den letzten Zipfel Traum in das Wachsein hinter sich her: die Brüderschaft, die Gemeinschaft mit Freunden, mit Menschen! Das war es ja, was im Traum gelebt hatte und jetzt, vom Erwachen zerschlagen, dalag.

Er steht ganz gerade da in seinem Nachtgewand, während unten vor dem Haus in das Geschrei Niederknallen von Stiefeln aufs Pflaster tönt, laufende Menschen, zwei Schüsse, rasch hintereinander. Schon in einiger Entfernung. Beginnt es also wieder? Schießt man wieder auf den Straßen? Bruderkrieg? Krieg? Revolution aufs neue?

Die Lampe in Scherben. In den Knien gelingt es schwer, sich aufzurichten. Das ist das Schlafmittel! (Zugleich, durch das wachgewordene Hirn.) Was ist es mit diesem Schlafmittel? Regelmäßig, in kurzen Abständen eingenommen, wenn es überhaupt gar nicht mehr Nacht werden will im Gehirn, schwächt es am Ende nicht die Wirkung jenes einen, letzten, jenes Allheilmittels, sonst in der kleinen Dose mit den kostbaren Intarsien verwahrt, so daß, wenn die Zeit da ist zum letzten Ansetzen, der Schlaf nicht kommen wird?? —

Jetzt ist das Gehirn ganz wach. Der Mann im Nachtgewand tastet sich zur Tür des Schlafzimmers, geht in das Arbeitszimmer hinüber. In der Ferne verhallend ein Knall, darauf noch zwei zugleich, dann Stille auf der Straße. Das Zimmer ist warm. Stockdunkel. Abermann steht in der Mitte des Zimmers auf dem Teppich, in dessen Wolle seine nackten

Sohlen sich wohl fühlen. Einen Augenblick das Bedürfnis: niederzuknien, im Dunkeln die Arme auszustrecken, die Arme hoch emporzurecken. Das nächste: sich flach niederzulegen, die Wange in den Teppich zu pressen, den Teppich zusammengekrallt unter den Kopf zu schieben, dieses Kissen unter dem Kopf zu umarmen, an sich zu pressen, an die geschlossenen Augen, an den atmenden Mund. Das nächste: — in der Nacht, der tiefen einsamen Nacht ein Gelächter auzustimmen. Das nächste: in der Finsternis einen Gesang zu beginnen, zu singen ein Lied — —

Wie dunkel (die Vokale gedehnt, mit dem Atem,
der von tief innen nach oben strömt),
wie dunkel, wie schön . . .
wird die Nacht sein . . .
wie selig, wie tief . . . (Atem eingesogen)
der Tod.

In der Nacht, im tiefen Dunkel, mit müden, unwilligen Knien, schweren Füßen, richtet er sich auf. Sähe ihn jemand, jemand müßte lachen. Vielleicht lachen. Der Körper ist schwer, es ist grotesk, mit anzusehen, wie er sich aufrichtet. Er streckt die Arme von sich, spreizt die Hände. Er hat keinen Hund, keinen Stock, nichts, was ihn führte. In der Nacht stapft er dahin, wie ein Blinder, mit ausgebreiteten Armen, gespreizten Fingern tastet er sich zum Bücherschrank, zu den Regalen, in denen die Bücher stehen, hin. Er weiß, in dieser Richtung ist der Schrank, sind die Regale. Er preßt seinen Körper

ganz dicht an die Bordränder an, ganz eng, so daß das Holz ins Fleisch schneidet. Er spürt die Kanten quälend: an der Stirn, in den Handflächen, an den Rippen, an dem Geschlechtsteil. Den Druck verstärken, vervielfachen, bis es schmerzt, ihn unsinnig vervielfachen!! Zu welchem Zweck, nur damit es schmerzt, so an das Bücherregal gepreßt mit ausgebreiteten Armen, aufrechtem Körper, vorwärtsgestoßenem Kopf: der gekreuzigte Mensch. Hier die Nägel eindringend, das Holz, die Kanten, in die Stirn, die geschlossenen Lider, die seitwärtsgereckten Hände, Handflächen, die Rippen vor dem pochenden Herzen, das Geschlecht. Dann den Druck verringern, Schritt für Schritt zurückgehen bis zum Schreibtisch. Sich in den Sessel tasten. Niedersetzen. Schweiß über den Körper.

Unausdenkbar, sich so vorwärtstasten zu müssen, zurück, im Dunkeln, im Dunkeln! Furchtbar. Nicht auszudenken.

Der Körper ist vom Bett befreit, lebt jetzt in der Atmosphäre des Zimmers.

Das Hirn aber noch nicht frei vom Traum, noch nicht vollständig. Ein Gedanke noch herüber: keine Gemeinschaft möglich. Alle, ja — alle!! sind verbunden mit den Realitäten des Lebens, daher jeder, allein, auf seine Art, seines Weges gehend. Wonach streben sie alle? Danach, leichter zu leben, es besser zu haben, damit das Leben schöner werde; alle, die nicht irrsinnig, jeder Mensch strebt nach vollem Genuß des Lebens. Einige auch danach, den anderen

den Genuß des Lebens zu schaffen, den Ausgeschlossenen. Denn der Lebenstrieb ist blind, und für das eine Hunderttausendstel der Menschheit schafft der Rest den Lebensgenuß. Was ist dagegen zu machen? Die Bequemen kaufen sich los, mittels Wohltätigkeit.

Du bist selber ein satter Mensch, wozu diese Heuchelei. Bist du nicht selber Verkünder einer schönen Zukunft, allgemeiner Gerechtigkeit, und doch befangen noch in dem Preisen des Gewesenen, des harmlosen Unbedenklichen; nicht des gedankenlosen, fühllosen, aber des heiteren Genusses des Lebens, wie es der Bürger verstand, versteht, vor dieser Zeit des Klassenkampfes, vor dem Aufschrecken, lange vor dem letzten Krieg (die Zeit vorbei, die Spanne, der nächste beginnt, ferne Züge verstummen, aber in den Nerven rollt der Widerhall immer noch nach), Preisen der Vergangenheit, schöner Sommerorte; Heiterkeit, Freude, Gesang, Natur, Musik, Ausgleich der schroffen Gegensätze, Wohlbehagen; also bürgerlich bis in die Knochen! Damit ist der Traum liquidiert.

Herr Abermann steht auf, die Spuren der Kreuzigung sind von seinem gequälten Körper gewichen, die Stirn ist frei, die Lider ebenfalls, an die Rippen pocht das Herz ruhig und stet, die Hände, die Arme sind verschränkt. Er geht im Dunkeln, in dem jetzt einige Lichter von der Straße, durch die Vorhänge an den Fenstern gedämpft, ungewiß spielen, zum Bücherregal. Er hat die Augen geschlossen, stößt mit

den Händen, den gespreizten Fingern voraus, wie man eine Nadel in die Bibel stößt, um in der Ratlosigkeit ein Orakel aufzufinden. Ob die Fingerspitzen die Bücher erkennen? Das ist die Prüfung, der Prüfstein. Jene Bücher, die die Fingerspitzen sofort treffen, die den magischen Kontakt herstellen, die Bücher sind es, die alles ersetzen, Freundschaft, Menschheit, Vergangenheit und Zukunft, alles, die Familie, die Geliebte, die Welt. Vielleicht Gott. Manche sind da, die sogar Gott ersetzen, weil sie ihn enthalten. Ob er sie tastend findet? Hier sind Tolstois Volkserzählungen, der dünne Band; dieser daneben Hamsun; tastend die rechte Hand im anderen Regal, nahe zum Ofen: Baudelaire; daneben der „Teppich des Lebens“; „Hannele“; Strindberg. Hier unten das Pergamentbuch, darin hundert Gedichte geschrieben stehn, schönste Quintessenz von Jahrzehnten, Gefühle, Erwerb, Besitz; und hier daneben — ein Band Heine; „Werther“; „Là bas“ und die „Pariser Skizzen“, die „Cathédrale“ und „A rebours“ von Huysmans. Spielend erkennen jetzt die an den Regalen herumtastenden Hände, die Spitzen der spielenden Finger: noch einen Band Hamsun, einen anderen Tolstois, Garborg und die „Fioretti“ des heiligen Franz.

Wie gut, die Fingerspitzen auf die Suche zu schicken! — Die Angst, eines Tages nicht mehr lesen zu können . . . Aber dann: die wenigen Bücher (mit ihnen einige selbstgeschriebene) mit ausgestreckten Armen, liebenden Händen umfassen zu können wie

alte Freunde, eine Gemeinschaft alter Freunde, über der ein Pflock, die rote chinesische Totensäule, sich erhebt, die die Stunde des Lebens, die Augenblicke, die gelebt wurden, zurückruft aus der Ewigkeit. Dies als Besitz behalten, dieses alles ist wirklicher Besitz. Alles andere aber fortwerfen! —

Abermann stand mit dem Rücken gegen den Ofen. Die gespreizten Finger hinter dem Rücken berührten die warmen Kacheln. Dieser Gedanke: kaum hundert Bücher und sonst nichts zu besitzen, war nicht in diesem Augenblick erst in seinem aufgescheuchten, aus dem Schlaf, dem Traum in das verdunkelte Bewußtsein gestoßenen Gehirn aufgeflammt. Er war nicht von heute, nicht von jetzt, nicht von gestern. Stammte er aus dem Kriege? Nein, er stammte aus tieferem Erlebnis. Keine Beziehung mehr zur Habe. Wie oft hatte er sich gewünscht, nach vielstündiger Abwesenheit, wenn durch den Stadtbezirk, in dem seine Wohnung lag, die Glocken dahinrasender Feuerwehrwagen gellten, wie oft hatte er sich gewünscht, er möchte vor seinem Hause stehen, aus seinen Fenstern die hellen Flammen schlagen sehen, die die Habe mit einem Schlag vernichteten. Frei sein von der Habe, dem Alp des Besitzes!

Abermann ging an den Lichtschalter heran, versuchte vergeblich, Licht zu machen. Kurzschluß. Er zog an der Schnur, schob die Vorhänge an den Fenstern beiseite. Die Stube lag in einem von

spärlichen Lichtern auf der Straße undeutlich gesprenkelten Halbdunkel.

Dies alles. Dies alles entbehrlich. Drinnen im Schlafzimmer, im Schrank etliche Wäsche, ein Anzug, ein Mantel, ein paar alte Schuhe. Sonst nichts. Das genügt. Und so viele Menschen lassen sich knechten durch Mehr, durch den Wunsch nach Mehr. Höchstes Glücksgefühl, wie jenes brave Mädchen die Liebhaber flüchtiger Genüsse in ihren eigenen vier Wänden und Möbeln empfangen zu können! Der Besitz. Abermann ging auf leisen Sohlen durch die Wolle des Teppichs auf und ab. Der Besitz. Wie aber, wenn das Arbeiten nicht mehr möglich sein sollte. Es kann ein Tag kommen, und es wird einer kommen, und wenn es nur der Tag ist, an dem eine kleine Nadel die Katarakt aus dem kranken Auge austicht, die trübe Materie der Linse herausquellen läßt, es kann der Tag kommen, und er ist vielleicht nahe, an dem die Arbeit unmöglich sein wird. Der Fall tritt ein, nicht blind sein, doch arbeitsunfähig. Vom Arbeitsmarkt verworfen. Vielleicht eine drohende Krankheit. Die Arbeit ist nicht möglich, einen Monat vielleicht, ein halbes Jahr ohne Arbeit, wie ist es dann mit dem Besitz? Etwas, wobei sich Herr Abermann ertappte, ein Gedanke, noch nicht gedacht, eine Erwägung, noch nicht erwogen. Widerstand der Seele, vielleicht davor, daß es fixe Idee werden könnte. Die Operation. Untätigkeit. Nicht arbeiten können. Wovon leben? Wird man es erschwingen können, krank zu sein? Mit dem Finger

zog er einen vertikalen Strich durch die Luft. Wieder links Soll, rechts Haben, wie auf jenem Notizblatt. Es war absurd. Kaum hatte er noch daran gedacht.

(Erinnerung an den blondgelockten, gewaltdtätig schäumenden, doch rundlich gemästeten Riesen aus dem Lande am nördlichen Meer, wie er mit gewaltigen Gebärden die Versklavung des produktiven Menschen verkündet, diesen plastisch mit fest zugreifenden, formenden Händen aus der Luft, vor seinem rosigen Köpfchen, gewölbten Bäuchlein, wie einen Schneemann hin- und mit zu Boden niederknallenden Fäusten auf zwei scheinbar solide Beine stellt — und gleich daneben, mit einer kleinen Wendung nach rechts, flatternden Gesten, die über das Lockenköpflein in die Höhe griffen, mit spielenden Fingern eine wolkige Substanz in der Höhe befinde gernd; den Spekulanten, den Börsenmenschen, das absurde Produkt des von dieser Gesellschaft bevorzugten Berufes, den mächtigen Gewinner, der in einem Augenblick errafft, was jener, der Produktive, sein Leben lang wie Nebelschwaden ungreifbar an sich vorüberziehen sieht!)

Rechts stand das Haben, die Summe der Aktion. Das Glück: keinen Pfennig erworben zu haben, der nicht durch nützliche Arbeit, durch Arbeit positiv verdient worden wäre. Und nun das Fazit, die Bilanz, der die beiden Posten durchquerende, abschließende Strich am Fuße der Rechnung. Gearbeitet haben, alt geworden sein, eine fünfstellige Zahl auf der Sollseite.

Alles war ja doch bloß geliehen. Alles ist ja bloß geliehen. Wird die Rechnung der Welt gezogen, gewahrt das Individuum seine Verschuldung. Die Möglichkeit, zu arbeiten: geliehen. Schulden bleiben der Rest. Die Gesundheit des Körpers: nur geliehen. Ein Finger stößt gegen die Augen — die Schuld der Gesundheit abtragen!! Das Leben? Die Millionen junger Menschen, die heute auf Erden atmen, im Vollbesitz, uneingedenk des Opfers der vorigen Generation, aus tiefem Schlaf nicht aufschreckend, wenn unten schon die ersten Schüsse ertönen, die ihren baldigen Tod weissagen. Wohltätiger Schlaf, nicht durch Schlafmittel erlangt. Aus den tiefen Kräften des gesunden Körpers über die ruhenden Sinne gebreitet. Und schon dröhnen die ersten Schüsse durch die Nacht! Zeit zum Zurückgeben, die Forderung präsentiert!

Die Welt nur geliehen. Wenn du fortgegangen bist, vierundzwanzig Stunden vergehen, und schon ist der Begriff, den dein Leben geschaffen hat, im Bewußtsein der Zurückbleibenden verdämmert. Jawohl, ja — wie gesagt — sage mir doch gefälligst, wer ist während der letzten vier Monate aus der Welt gegangen? . . . Es waren wohl etliche Große darunter, nicht? Menschen, die das Rad vorwärtsdrehten, gewaltige Menschen. Nenne ihre Namen. War Fridtjof Nansen dabei? Wer noch? Es waren viele. Wer fortgeht, ist fort. Es bleibt alles da; Probleme, ewig ungelöst.

Staune du nur: ehe du da warst, waren schon welche da. Hinter geschlossenen Türen stehen Menschen.

Hinter der Tür, die du zugeschlossen hast, sind Menschen geblieben. Vor der Tür, die du noch nicht auftatest, Menschen. Auf allen Stationen, durch die du in rollendem Zug durchgefahren bist, sind Menschen geblieben. Wo du noch nicht warst, sind Menschen. Wo du nie mehr hinkommen wirst, sind Menschen. Was ist das alles, was hat es zu bedeuten. Was ist Besitz. Was hält, was fesselt an die Welt. Was macht, über sie sich zu erheben.

Abermann holte Atem und sprach laut in das Dunkle hinein, das sich jetzt, denn der Morgen war nicht fern, allmählich erhellte: von dem allem bleibt nur das eine: diesen Zustand niederzuschreiben. — Wieder, wie so oft, schon wie dort, an jenem kleinen Mediceerbrunnen, dieses beruhigende, doch schreckliche Gefühl: Ich und Nicht-Ich zu sein, zugleich der Leidende und der Triumphierende. Der Trieb: neue Arbeit zu entwerfen, zu schaffen, der alles überwand, die Angst, zu erblinden, überwand; die Angst, unfähig zu sein, die Hand über das Papier zu führen, die Buchstaben auf der Schreibmaschine zu finden, überwand; die tödliche, schreckliche, paralysierende Angst, eines Tages unfähig zu sein, dem Arbeitstrieb zu gehorchen, überwand, übertönte durch den Willen, alles zu bezwingen, Krankheit und Not, die Not des Leibes, die Not des Mangels. Den Mangel überwindet, wer sich freiwillig des Besitzes begibt.

Abermann mußte plötzlich an eine Menschenart denken, die er von ferne kannte, deren Kreise sich seinen eigenen genähert hatten, obzwar der Stein,

der aus ihrem Dasein in den Teich fiel, so entfernte Wellenkreise gezogen hatte, daß nur die schwächsten Ausläufer den eigenen Ort trübten. Wie lebten diese Menschen. Unfähig zum Erwerb, in ihre Gedanken versponnen, hohe und niedere, allmählich besessen von ihrer Unfähigkeit, die Welt zu meistern, das Schicksal zu gestalten. Man nahm sich ihrer an, eine perverse Lust bemächtigte sich der Mächtigen, die die Welt überreich belohnte, den Wohltäter zu spielen, jene Schwachen, Unfähigen, Resignierten mit ein wenig ironischem Mitleid, mit geringer Speise und geringem Trank immerhin abzuspeisen. Vor der eigenen, wohlversperrten Pforte, draußen im ziehenden Wind, das schüchterne Klopfen der Bettler zu hören, das schüchterne, zuweilen trotziges Pochen des Bettelnden, dessen Finger sich indes nur zum Klopfen krümmen, kaum jemals zur Faust ballen werden, sich schon willig spreizen zum Händedruck, wenn die gebende Hand des Wohltäters sich lässig den zaghaften Fingern entgegenstreckt! An den Tafeln der Reichen werden jene Schüchternen oder Trotzigen geduldet, aber der Reiche verlangt Gegengabe. Sein Selbstbewußtsein will erhöht sein. Er verlangt Demut oder Belustigung, und beides ist nur das gleiche. Wird er sie nicht erlangen, dann scheucht die Hand, die jüngst noch gegeben hat, mit einer schnellen Gebärde den Bettler von der Pforte weg.

Abermann lauschte in die Nacht. Kamen die Schüsse nicht näher? In das Grau, das durch die Fenster aufstieg, mengte sich da kein roter Schein?

Flog da nicht etwas durch die Luft? War da kein Dröhnen, wurde da nicht ein Fenster aufgerissen, und bog sich nicht ein verzerrtes Gesicht, ein um Hilfe schreiender Mund, unter dem eine wilde Faust die Gurgel zudrückte, in das Morgengrau heraus?

Die erste Trambahn fuhr durch die Straße, beleuchtet, mit wenig Fahrgästen. Auf der hinteren Plattform stand der Schaffner und zählte Geld. Der Führer trat auf das Pedal, die Klingel warnte den Milchwagen, der um die Ecke kreuzte. Nein, es waren die Geräusche des Täglichen, des Alltags, das Leben lief ruhig weiter. Jene Schüsse waren wohl nicht Zeichen nahenden Kampfes, irgendein ungeübter Bursche hatte sie wohl, mit einem gestohlenen Paket unterm Arm fliehend, hinter sich auf seine Verfolger her abgefeuert. Nein, die Revolution war nicht nahe. Es war ein Irrtum. Die großen Massenzüge mit Fahnen, von Polizisten in Schach gehalten, bedeuteten nur Verzweiflung, vielleicht Empörung, aber noch nicht Kampf.

Freiwillig dem Besitz entsagen, das können nur Menschen, die nicht — Besitzende sind. Das ist es ja eben. Abbauen, von sich werfen, entsagen, das können nur, die des Triebes zum Erwerben nicht teilhaftig geworden sind. Wer diesen Trieb besitzt, der ein Machttrieb ist, wird freiwillig nicht entsagen, freiwillig sich nie seines Besitzes begeben. Haben nicht so viele Millionen, einen Monat vor jener Periode des Raubes etwa, der Inflation genannt wurde, sich vor Gericht blutig um Vermögensschutzes und gegenseitiger

Übervorteilung willen bekämpft, blutig und mit allen Mitteln der bürgerlichen Gesetze, und waren sie nicht verstummt, abgekämpft und zufrieden, als jene Inflation alle im selben Augenblick ihres letzten Pfennigs beraubt und auf den großen Misthaufen geschleudert hatte? Und wie war es denn jetzt, gerade in diesen Tagen, mit jener Arbeiterregierung Englands bestellt, die den Kolonialvölkern jede geringste Freiheit versagte, nur um den Besitz des imperialistischen Weltreiches nicht um einen Fußbreit zu schmälern? Hier im Papierkorb neben dem Schreibtisch lagen die illustrierten Zeitungen vom vorigen Tage, mit Bildern von blutrünstigem Gemetzel, von Soldaten in Tanks, von Bombenflügen über indische Städte, ägyptische Moscheen mit betenden Menschen-scharen, die ihre Stirn in den Staub gepreßt hielten. — — Der Besitz, wie macht man sich frei von dem Besitz. Diese Schwäche: es möchte alles verbrennen, diese Schwäche, es möchte ein Gesetz kommen und einem alles nehmen — der eigenen Handlung, Willensausspannung enthoben zu sein durch fremde Gewalt!

Auf der Diele rasselte etwas durch den Spalt in der Tür. Es war die Morgenzeitung. Abermann ging zu Bett und schlief bis tief in den Vormittag hinein.

Um die Mittagsstunde erwachte Herr Abermann erquickt, las die Morgenzeitung, verzehrte sein Frühstück, badete und begann sich anzukleiden. Es

fiel ihm ein: er wollte eine Hymne auf seine alten Schuhe, auf seinen allen Falten, Rundungen und Gebärden seines Körpers in vier Jahre währender Abnutzung angepaßten, weiten und bequemen Anzug, der aus leichtem englischen Stoff gefertigt, nicht fadenscheinig noch schadhaft geworden war, verfassen. Wer nicht das Glück, in alten Schuhen und einem alten Anzug in die Morgensonne hinauszutreten, empfinden kann, soll sich nicht vermessen, den ersten Schritt zur Weisheit zu vollführen.

Abermann überschlug im Geist, wieviel er seit seiner Rückkehr aus Amerika ausgegeben hatte. Es war eine Summe, die unverhältnismäßig groß genannt werden durfte. Noch bevor ihm der zwingende Gedanke gekommen war, auf den ihn diese Nacht, die Schüsse auf der Straße unter seinem Fenster gelenkt hatten, nämlich: sich seiner Habe zu entäußern, die Freiheit, die angebetete, durch freiwillige Armut zu erlangen, hatte er einmal, es war vor kurzem, den vagen Wunsch in sich aufsteigen gefühlt: all das Geld, das er in seiner Tasche mit sich führte, auf dem Weg von einer Straßenecke des Kurfürstendamms bis zur anderen auszugeben. Er war an der Ecke der Rankestraße stehengeblieben, hatte einem blinden Bettler, der dort postiert stand, eine Banknote in die plötzlich aufgescheucht tastende, ungläubige Hand gedrückt und war dann zwischen der Gedächtniskirche und der Joachimsthaler Straße vor den Schaufenstern mehrerer eleganter Läden, in denen Gegenstände des Luxus, tausend bunte,

lockende Gegenstände aufgestapelt lagen, stehen geblieben. Zum Schluß war er, ohne in eines dieser Geschäfte einzutreten, davongegangen, nur um die Banknote leichter, die der Bettler empfangen hatte. Welch bürgerliches Vergnügen. Perverse Reaktion gegen den Trieb. Zwischen nützlicher Anwendung und Vergeudung an Überflüssiges muß es wohl ein Drittes geben, wenn man beschlossen hat, rasch und gründlich zu verarmen. Die Habe ist eine Fessel, das steht fest, eine Sorge, die umschnürt und belastet. Man muß sie zerschneiden, um die Glieder regen zu können.

Halb angekleidet setzte sich Abermann ans Telephon und verlangte eine Nummer in dem entfernten Ort Neuseeland, an der Ostbahn. Nach einer Weile ertönte die Stimme Gehlens im Apparat. Er war aus dem Häuschen, in dem er ein Zimmer bewohnte, in den Kramladen gerufen worden, in dem das Telephon sich befand, und erklärte Abermann, daß er sich über die Ankündigung seines Besuchs ganz besonders freue.

Die Räder des Zuges, der durch ödes Strauchland und Kiefernforste, durch Vororte mit grauen Mietskasernen, deren abgebröckelte Fassaden unverputzt starren, und trüben Fenstern, hinter denen Töpfe und zerrissene Gardinen sichtbar wurden, gerollt war, immer im Takt und immer mit derselben Melodie, die Abermann nicht aus den Ohren gehen

wollte, hielten knirschend an. Die Melodie war die der Marseillaise, und die Worte, die sie formte, gehörten der dritten Strophe der Marseillaise an:

„Liberté, liberté chérie . . .“

Abermann hatte dem Kameraden keine genaue Zeit seiner Ankunft mitgeteilt, fragte sich darum durch die Straßen vorwärts, bis er das Haus gefunden hatte. Gehlens hatte Abermann schon vor geraumer Zeit, noch vor seiner Amerikareise, mit verzückten Worten seine Stube in dem Häuschen gepriesen, die ihm durch einen Freund vermittelt worden war, einen ältlichen, in einer Druckerei des Berliner Ostens angestellten Akzidenzsetzer. Dieser, ein idealistischer Anarchist aus den Tagen des Sozialistengesetzes, wurde dort mit der Herstellung von Flugblättern sowie verschiedener einmal, zweimal im Monat erscheinenden Zeitschriften vegetarischer und syndikalistischer Vereinigungen beschäftigt.

Als Abermann das Häuschen des Freundes aufgefunden hatte und in das einzige Stockwerk emporstieg, wurde er von Gehlens gebeten, ein bißchen leiser aufzutreten, weil nebenan der alte Buchdrucker, der erst am späten Nachmittag in seine Druckerei mußte, schlief. Im Erdgeschoß wohnte ein Steuerbeamter, dessen Frau ihre drei Kinder vor dem Häuschen und in dem kleinen Gemüsegarten hinter dem Haus spielen und sich austoben ließ. Die Kinder begnügten sich nicht mit Spielen, sondern tollten über die Treppe hinauf und hinunter,

so daß Gehlens sie zur Ruhe verweisen mußte, ebensosehr mit Rücksicht auf den schlafenden Buchdrucker wie auf den Besuch. Indes, die Göhren ließen sich nicht stören, klopfen noch unverschämt an die verriegelte Zimmertür und riefen durch das Schlüsselloch im Chor ein Wort, das ein Spitzname sein mochte und von dem Abermann nur die Schlußsilbe „Fritze“ verstand. Aus der Küche unter Gehlens' Zimmer, das in der Tat hübsch und sonnig genannt werden konnte und in dem, zwischen dem Feldbett und dem einfachen Tisch mit Schreibzeug, ein Bücherregal aus unbemalten Kiefern Brettern sich befand, tönte mit dem Klappern von Blechgeschirr auch das Schallplattenkonzert der Funkstunde durch den verstärkten Lautsprecher herauf. Der Buchdrucker, dessen Gehörsinn wahrscheinlich das Maschinengeräusch der Druckerei abgestumpft hatte, ließ sich in seinem Schlaf nicht stören. Sein Schnarchen scholl in regelmäßigen Stößen durch die dünne Rabitzwand herüber. Gehlens stand verzückt an dem Fenster und wies auf ein kleines Kiefernwäldchen hinaus, das, von einem sandigen Weg geteilt, die märkische Landschaft versinnbildlichte. „Können Sie im Freien arbeiten?“ fragte Abermann, als er die Manuskriptseiten, die auf dem Tisch gehäuft lagen, anblickte. — „Darin bin ich Nietzsche unähnlich“, sagte Gehlens lächelnd. „Ich kann nur in meinen vier Wänden einen Gedanken formen.“ Die Gedanken, die Gehlens formulierte, standen zuweilen, in kleine Aufsätze zusammengefaßt, in

ebenjenen Vereinsblättern der Syndikalistens, der Vegetarier, der Freunde der Feuerbestattung sowie der Kriegsdienstverweigerer. Sie ernährten Gehlens nur kümmerlich, dieser aber hatte ja fast keine Bedürfnisse. Kräftigere Nahrung hätte seinen schmalen ekstatischen Körper vermutlich auf Irrwege gelenkt. Die Arbeit in der Vereinigung, aus der Abermann, wie berichtet, ausgeschieden war, bildete die einzige Freude und den einzigen Stolz von Gehlens' Leben. Er gab sich der Arbeit im „Bund“ restlos hin, seine oft zur Rührung herausfordernde, weltfremde, vom praktischen Leben unberührte Anschauung, seine Entwürfe und Vorschläge bildeten indessen ein Korrektiv für die opportunistischen und mit den Tatsachen allzu genau rechnenden Entschlüsse der Kollegen in der Vereinigung.

An der Stubentür erscholl ein mächtiges Pochen. Einer von den Steuerbeamtenrangens steckte seinen gelben grinsenden Kopf zur Tür herein und ersuchte Gehlens, zum Essen hinunterzukommen; Gehlens hatte sich in Pension bei der Frau des Steuerbeamten begeben. Mit einem Blick auf die Weckuhr gestand Gehlens schmunzelnd dem Freunde, daß das ein sich täglich wiederholender Scherz der Kinder sei, auf den er nicht mehr eingehe, denn die Essenszeit sei erst in einer Stunde. Er rief dem Jungen etwas auf die Treppe nach, worauf der mit großem Gepolter in die Stube kam und, nachdem ihm von Gehlens scherzend das Ohrläppchen gezogen worden, mit einem Satz zur Tür hinaus war, die er hinter sich

zuwarf, um dann mit mächtigen Sprüngen die knarrenden Stufen hinunterzustürmen. Gehlens las den Artikel vor, den er im Manuskript auf dem Tisch liegen hatte. Der alte Setzer kam, noch verschlafen und ungewaschen, in schmutzigem Nachthemd, einer alten Hose und schlurfenden Pantoffeln, zur Tür herein, setzte sich nach kurzem Gruß auf Gehlens' Bett und stopfte aus einem irdenen Topf Tabak in seine Holzpfeife. Er sprach Abermann als Kamerad an und streute über die Lektüre seine Bemerkungen, im unverfälschten Dialekt des Berliner Ostens. Gehlens hörte jedes Wort des Alten anhänglich an und erwiderte umständlich und ehrerbietig. Wie Abermann wußte, hatte der Alte im Laufe seines langen Lebens mehrfach Kerkerstrafen zu überstehen gehabt, und Gehlens, der wahrscheinlich infolge der harmlosen Verstiegtheit seiner Manifestationen niemals ernsthaft mit den Behörden in Konflikt geraten war, ehrte in dem Setzer den Märtyrer und das Vorbild. Während der Lektüre brachte die Frau des Steuerbeamten zwei Teller mit Suppe herauf, in denen Gemüse und Brotstücke schwammen und dampften. Gehlens machte Ordnung auf dem Tisch. Abermann wechselte mit dem Alten den Platz, setzte sich auf das Bett, während die beiden Nachbarn an dem Tisch sitzend ihre Suppen schlürften.

Als er einige Stunden später in Begleitung Gehlens' das Haus verließ und zum Bahnhof schritt, vor dem Gehlens von ihm Abschied nahm, schien es

Abermann, als ob die Entsagung von dem Besitz dem Menschen, der arbeiten muß und dessen Arbeitsfähigkeit in bestimmter Weise von seiner Umgebung abhängig ist, doch nicht ganz radikal gelingen könnte.

Einige Tage drauf entschloß sich Abermann plötzlich, nachzuholen, was er bisher versäumt hatte. Eigentlich fühlte er sich zu diesem Schritt, den ein ängstlicher Patient wahrscheinlich an den Anfang seines Handelns gestellt hätte, nicht übermäßig gedrängt. Er dachte, eine von den Pflichten jener Art zu erfüllen, wie man sie dutzendweise auf einem Papier notiert, um die Notiz mit dem Bleistift auszulöschen, wenn der Pflicht Genüge geschehen war.

Es gab zwei bedeutende Augenärzte in Berlin, eine anerkannte Autorität und einen berühmten Außenseiter. Die Autorität folgte den Spuren der Natur, der Außenseiter sprang exzentrisch voraus. Der Besuch bei beiden enthüllte Abermann, was er im vorhinein gewußt hatte, daß der Außenseiter seine Wunderkuren erst an hoffnungslos scheinenden Fällen erproben konnte, infolgedessen mit der im ersten Entwicklungsstadium sich befindenden Katarakt nichts Rechtes anzufangen wußte, daß aber die anerkannte Autorität, der Professor und Dozent, Nachfolger des genialen Graefe, sich auf von Zeit zu Zeit zu wiederholende Untersuchungen, auf die Verordnung von ausgleichenden Brillengläsern und

Kokaineinträufelungen beschränkte. Der Professor, ein ruhiger, sachlicher Mann von freundlicher Eleganz, hatte das kranke wie das gesunde Auge ausführlich untersucht; was Abermann, nachdem er das Ordinationszimmer mit seiner Dunkelkammer, seinen schwingenden Reifen, Sehstreifen, beleuchteten Buchstaben verschiedener Größe und Zeichen größten bis geringsten Umfanges verlassen hatte, auf der Straße plötzlich, wie eine jähe Angst überfiel, war: er konnte die Zurückhaltung des Professors nicht recht bestimmen — lag diese Zurückhaltung in der Erkenntnis des Zustandes, in dem sich das kranke Auge befand, oder etwa in dem gemessenen, vornehmen Wesen, der Sicherheit des Arztes, mit Patienten umzugehen, ihnen nur das Nötigste mitzuteilen, damit das Krankheitsbild sie nicht zu unmäßig beunruhige? War es die Verheimlichung des Unvermeidlichen? War das andere Auge nicht auch bereits krank, nur in einem frühen Stadium der Krankheit, einem weniger vorgeschrittenen, als das andere, das „kranke“?

Abermann blieb stehen, griff sich an den Mund. Jetzt zurücklaufen, dem Arzt die Pistole an die Brust setzen — die Wahrheit oder das Leben!! —

An der Ecke der stillen Vorstadtallee, in der die Villa des Professors gelegen war, erlebte Abermann das Erlebnis seiner aufgescheuchten, ratlosen Seele. Ein Mann kam ihm entgegen, den er kannte. Dieser

Mensch stellte in physischer Beziehung das Idealbild eines Mannes vor, galt dabei für einen verabscheuungswürdigen Charakter. Vermutlich war er auf dem Wege zu einer der reichen Frauen, die ihn aushielten. Ein Mann ohne ausgesprochenen Beruf, dilettierend in allerlei Künsten, dabei von Ehrgeiz zerfressen, dem er alles andere unterordnete, den Verkauf seiner begehrenswerten Männlichkeit inbegriffen. Während sich Abermann ins Gespräch mit S. Z. einließ, konstatierte er die Lust der Augen, die sich an dem Anblick des schönen, ebenmäßigen Gesichtes, der interessanten Stellung der Augen, an der Proportion der Stirne und der unteren Partie des Gesichtes, der ausbalancierten Gestalt, der Gebärden des noch jugendlichen Menschen, der mit seinen breitgeformten, aber edlen Händen sich wiederholt durch das starke, lockige Haar strich, erfüllte.

Eine alte Frau ging vorüber. Sie humpelte an einem Stock. Über dem linken Ärmel trug sie eine gelbe Binde mit drei großen schwarzen Punkten. Abermann und S. Z. wichen der Blinden aus. Man hörte die eiserne Zwinge ihres Stockes, die methodisch und warnend in kurzen Abständen auf das Pflaster niederstieß, noch aus der Ferne nachhallen.

Länger, als er es jemals getan, stand Abermann im Gespräch mit S. Z. unter den entlaubten Platanen der Allee im feuchten Geriesel des Novembertages. Ihm war's, als könnten sich seine Augen nicht losreißen von der Schönheit dieses Menschen,

an dem er, das sagte er sich in seinem aufgewühlten Innern, sicherlich rasch, und ohne auch nur auf einen Augenblick zu verweilen, vorübergegangen wäre, vorübergegangen in den Tagen der Gesundheit! Schließlich merkte S. Z., mit dem parasitären Instinkt seiner auf das Zweckdienliche gerichteten Beobachtungsgabe, das Verweilen der Augen Abermanns auf seinem Gesicht, das Heruntergleiten der Blicke an seiner Gestalt. Er sagte sich wohl: „hätte den Kerl nie für schwül gehalten!“, fiel darauf in ein affektiertes Sichzieren, Niedlichmachen und ging ganz betroffen und offenkundig beleidigt von dannen, als er bemerkte, daß Abermann auf sein halb angedeutetes Entgegenkommen mit einem scharfen Ruck und abruptem Abschiedsgruß antwortete. —

In der Untergrundbahn saß Abermann, die Hände auf die Krücke seines Stockes gepreßt, mit geschlossenen Augen. Der Übergang vom Tageslicht in die künstlich beleuchtete Bahn hatte seine Augen angestrengt. Die Kokainträufelung wirkte nach. Durch einen Kurzschluß der Gedankenverbindung erstand in seinem Gehirn ein uraltes Bild, seit langer Zeit vergessene Erinnerung.

In jungen Jahren hatte kaum etwas seine Phantasie derartig angeregt wie der kleine runde Bau, der an dem Rande des Stadtwäldchens seiner Vaterstadt errichtet stand, ein kleiner runder Bau mit kegelförmig zulaufendem Dach, der Kegel war oben

abgeplattet und enthielt eine Linse, drin im Bau aber war ein runder, weißer Tisch aufgestellt, auf dessen Fläche winzige Figuren, bunt und lebendig, geschäftig und unnatürlich rasch durcheinanderliefen; kleine Wägelchen, nicht größer als die, die man im Floh-zirkus nebenan in natura sehen konnte, schossen vorüber, verschwanden im Wäldchen, an dessen Bäumchen jedes Blatt zu erkennen war, tauchten in der Wagenstraße wieder auf, mit sandkornfeinen Menschlein und Pferdchen — all dies wie aus weiter Ferne, einer unwirklichen, traumhaft lieblichen Gegenwart. Kaum hatte er sich aus diesem Zauberkabinett der Kindheit — ach, nun entsann er sich auch: sie war „Camera obscura“ genannt — oder hieß sie nicht „Camera magica“? — losreißen können.

Und dann stand plötzlich eine andere Erinnerung, ein anderes, farbig bewegtes, ebenso unvergeßliches Bild vor seinen Augen, deren Lider, fest zugepreßt, die Eindrücke der Außenwelt ausschlossen: ein langgestreckter, unruhig vibrierender Fackelzug, flimmernde, glühende Schlange von schreienden, singenden Studenten, die die Straße von der Zitadelle Kairos hinunter in die Stadt schlich, zu den buntflimmernden, spiegelbehängten, in bengalischen Lichtern aufflackernden Zelten im Viereck des Abbassieh-Platzes, wo das Fest Moulid el Nabr gefeiert wurde — — und das purpurviolette Aufglühen der Aura um die Zinnen Jerusalems, einen Augenblick nach Sonnenuntergang, hinter dem Ölberg der magischen Stadt — — und die Abendstunde an der Galle

Face-Promenade Ceylons, das Edelsteine an die Küste rollende Meer vor der westlichen Bucht der perlmuttern schimmernden Insel — — und ein Nordlicht in den Schären vor Stockholm, in hoher Sommernacht erblickt — — und der gespenstische Schein, wie von einem brennenden Schiff, am Horizont der Bai von Biskaya — — und, vor kurzem erst noch! das wechselnde Spiel der verborgenen bunten Scheinwerfer, die über die Fassade jenes Wolkenkratzers in Philadelphia spielende Schimmer kaleidoskopartig laufen, zucken, irrlichtern ließen — — ach, Visionen des Sonnenuntergangs, der heranbrechenden, der herniedergesunkenen Nacht!

Was Teufel hatte dieser Arzt in das kranke Auge geträufelt? Das Gehirn, das Gehirn spielte und flackerte farbigen Zauber! Sollte dies etwa heißen: Blindsein sei so schrecklich nicht? Die Seele besitze ja alle Farben der Skala, und noch welche dazu, die die Wirklichkeit nie besessen?

Gegenüber vom Sitz Abermanns war auf die Fensterscheibe des Waggons eine bunte Landkarte von Europa geklebt, Ankündigung einer Buchhandlung, die Atlanten und Globusse verkaufte. Die einzelnen kleinen Länder auf dieser Karte waren durch verschiedene Farben gekennzeichnet. Zwischen den Farben zogen sich im Zickzack dunkle Linien; das in hundert Teilchen zersplitterte Europa klebte wie ein tollgewordenes Puzzlespiel an der Scheibe, hinter der vorüberziehende Lichter aufflackerten und erloschen. Abermann war es, als er die Landkarte zuerst ins

Auge faßte, als tanze schwebend ein schmutziggelber Fleck auf ihr herum. Er erhob sich, näherte sich dem Gebilde und konstatierte, daß der tanzende Fleck in seinen Augen allein sitzen müßte, er war auf der Karte nicht wahrnehmbar.

Abermann setzte sich zurück, machte die Probe mit der Hand über beiden Augen und konstatierte mit heftiger Bestürzung — wie viel er, sogar von diesem kleinen Europa, noch nicht gesehen hatte! Wie viel war da noch zu sehen! Wie viel wird . . . er . . . nicht mehr . . . sehen können! Wie viel sollte ihm verwehrt bleiben! Wie vieles in diesem Leben schon gesehen, gesehen, und wie vieles nie mehr, nie mehr sehen können — die Welt entrinnen fühlen — —

Der Platz unter der Landkarte war frei geworden. Abermann stellte sich vor sie hin und betrachtete die bunten Flecken Europas. Da waren noch welche: Spanien und Portugal, Norwegen und Finnland, die Türkei, der Balkan — und hier, an der Nordküste Afrikas nur vorbeigefahren — der Atlas, das Schneegebirge, die Lichter von Ceuta — nur eine Vision —

Was war's mit dieser Welt. In blitzschneller Folge, wie atemlos, denn an der nächsten Haltestelle mußte er aussteigen, reihte sein Gedächtnis Tatsachen auf, Ereignisse, Erschütterungen des ablaufenden Lebens: vom Gasglühlicht zur Jupiterlampe — von jener Camera magica zum Film — vom Telephon zum Radio, zu den Kurzwellen über den Erdball — von der Pferdebahn und dem nicht viel rascheren Eisenbahnzug

zum Flugzeug in die Stratosphäre — vom Sozialistengesetz zum Todeskampf der demokratischen Idee und dem Aufstieg der kollektivistischen in dem Rußland des Bolschewismus, von der Völkerschau im zoologischen Garten zum Befreiungskampf der Orientvölker — Umwertung aller Gesetze des Sternenhimmels, des Weltalls, des Raumes, der Zeit, der Gegenwart und der Dimension — der Mathematik, — und das alles sollte ein Ende haben. Jemals zu Ende sein können — —

Sooft er an dieser Straßenecke vorüberkam, um die ihn sein Weg von der Untergrundbahn nach seinem Hause führte, eilte er, nachdem er ein Almosen in den kleinen klappernden Kasten geworfen hatte, an dem jungen Blinden vorüber. Es war ein junger Mensch, der in einem alten, abgetragenen Militärmantel, mit einer grauen Militärmütze auf dem Kopfe, dastand, er erschien noch zu jung, er hatte ja den Krieg nicht mitmachen können. Mit beiden Händen hielt er den kleinen Kasten mit den Zündholzschachteln, der ihm an einer Schnur um den Hals hing, den Vorbeigehenden hin. Unablässig kramten seine Hände in dem Kasten, als zählten sie die Zündholzschachteln immer aufs neue. Dazu sprach er in regelmäßigen Abständen ein paar Worte laut vor sich hin, einen Vers, den er oder den zu Hause die Seinen für ihn ausgeheckt hatten:

„Dankt Gott für euer Augenlicht,
Vergeßt den armen Blinden nicht!“

Er pflegte vor den Leuten, die an dieser Straßenecke oft minutenlang auf die Trambahn warten mußten, diese Worte in einem klagenden, monotonen Ton zu sprechen, dabei immer mit den Fingern der rechten Hand die Streichholzschachteln zu zählen und die Groschen, die man ihm geben mochte, abzutasten. Wochenlang hatte Abermann den kleinen Vers gehört. Immer, wenn er vorüberkam, hörte er die Worte des Blinden wie einen Refrain seiner eigenen schmerzenden Seele aufsteigen, verwehen. Heute aber war er erstaunt mit einem Ruck stehengeblieben. Ganz unsinnig klangen die Worte des Blinden. Er sagte: „Habt Dank für euer Augenlicht — Vergesst den armen Blinden nicht . . .“

Was hatte den Armen, den Bettler an der Ecke, auf den der kalte Novemberregen niederrieselte, überfallen?

„Habt Dank für euer Augenlicht . . .?“

Versponnen in den Irrsinn der Gewöhnung, des mechanischen Lebens, ohne Sinn und Verstand, Gott ausgeschaltet, dafür die unsinnigen Worte hergeleiert — ohne Sinn und Verstand!

Die Irrealität, der Widersinn des Lebens, der entsetzliche Widersinn von all diesem!

Abermann blieb in der Mitte seines Zimmers stehen. Die kleine Dose mit dem kostbaren Schatz der erlösenden Droge in ihr. Er preßte die Hände auf seinen Mund, um nicht irrsinnig vor Angst aufzuschreien. Diese kleine Dose. War sie nicht bereits ein Fetisch geworden? Ihrer Magie beraubt, alltäglich

und ohne Drohung? Ein entsetzlicher Gedanke: an diesen Gegenstand, hatte er sich an diesen Gegenstand nicht schon gewöhnt? Wie man sich ja auch an den Zustand der Blindheit gewöhnen konnte, wahrscheinlich gewöhnte, bis man dann absurde Worte ohne Gedanken hinsprach, fremden Menschen für ihr Augenlicht dankte, gottvergessen?

Noch war ein Rest Burgunder in der Flasche. Jetzt das Pulver aus der Dose nehmen, es hineinschütten, den Wein zur Neige leeren, wäre es nicht besser? Abermann tat einen Schritt zum Ofen, auf dem die Flasche stand und das feine geschliffene Glas aus böhmischem Kristall.

Hier am Bücherbord stand nicht weit von dem Ofen ein Buch, das er in jener Nacht zuerst und vor allen mit den Fingerspitzen berührt und erkannt hatte: Hamsuns „Mysterien“, das geliebte Buch seit der Jugendzeit, eine kleine Camera magica mit irr durcheinanderlaufenden Menschen, aufgefangen durch eine Linse, durch eine Linse. Darin war eine Szene beschrieben: wie Nagel in der Einsamkeit das Fläschchen aus der Weste holt, das Fläschchen mit Gift, es entkorkt, an die Lippen führt, dann in tiefe Ohnmacht sinkt, aus der er erst spät erwacht, um sich zu entsinnen, daß Minute, der Zwerg, ja die Weste in der Hand gehabt, das Fläschchen wahrscheinlich entleert und mit gewöhnlichem Wasser gefüllt hatte — — — Betrug, Betrug!!

Ob das Pulver in der kleinen kostbaren Dose Gift war? Nicht gefälscht, harmloses Natron etwa?? Solche

Eulenspiegeleien waren ja im Grunde Lieblingsbetätigungen Mr. Samsons, dieses skurrilen, undurchsichtigen Sonderlings! War es etwa nicht seine Gewohnheit, junge Mädchen anzulocken, sie reich zu beschenken, allerhand anzügliche Redensarten mit ihnen zu führen und die Erstaunten, Verwunderten, Verblüfften dann mit einem freundlichen Winken im Stich zu lassen? Niemals hatte er doch noch ein Mädchen richtig gehabt. Mit Menschen nur seinen Spaß getrieben . . .

Ob er gleich das Pulver aus dem Fenster schüttete? oder aber davon eine ganz kleine Quantität jetzt gleich einnehmen wollte, den Tod gegen Rausch eintauschen, kleinweise Tod gegen Rausch eintauschen? Ob das Gift überhaupt wirkte?

Plötzlich stand dieser ältliche, grauhaarige Mann da in der Mitte seines Zimmers, wie ein Schuljunge, der seine Aufgabe nicht gemacht, den der Lehrer gescholten, in eine Ecke gestellt, nachsitzen hat lassen. Ein Packesel wahrlich, mit Schmerzen beladen, ein Packesel unter der Last von Schmerzen zusammenbrechend.

Seit es ihm zum Bewußtsein gekommen war, daß es gefährlich sei, ein Tagebuch zu führen, hatte sich Herr Abermann einer anderen Art von Aufzeichnungen beflissen. Es war, neben dem Tischtuch aus weißem Papier, die dritte Art, seine intimsten Geständnisse zu Papier zu bringen. Das Notizbuch mit

den Stichworten war längst im Ofen verkohlt, das große Tischtuch bis auf etliche kleine blanke Stellen vollgeschrieben. Aber diese dritte, neueste Art war in einem kleinen gehefteten Büchlein fixiert, wie es Hausfrauen zu führen, wie es die alte Wirtschaftlerin Abermanns einmal im Monat vorzulegen pflegte, mit der Abrechnung über Einnahmen und Ausgaben des vorigen Monats. Die Einnahmen bestanden in dem Wirtschaftsgeld, das Abermann jeweils am Ersten der alten Frau einhändigte, die Ausgaben aber waren die hundert kleinen Dinge des Haushalts und der Wohnungsführung.

Solch ein Heftchen, nach Mark und Pfennig rubriziert, hatte Abermann jetzt vor sich liegen. Er führte auf der linken Seite ein:

„Zu überwindende Triebe.“

a) Soziale:

Geschlechtstrieb,
Besitztrieb,
Geltungstrieb,
Beharrungstrieb,
Zerstreuungstrieb,
Rachetrieb,

b) Übersinnliche:

Religion,
Welt- und Nächstenliebe,
Spieltrieb,
Ahasver.

Auf die Gegenseite aber schrieb er die Worte „Der magische Mensch“ ...

und wieder auf die andere, fortgesetzt:

Ehrgeiz,
Freunde,
Familie,
Politik,
„Wissen um Gott“,
Angst vor dem Tod,
Gesellschaftsklasse,
Menschheit.

Diesen Worten gegenüber standen:

Arbeiten ohne Ruhm,
Einstehen für die Idee,
Erkenntnis der Zusammenhänge.

Ein Querstrich unter diesen beiden Posten, darunter die Worte: „Gott — —, das heißt das unstillbare Verlangen, zu wissen, was der Tod eigentlich sei.“

Abermann lehnte sich in seinem Schreibsessel zurück, schloß die Augen und dachte: der indische Mensch verschwindet mit sechzig Jahren in den Wäldern. Einziger Sinn und Rechtfertigung des Alterns; Loslösung; wahr und frei werden; Resultat des Lebens, sonst ist das Alter Gaukelspiel. Was aber hat es mit dem magischen Menschen auf sich, dem letzten Ziel dessen, der in die Einöde geht, der zu seinem wahren Ich kommt am Ende des Weges? Feigheit dessen, der seine Freiheit erstrebt und erreicht, nur darum, weil es zum Ende kein weiter Weg mehr ist. Sozusagen posthum handeln, weil das Individuum, dieser irdische Komplex, die Verantwortung ja doch nicht mehr lange zu tragen genötigt sein wird. Und

dieser Trieb: frei zu werden, dieser egoistische Trieb, der eigenen Verantwortung entrinnen zu wollen, die Last, von der man sich selber befreit, den anderen aufzuladen, als ob diese nicht schon bis zur Unerträglichkeit überlastet wären!

Feigling! Schamloser Feigling! Hast du nicht Angst vor dem Fegefeuer, diesem Niemandsland an der Grenze des Irdischen und des Jenseits, diesem von Unkraut überwucherten, namenlosen Gebiet zwischen hier und dort? Fegefeuer, Niemandsland.

Allmählich wurde es dunkel um ihn. Der Wein tat seine Wirkung. Die Sinne wurden ruhig. —

Als Abermann am Morgen nach diesem Tag erwachte, fand er, daß er nicht zu Bette gegangen war, sondern im Arbeitszimmer auf dem Sofa gelegen hatte. Die Lampe auf dem Schreibtisch brannte noch. Unten klingelte schon die Trambahn in der Straße. In dieser Nacht hatte Abermann einen Traum geträumt. Er war folgendermaßen verlaufen:

Herr Abermann war, ein uralter Mann, gebeugt, in einem verdunkelten Kino gesessen, augenscheinlich ganz allein. Es war wohl eine Sondervorstellung vor Herrn Abermann. Flink, ohne Musik, rollte über die grelle Leinwand vor ihm ein Film ab. Es handelte sich um ein Wettrennen. Ein Wettrennen zwischen einem Skelett auf der einen Seite und zwei Skeletten, denen man es ansah, daß es ein männliches und ein weibliches Skelett war, auf der

anderen Seite. Diese beiden liefen so eng nebeneinander daher, daß sie fast in eins schmolzen. Das einschichtige Skelett drüben aber, in dessen Schädel ein einziges Auge, Polyphemsauge, ein riesiger weißer Apfel ohne Pupille, phosphoreszierte, lief mit den beiden Skeletten um die Wette. Am Ende der Bahn gewahrte man eine hohe Stange, um deren Spitze eine runde Scheibe enorm rasch herumwirbelte. —

Als Abermann, wach geworden, sich entkleidete und hinter der geschlossenen Badezimmertür langsam das dampfende Wasser fließen ließ, damit die alte Wirtschafterin nebenan in ihrem Morgenschlaf nicht gestört werde, wurde er allmählich des Sinnes der sonderbaren Traumbegebenheit, dieses Wettlaufes durch das „Niemandland“, gewahr. Das Skelett mit dem blinden Augapfel, das war offenkundig er selbst. Das Skelettpaar Mann und Frau nebeneinander, das waren Vater und Mutter. Sie waren ja, merkwürdigerweise, genau im selben Alter gestorben, einem Alter, dem sich Abermanns Lebenszeit bereits bis auf wenige Monate Distanz genähert hatte.

Nein, länger als die Eltern wollte er auf keinen Fall leben!

Eines war offenkundig. Je mehr die Wirklichkeit um Herrn Abermann zurückwich, je seltener er unter Menschen kam, umso dichter bevölkerte sich die Atmosphäre um ihn mit Gespenstern. Wer sich von den realen Dingen der Welt absondert, darf sich ja

nicht wundern, wenn irrealer Geschöpfe das Vakuum ausfüllen, Gestalt gewinnen, schließlich so weit, daß er sie fast mit Händen greifen kann, ihren Atem um seine Schläfen wehen, ihren Finger auf seine Schulter niedertupfen fühlt. Jene Höllenkreise und Himmelskreise der „Göttlichen Komödie“ entsprechen solchem Zustand.

In dem heftig und unablässig mit eigenen Qualen, Zweifeln, dem Gedanken an den Tod und an das freiwillige Davongehn beschäftigten, wachend und im Traum gleicherweise beschäftigten Gehirn formten sich solche Kreise des Himmels und der Hölle.

Auf dem großen Tischtuch aus Papier waren, hier und dort, noch leere Stellen geblieben. Abermann maß sie aus, grenzte sie mit feinen Federstrichen von den beschriebenen Stellen ab. Er nahm sich vor, diese weißen Flecke auszufüllen. Wenn das Tischtuch vollkommen beschrieben sein wird, so sagte er sich, dann wird sich etwas ereignen. Vielleicht wird dann die innere Stimme: Halt!! rufen, Ende!! — oder aber es erfolgt nur die Rückkehr aus dieser Welt der Versponnenheit in die Welt der wirklich lebenden Geschöpfe; die Verbindung mit der Realität wird wieder hergestellt.

Im Winkel einer vergessenen Schublade fand er einen Zirkel, ein Gerät aus der Schulzeit. Er stach ihn in die Mitte einer leergebliebenen, fast runden Stelle und zog von diesem Mittelpunkt aus drei konzentrische Kreise. In den engsten schrieb er: „Das sind die Meinen.“ — In den zweiten: „Das sind die

Gleichgültigen.“ — In den dritten, größten: „Das sind die Verdammten.“ —

Schön müßte es sein, sagte sich Herr Abermann, über das Tischtuch gebeugt, ein Buch zu verfassen, das in diese drei Kapitel zerfiele: ein Buch der Liebe und ein Buch des Hasses, ein Buch der Lobpreisungen und ein Buch der Verwünschungen. Ganz romantisch der Schutzgöttin der Verlassenen, jener „Madonna des los Desemperados“ gewidmet, unterfertigt etwa mit dem Zeichen für „Armes zertretenes Herz“, „Speise der Betrübten, die niemandem schmeckt“.

Ehe er sich, gepackt von der Lust an diesem Gedanken, hinsetzte, um ihn allen Ernstes auszuführen, schrieb er, mit seiner feinen Schrift, die noch kleiner und regelmäßiger geworden war, seit er die vom Arzt verschriebenen Brillen trug, auf eine entfernte Ecke des großen Papiers die Worte: „Hiemit erfolgt die Liquidation des alten Adam“, und fühlte sich beruhigt. —

An die Peripherie des weitesten Kreises kamen die Worte: „Die Verdammten, das heißt wo das Gefühl verdampft“, und zu den Rubriken: „Geschlecht, Geldgier, Bequemlichkeit, Eitelkeit, Schadenfreude“ ein paar Namen lebender Menschen. Ins Massengrab der Verachtung, des Abscheus, der Vergessenheit: die Schar der Spaßmacher, der Parasiten, Speichellecker der Reichen, der Mächtigen, die Verräter der Idee, die Spekulanten auf Instinkte der Unwissenden, die Nutznießer der Unwissenheit, die Lügner, die Dummköpfe der Moral. —

Während er diese Worte niederschrieb, konstatierte Abermann, wie der Ekel sich in seiner, während der letzten Tage empfindlicher gewordenen Seele gleich einem körperlichen Übelbefinden ausbreitete. Die Lektüre des großen Tischtuches hatte er ja vor längerer Zeit vollendet. Gehörten denn diese neuen Rubriken überhaupt auf dies Papier? Seit er aus Amerika zurückgekommen, waren ja die Voraussetzungen, unter denen er die Niederschrift der „Bekanntnisse“ begonnen und fortgeführt hatte, nicht mehr die gleichen. Aber dieses Neue, das war offenkundig, es gehörte mit auf das große Papier. Ohne es ganz vollgefüllt zu haben, das war sicher, wird der Wendepunkt nicht eintreten.

Abermann schrieb in den engen Kreis, der die Aufschrift „Die Meinen“ trug, die Worte:

„Der Alte aus den Tuilerien.“

Er hatte von dem Tode dieses Gerechten in Paris gehört. Es war damals, ja, während dieser letzten Herbsttage in Paris. Zeitungen brachten sogar ein Bild des Alten. Abermann erinnerte sich genau an ihn, hatte ihn ja so oft, immer auf der gleichen Bank in der Nähe des Tors, das nach der Rue de Rivoli ging, sitzen sehen. Es war ein alter verabschiedeter Magistratsbeamter gewesen, ein Mann ohne Anhang, aber der Wohltäter einer immensen Familie von Kindern der teuren Stadt: die Sperlinge der Tuilerien flogen mit betäubendem Gezwitscher und Gekreisch in dunklen Scharen, wie Wolken waren sie anzusehen, herbei, wenn der alte Mann gegen

Mittag im Garten erschien und sich auf seine Bank setzte. Die Taschen seines alten abgetragenen Mantels waren voll von Brotkrumen. Der Alte streute diese Krumen nicht nur auf den Kies vor sich, auf die Bank, auf der er saß, sondern sogar auf seine Knie, seine Schultern, seinen alten Hut, und die kleinen gefiederten Kinder der Stadt kamen und pickten die Krumen im Nu von Kies, Bank, Knie und Schultern und Hut. Manchem ganz Frechen gelang es sogar, sich in die Schatzkammer, die Tasche des Alten, hineinzuwühlen. Der Alte schien dieses Vorhaben sogar zu begünstigen, indem er die Klappe seines Mantels in die Tasche hineinschob, so den Zugang freilassend. Unter dem fröhlichen Gelächter der Umstehenden, der Kinder und aller kindlichen Zuschauer, die um diese Zeit die Tuileriengärten bevölkerten, zog er mit behutsamer Hand die Eindringlinge aus seinen Taschen, griff dann mit vollen Händen in die unerschöpflich scheinenden Reservoirs, und das Streuen, Aufpicken, Gezwitscher und Gezeter begann aufs neue.

Dieser alte Mann hatte sich also an einem Frühherbstmorgen, statt sein Zimmer im obersten Stockwerk eines alten Hauses im Marais-Viertel zu verlassen, mit einem dünnen Piepsen, das sich von der Straße aus, wie berichtet wurde, wie Vogelgezwitscher in der Höhe angehört hatte, weit aus dem Fenster gebogen, wohl in einem Anfall von Greisenirrsinn, und war mit ausgestreckten Armen, die wie Flügel um seinen flatternden Mantel schlugen, aufs

Pflaster niedergestürzt und schrecklichen Todes gestorben. Selbst war er, der Liebende, der Wohltäter der armen, frierenden Vögel, im Augenblick seines Todes ein Vogel geworden.

Herr Abermann ging an den Schreibtisch zurück und schrieb unter die Worte „Der Alte aus den Tuilerien“ als zweites das Wort:

„Engelchen.“

Er ging wieder zu seinem Platz an den Ofen zurück, verschränkte die Arme hinter dem Rücken und sann.

Engelchen war das elfjährige Töchterchen eines kleinen Geschäftsmannes aus der Wilmersdorfer Straße gewesen. Ein schwarzhaariges, nicht schönes, sehr jüdisch aussehendes Kind mit dünnen Ärmchen und Beinchen, sogar ein wenig verwachsen. Das schwarze Haar war kraus, und das bedeutet immer, daß der Mensch es nicht leicht hat im Leben. Unter dem krausen Haar sitzen oft krause Gedanken, aus den Augen solcher krausköpfiger Menschen blickt oft eine gequälte, gehetzte, irre Seele. —

Engelchen hatte eines Tages am elterlichen Tisch erzählt, daß in der Schule ein Weihnachtsspiel vorbereitet würde und daß es selbst, jawohl, Engelchen in Person, im Chor der Engel mitzuwirken auserlesen sei! Engelchens Mutter, eine leidende und durch Leiden mitleidig gewordene Frau, streichelte Engelchen über den Krauskopf, ungläubig: Engelchen, du willst ein Engelchen sein? An dich hat man gedacht als ein Engelchen an der Krippe? Der Vater aber, von etwas derber, höhnischer Veranlagung,

erkundigte sich sofort danach, ob diese Rolle wohl mit Auslagen, Kosten verbunden sein würde? Engel erschienen doch in hellen Gewändern, in weißen Leinenhemdchen, womöglich mit goldenen Sandalen und Gott behüte noch mit Flügeln auf dem Rücken. Engelchen bestätigte kleinlaut, daß es eine oder zwei Mark für Auslagen brauchen würde. Als es aber die verdrießliche Miene der Eltern bemerkte, fügte es rasch hinzu: es glaube, es würde alles, Hemd und Flügelchen, umsonst von der Frau Lehrerin bekommen. „Aber Engelchen, du siehst doch so jüdisch aus“, sagte die Mutter betrübt, „wird man denn jüdische Engel gebrauchen, noch dazu schwarze Engel, wo Engel doch blond sind im allgemeinen.“ Aber Engelchen betonte, daß es auch schwarze Engel um die Krippe geben würde. Sie war ganz berauscht von dem Gedanken, mitspielen zu dürfen, wo sie doch sonst oft, mit auf den Backen kaum getrockneten Tränen, nach Hause zu kommen pflegte, weil die Kinder sie wegen ihrer schwarzen krausen Haare und ihres Aussehens verhöhnt, ja zuweilen sogar geschlagen hatten!

Engelchen ging nun wochenlang eine Viertelstunde früher zur Schule, weil es für das Christkindspiel proben mußte. Engelchen war ganz verklärt, wochenlang. Es würde als Engel an der Krippe knien und mit gefalteten Händen das Lied mitsingen, das sie den Eltern oft vorsang, mit ihrem dünnen schwankenden Stimmchen, in dem schon alle Tränen des zukünftigen Lebens voll mitzuzittern schienen.

Weihnachten nahten heran, und Engelchen ging immer noch auf die Proben. Nein, den Eltern war es nicht erlaubt, den Proben beizuwohnen. Ängstlich kreischend bat Engelchen die Mutter, sich nicht darum zu bekümmern und auch die Lehrerin nicht um die Karte für die Generalprobe zu bitten. Erst am Abend selbst wollte Engelchen in ihrer ganzen Glorie vor der Mutter und den anderen Gästen der Schule erscheinen — in weißem Hemdchen mit einer blonden Perücke sogar, dieses Ereignis war in den letzten Tagen eingetreten, sie sollte eine blonde Perücke bekommen, kniend vor der Krippe sollte sie das Christkindlied mitsingen! Ängstlich wehrte Engelchen jeden Versuch der Mutter ab, vorzeitig in die Schule zu gehen.

Eines Tages aber, knapp vor der Weihnachtswoche, zeigte die Mutter bei Tisch Engelchen plötzlich schmunzelnd die Eintrittskarte zur Generalprobe vor. Sie hatte der Lehrerin telephonierte, und die Lehrerin hatte ihr die Karte zugeschickt. Engelchen starrte die Mutter und den Vater an. Sie sah Mutter und Vater stumm an, stand dann leise vom Mittagstisch auf, stürzte mit einem Wehschrei in die Küche hinaus und warf sich aus dem Küchenfenster in die Tiefe. Denn Engelchen war niemals aufgefordert worden, an dem Christkindspiel mitzutun. Engelchen, das kleine häßliche Kind, das arme verhöhnnte schwarzhaarige Wesen, hatte sich in ihrem Phantasiegespinnst verfangen, und als es so weit war, daß es zerreißen sollte, zerriß es die arme Seele mit.

Und wieder ging Herr Abermann an den Schreibtisch zurück und schrieb als drittes:

„Der kleine Narr aus der Potsdamer Straße.“

Der kleine Narr aus der Potsdamer Straße war Inhaber eines ganz kleinen Juwelierladens gewesen. Im Schaufenster lagen billige Kettchen, Herzchen mit Goldplattiert, Armbanduhren, Eßbestecke, Schmuck- und Gebrauchsgegenstände für Kleinbürger. Der Laden war klein, aber er bestand schon seit vielen Jahren. Über dem Firmenschild war ein elektrisch beleuchteter Brillantring zu sehen.

Hinter dem Laden war ein Zimmer, darin wohnte der kleine Narr. Wenn er am Tage an dem Ladentisch gestanden hatte, Kettchen, goldplattierte Herzchen, hie und da eine Armbanduhr und hie und da auch einen emaillierten Löffel oder eine silberne Schale oder ein paar Eßbestecke verkauft hatte, ging er, nach Ladenschluß, um sich ein bißchen Luft zu schaffen, gern eine Viertelstunde lang vor seinem Laden auf der Potsdamer Straße auf und ab. Hie und da blieb dann ein Mensch stehen, sah den kleinen ältlichen Narren, der barhäuptig, mit seinem blassen, rasierten Kinn, die Hände auf dem Rücken gefaltet, mit etwas kurzen krummen Beinchen gravitatisch auf dem Pflaster zwanzig Schritte her und zwanzig Schritte hin ging, erstaunt und ungläubig an. Im Knopfloch nämlich trug der kleine Narr einen Orden. An manchen Tagen trug er sogar mehrere Orden, auf ein kleines Kettchen gereiht, an seinem

Rock. Diese Orden gehörten zum Geschäft. Es kamen oft Leute, verarmte Leute, die Geld brauchten, und brachten silbernen oder goldenen oder auch plattierten Schmuck und Gebrauchsgegenstände aus ihrem Haushalt mit, die der Juwelier in seinem Laden dann ankauft oder aber zurückwies. Unter diesen Gebrauchs- und Schmuckgegenständen, die mancher verschämte Arme im Laden zu Geld machte, befanden sich auch Orden. Witwen, Töchter verstorbener Beamten, Offiziere veräußerten zuweilen solche Reliquien und Andenken, nach denen dann wahrscheinlich gar nichts mehr, höchstens noch der Ehering am eigenen Finger an die Reihe kommen konnte. Hie und da traten auch Menschen, die nichts mehr zu veräußern hatten, in den Laden ein und erinnerten den kleinen närrischen Juwelier daran, daß sie in ihren guten Zeiten bei ihm plattierte Herzchen und so weiter gekauft hätten, jetzt aber hungerten. Und dann pflegte er zu seinem Geldschrank zu gehen und den Verarmten einige Silbermünzen zu schenken, ohne Gegenwert einfach zu schenken, nur um ein gutes Werk zu tun. Nach solchen Ereignissen verlieh er sich dann, wegen dieser Wohltaten, ganz im Ausmaß seiner am Tage erworbenen Verdienste, einen Orden oder auch zwei. Mit diesen Orden paradierte er, selbstbewußt und selbstgefällig auf sein Knopfloch niederschielend, eine Viertelstunde lang zwanzig Schritte hin und zwanzig Schritte her auf der Potsdamer Straße, unter den höhnischen, ungläubigen Blicken der Menschen, die ihn ansahen, und des

Gelächters, das sich hinter seinem Rücken erhob oder ihm ins Gesicht entgegenschlug, nicht achtend.

Bis der kleine Narr eines Tages nicht mehr auf der Potsdamer Straße auf und nieder ging, weil ihm am frühen Morgen einer von den Bittstellenden mit einem eisernen Hammer den Schädel eingeschlagen hatte, worauf der Laden in anderen Besitz überging. —

Vor der Erinnerung stiegen in dem dunkelnden Zimmer, das sich unablässig mit Phantomen bevölkerte, Erscheinungen auf und Gestalten: das schwarze, schwitzende, rußige Gesicht des armen Kohlenschleppers auf dem holländischen Schiff in Port Said, an die Scheibe des Speisesaals platt gedrückt, hungrig hineinstarrend und ungläubig grinsend, während drinnen, zu den Klängen der Bordkapelle, feine Speisen in großen Schüsseln herumgereicht wurden. — Und der atemlos neben dem Wagen einherlaufende junge indische Hausdiener aus Benares, der stumm, mit einer bittenden Gebärde, sein Blumensträußchen dem Davonfahrenden entgegenhielt. Der arme junge Diener, er war zu spät gekommen, die Trinkgelder waren schon an flinkere verteilt worden. Da lief er nun mit dem kleinen Sträußchen atemlos neben dem Wagen einher und blieb erst zurück, erschöpft, enttäuscht und traurig, als er sah, daß der Davonfahrende keine Miene machte, in die Tasche zu greifen.

Herr Abermann begab sich auf sein Sofa, legte sich nieder und hielt eine ganze Weile die Hände

auf die Augen gepreßt. Immer, wenn ihn Erinnerungen dieser Art überfielen, verursachten sie Schmerz, Scham, Reue, unauslöschliche Zerknirschung.

Als er die Hände von den Augen tat, war es im Zimmer bereits dunkel geworden. Draußen läutete es an der Flurtür, mit dem kurzen, tonlosen Läuten derer, die in der Dunkelheit betteln. Und tatsächlich, als Abermann öffnete, war es einer von den Vielen, die die Not des Lebens an die Türen schleichen ließ und deren Gesicht im Dunkel nicht gesehen werden wollte, sondern nur die blasse Fläche der geöffneten, hingestreckten Hand. Und als Abermann in seine Stube zurückkehrte, da war diese voll von verachteten Menschen, beleidigten, unglücklichen, hilflosen, die, in ihren Winkeln gefangen, in ihren Zellen in Vergessenheit gerieten, von mißhandelten Menschen, kranken, von denen man noch nicht erfahren hatte, daß ihr Gehirn sich verwandelte, und die darum litten, wie auch Menschen leiden, weil Menschen Elende leiden machen, statt ihnen zu helfen.

Und Selige, Bescheidene bewegten sich durch das Dunkel, einfältige, im Leben zu kurz gekommene, beschämte und mißbrauchte Geschöpfe, und auch eine Frau war dabei, ein Kind fast noch, die vor wenigen Wochen in Paris auf einer Bank gesessen hatte, wirr und betrunken am hellen Nachmittag, mit zwei Flaschen Rotwein, die sie zwischen die Knie geklemmt hielt, und die auf die Ringkämpfer

wartete, welche nicht weit von ihrer Bank, auf einem Teppich, von zuschauendem Volk umringt, einen Ringkampf vollführten, um dann schwitzend und mit aus den fetten schwarzen Haaren triefender Pomade, nachdem der Zinnteller im Kreise herumgetragen worden war, zur jungen Frau, dem Kind fast noch, zurückzukehren und aus den Flaschen zu trinken. — Verdammte aus dem Höllenkreis des mißhandelten Geschlechts schwebten, zum Greifen nah, in den weißen ausgesparten Stellen des Papiertischtuches, das über den Schreibtisch gebreitet lag.

„Habt Dank für euer Augenlicht ...“, dieser Sing-
sang an der Straßenecke. Er klang in den Ohren. —

Einige Male hatten in früheren Jahren Blinde Abermanns Weg gekreuzt und waren in seiner Erinnerung geblieben seither. Warum hatte die Erinnerung Jahre, Jahrzehnte hindurch gerade jene Gestalten aufbewahrt? Abermann glaubte jetzt die Ursache zu verstehen.

Da waren, in einer französischen Ausstellung, zwei junge Blinde gewesen, die den Passanten im „Pavillon der Erziehung“ die Blindenschrift im Entstehen zeigen mußten. Ein Lehrer, ein Sehender, diktierte den beiden, einem jungen bärtigen Mann und einem jungen, schönen Mädchen, die nebeneinander saßen, ekstatisch ineinander verliebt zu sein schienen, erregt und verzweifelt dazu durch

das Geflüster und das Getrappel der an ihnen vorüberziehenden Menge Sehender — aus einem Buch diktierte der Lehrer Worte, die die beiden in Blindenschrift über einer Metallschablone in Karton stachen. Er diktierte: „Il regarda autour de lui. Le couchant empourpra la montagne, le hameau, le petit lac et l'embarcadère. Son œil brillait.“ Die junge Blinde wiederholte: „Son œil brillait“, während der junge Blinde neben ihr den Stift in die Höhe hob und, das Gesicht mit einem verlegenen Lächeln gegen die junge Blinde wendend, sagte: „Diable, il était ivre!“

Und wie viele solche Blinde. Blinde und taubstumme Kinder. Junge Sterbende, schon hinübergegangen in das Reich, wo die Sinne aufhören.

An eine Stelle auf dem weißen Papier schrieb Abermann das Wort, das er eben in sich wiederholt hatte, „Die jungen Sterbenden“, auf. Er dachte daran, ein Kapitel jenes Buches der drei Kreise, ein hymnisches Kapitel, den Toten des nächsten, schrecklichsten aller Kriege zu widmen, den Toten, die heute noch ahnungslos, heiter oder auch gequält und gehetzt, durch die Straßen gingen, ihr Geschick nicht ahnend, Gemordete von morgen, dahinwandelnd ihrem Schicksal entgegen.

Alle, alle, die an dieser Zeit, die in dieser Zeit starben, sollten zu Worte kommen. Ihnen allen sollten die Worte gelten. — Jenen, die ihre jahrtausendalte

Unruhe, das Schicksal ihres Volkes, nach den Einöden Palästinas treibt, die dort untergehen an Fieber und der Mordlust wilder Bergstämme, unter denen sie friedlich sich niederlassen wollten. — Jenen, die für die Zukunft, die wirtschaftliche Utopie, für die Kollektivlandwirtschaft auf den Steppen um die Wolga, die Steppen der Ukraine starben. Junge begeisterte Menschen aus den Städten der Sowjetunion, die sich unter die rebellischen Bauern gewagt hatten, um die Idee zu verkünden, und die nachts, auf dem Heimweg durch die dunklen Felder, von Eisenstangen zerschmettert, blutend im Korn liegenblieben. — Allen, die für diese Zeit starben, für die Zukunft starben, die nur erst von Wenigen begriffen wurde.

„Die Liebe zu einem Tag.“

„Die Liebe zu toten Gegenständen.“

„Die Liebe zu einer Stube.“

„Die Liebe zu den Tröstenden.“

„Die Liebe zu Trostbedürftigen.“

„Die Liebe zu einer Stunde des Tages, jener Stunde, in der der Liebende selbst erlöschen wird.“

Wann ist diese Stunde? Ist sie im Morgengrauen? Ist sie im Dunkelwerden? Ist es die Mittagsstunde, die Stunde um Mitternacht? Wie wird die Stunde sein des Sterbens? Wo wird der Tod sein, hier in dieser jetzt verdunkelten Stube, hier an diesem Schreibtisch, dort zwischen den Kissen unter der Landkarte, oder unten auf dem Pflaster unter dem Fenster? Wo?

Und plötzlich überströmte den geneigten Kopf, die gefalteten Hände, die geschlossenen Lider des Einsamen, wie ein heißer Wasserstrom, Dankbarkeit für alles, was das Leben schon gebracht hatte, die Jahrzehnte, deren Zeuge er gewesen, Aufstieg und Abstieg, die Tiefe und die schwindelnde Höhe, die Befreiung der Menschen vom alten Joch und der Anblick des hilflos Hingeschwemmtseins und der Begeisterung — unter ein neues. Und die ewig erneute Gebärde der Danksagung, des Flehens und des Gebetes: Dank für das Licht, die Ätherwellen im All, die Verbundenheit mit dem All und die letzte abklingende erlöschende Gemeinschaft, Erlösung durch die Einsamkeit.

Es waren nur gar wenige leere Stellen mehr auf dem großen Blatt. Mit feinen Strichen fing Abermann an, diese leeren Stellen auszufüllen. Schließlich war das ganze Blatt voll, und wo keine Schrift war, fanden sich diese dünnen schraffierten Netze, in die, kaum sichtbar, ein Wort, ein Buchstabe oder bloß ein Zeichen hineingesetzt worden war.

Zum Schluß war auf solche Art das ganze große papierne Tischtuch ausgefüllt. Ernst, als erfülle er eine heilige Handlung, faltete Abermann das Papier methodisch zusammen und wieder und wieder zusammen. Es knisterte beim Gefaltetwerden. Es war schließlich so eng zusammengefaltet, daß es wie ein Ballen inmitten der beiden, zu Schalen geöffneten Handflächen ruhte. Herr Abermann öffnete die Ofenklappe, schob den Ballen langsam in die hier und

dort noch glimmende Glut. Dann lauschte er, wie hinter der zugeschlagenen Klappe Flammen aufprasselten und an die Ofenwand schlugen. Er hörte zu, wie drinnen im Ofen die Asche knisterte und zerfiel. Mit geschärftem Gehörsinn, in den er alle anderen Sinne, in den er auch den abnehmenden Gesichtssinn hineinpreßte, hörte Herr Abermann zu, wie ein Abschnitt seines Lebens knisternd erlosch, sich in Wärme verwandelte, die die dunkle Stube erfüllte. Er wartete ab, geduldig und schweigend, bis die Nacht herankam und der Ofen erkaltet war. Jetzt, so dünkte ihn, war der Zeitpunkt gekommen, um aus dem Bereich der bis zur Grenze des Erträglichen erstarrten Einbildung hinauszuflehen in die Wirklichkeit, zu den Menschen, in die unerbittliche Welt der Lebenden.

Der Rückzug oder die Flucht Abermanns aus dem Bereich der knisternden Asche ins Leben vollzog sich ungefähr auf folgende Art.

Nachts fielen in der Straße vor den Fenstern wieder Schüsse. Diesmal waren es mehrere. Einen Tag später hatte es sich erwiesen, daß es die ersten Schüsse revolutionärer Unruhen gewesen waren, die, nachdem sie an verschiedenen Orten wie kleine Explosionen aufgeflammt waren, sich allmählich der Stadt und dann in immer weiteren Kreisen des Reichs zu bemächtigen begannen.

Der Anlaß dieser Unruhen war ein scheinbar unwichtiger. In den Kupfer- und Messingwerken der

großen, mit deutschem, englischem und nord-amerikanischem Kapital errichteten Firma Winzent & Co. in Berlin-Tempelhof war durch einen Schiedspruch den Arbeitern eine zweieinhalbprozentige Lohnerhöhung zugesichert worden, aber die Firma erklärte rundheraus, daß sie nicht daran denke, diese Lohnerhöhung in Kraft treten zu lassen. Ein Teil der Belegschaft, der durch seine Obmänner von der Wahrscheinlichkeit des Verlaufs dieser Angelegenheit schon unterrichtet gewesen war, verließ, unmittelbar nach der Bekanntgabe der Maßregel ihrer Verwaltung, die Werke, worauf die Verwaltung als Gegenaktion die gesamte Belegschaft, etwa viertausend Mann, als entlassen erklärte. Sofort traten Belegschaften der Fabriken, die mit den Winzentwerken in Zusammenhang standen, in den Sympathiestreik. Die Transportarbeiterverbände Tempelhof, Mariendorf und Britz beschlossen, die Arbeit niederzulegen. Der Streik drohte auf die Untergrundbahn und die Stadtbahn überzugreifen. Winzent & Co. verfügten die Mobilisierung der Technischen Nothilfe. Die Studenten der technischen Hochschule Charlottenburg wurden alarmiert und auf die wichtigsten Punkte nicht allein der Winzentwerke, sondern der Trambahnwerkstätten, der Untergrundbahnstationen und des Kraftwerkes Berlin SO verteilt.

Mit einemmal erschien Militär in den Straßen. In der Nähe des Flugplatzes am nördlichen Rand des Tempelhofer Feldes stationierten Panzerwagen.

Kriegsmäßig ausgerüstete Truppen marschierten auf. Mit Stahlhelmen und Gasmasken versehene Truppen bezogen ihr Biwak. Ansammlungen wurden von der Schutzpolizei, erst mit Gummiknüppeln, dann mit Schreckschüssen, zuletzt aber mit scharfen auseinandergesagt. Das Militär hielt sich vorerst zurück. Man zögerte, Maschinengewehre einzusetzen. Allein an einem Fleck, am Bülowplatz im Norden Berlins, dem bekannten Zentrum revolutionärer Aktionen der Arbeiterbevölkerung, in dessen Umgebung sich die Arbeitslosigkeit am härtesten fühlbar machte, schien die Situation zur Entscheidung heranzureifen. Hinter den nach Osten gelegenen Fenstern der Volksbühne, im ersten und zweiten Stock, wo sonst friedliche Bürokraten über den Abonnentenlisten saßen, waren Maschinengewehre gegen das gegenüberliegende Karl-Liebknecht-Haus, die Zentrale der kommunistischen Agitation, aufgestellt. Das geräumige, prunkvolle Haus der Volksbühne wimmelte von mit Stahlhelmen bewehrten Mannschaften. Unten in der Kantine zeigten Soldaten den kostümierten und geschminkten Komparsen, die in einer Pause der Proben von „Wilhelm Tell“ Bier und Bockwürste verzehrten, den Gebrauch von Gasmasken und Sauerstoffbüchsen neuester Konstruktion. Drüben im Karl-Liebknecht-Haus warf die Rotationsmaschine Propaganda und Plakatstreifen in großer Menge heraus. Die rote Sowjetfahne wehte zwei Tage lang im stürmischen Winterwind über dem

Dach, zwei Nächte lang, von Scheinwerfern beleuchtet, wild und kühn flatternd im Winde. —

Abermann war schon mit einem Fuß über die Schwelle seiner Wohnung getreten, als drinnen im Arbeitszimmer das Telephon sich meldete. Er schloß die Flurtüre, trat ins Wohnzimmer zurück und hob den Hörer ab. Halling hatte angerufen. Er hatte erfahren, daß Abermann sich bereits seit geraumer Zeit wieder im Lande befinde. Vorwurfsvoll klang seine Stimme im Telephon. Warum hatte sich der Freund nicht bei ihm gemeldet? Kommen Sie doch zu mir. Möglichst bald, mahnte Halling; entweder am Nachmittag ins alte Café Josty oder, wenn es Ihnen besser paßt, gegen zehn Uhr nachts in die Redaktion des „Pioniers“. Ich bin nämlich seit zwei Monaten dort Redakteur. Abermann gratulierte dem alten Bekannten höflich zu dem Aufstieg, weil er ihn als einen ehrlichen, braven, nur in mancher Beziehung fanatisch bei utopischen Vorstellungen verharrenden Mann kannte. Der Aufstieg zu dieser, trotz ihres Titels recht bürgerlichen Zeitung schien ihm nicht ganz einwandfrei und plausibel, doch beschränkte er sich auf eine Wiederholung der Gratulation, weil ja der „Pionier“ ein in der ganzen Welt bekanntes größeres Tagblatt war und die Stimme, die sich darin erhob, ihren Schall durch das Megaphon der Weltverbreitung vervielfältigt fand.

„Große Dinge gehen vor, lieber Abermann“, sagte Halling im Telephon. „Wir wollen darüber sprechen. Wir wollen auch über Amerika sprechen.“

Sie müssen mir helfen! Wie stehen Ihre Finanzen? Ich kann Ihnen außerordentliche Vorschläge machen“ — (mit gesenkter Stimme:) „wir brauchen gerade Menschen wie Sie. Glauben Sie mir, man kann heute viel wirken. Große Dinge gehen vor. Vielleicht kippt die Karre schon in wenigen Stunden aus dem Geleise. Also, ich erwarte Sie!“ Abermann sagte zu, hängte den Hörer an, fühlte klar, daß er Halling auf keinen Fall aufsuchen würde. Nach seinem Entschluß, „mit der Welt anzuknüpfen“, war rasch die Gewißheit in ihm gereift, daß dieses Zurück in die Wirklichkeit sich nicht in Formen vollziehen werde, die einen Zustand wiederholen könnten, wie er sich in seinem früheren Leben traditionsgemäß des öfteren abgespielt hatte. Er hatte mit jenem großen Tischtuch sein früheres Leben ausgelöscht, verbrannt. Es schien ihm, als habe er damit auch seine Fähigkeit, niederzuschreiben, was in ihm und um ihn vorging, definitiv zu Asche verfallen und in den Schornstein hinauffliegen lassen. Er hatte das Gefühl, daß er nie wieder schreiben würde, weder für sich, noch für Halling, noch überhaupt für irgend jemand. Vage fühlte er, daß er sich durch irgendeine Aktion von allem befreien müsse, wovon er sich bisher durch Schreiben, das heißt In-sich-hinein-Horchen, Nachdenken nicht hatte befreien können. Das war evident. Männer wie Halling, junge Männer, brauchten sich nicht aufzugeben, wenn sie aus einem Lager hinüber in das andere gewechselt waren. Die mit leiser Stimme vorgebrachten Vorschläge Hallings waren ja ein

Beweis dafür, daß er hoffte, in seiner neuen Stellung nicht als Renegat, sondern als heimlicher, nicht ungefährlicher Eindringling Wirkungen entfalten zu können, die ihm unter der Disziplin der Partei unmöglich gewesen wären. Der Aufbruch ins Freie vollzog sich infolge des Anrufs von Halling und dieser Reflexionen eine Stunde später als beabsichtigt. —

Auf dem Wege zur nächsten Untergrundbahnstation blieb Abermann plötzlich mit einem Ruck stehen und faßte sich mit einer Gebärde des Erschreckens an den Mund. Auf der Litfaßsäule vor ihm klebte ein Plakat des Auktionshauses Böse-Hallgarten. Anfang Januar, also in etwa vier Wochen, sollte die Auktion der Sammlung und des Mobiliars des in Paris ansässig gewesenen, plötzlichen Todes verstorbenen Herrn Norman Samson stattfinden! Unter den Gegenständen, die verauktioniert werden sollten, war auch die für Chemiker besonders interessante weltberühmte Sammlung von Giften, eine kostbare, einmalige Seltenheit auf dem Auktionsmarkt, vom Verstorbenen in jahrelanger Sammlertätigkeit zusammengebracht. Einzelne Möbelstücke, Gobelins, Gemälde der niederländischen Schule, Skulpturen der französischen Frühgotik weckten in Abermann Erinnerungen. Es war ja kaum ein Vierteljahr her, daß er unter diesen Schätzen ihren Besitzer ohne Anzeichen von Überdruß oder Angekränkeltsein hatte leben sehen. Es schien ihm ausgemacht, daß Samson einem Gefühl unterlegen war, das er, Abermann, recht gut kannte, eben diesem Gefühl

des Sichzurückziehen-Müssens, des Aufgebens eines unhaltbar gewordenen Zustandes.

Das Döschen, das Abermann in der Westentasche über seinem unruhig klopfenden Herzen fühlte, bewährte seine Verlockung; es stammte ja aus dem mit allerhand Phiolen, Tuben und Behältern angefüllten Schrank.

Auf dem Platz vor dem Denkmal ging Abermann von Gruppe zu Gruppe. Er hörte zu, was die Sprecher sprachen, suchte zu ergründen, worüber die Debattierenden debattierten. Er nahm eines wahr: es waren Intellektuelle, die hier sprachen, zum Teil entlassene Angestellte, offenbar aus dem Bereich der Großindustrie, der Großbanken stammend, verhungerte, unrasierte Menschen, die wie stellungslose Schauspieler aussahen, aber auch viele erwerbslose Arbeiter, Kleinbürger und eine große Anzahl von Frauen. In jeder dieser Gruppen schien ein Mensch seine eigene Klasse zu denunzieren. Die Bankbeamten klagten ihre Direktoren an. Ein Aufsichtsrat bekleidete neunundneunzig Stellen, Einkommen jährlich etwa eine Million. Schrill eine Frauenstimme: „diese vollgefressenen Schweine“. Als Kunsthistoriker entpuppte sich ein unwahrscheinlich elend aussehendes, grau und grün gehungertes Individuum. Es protestierte gegen die Protektionswirtschaft an den Museen, den Sammlungen, in die feudale Nichtsköner und Nichtswisser, Herren von und zu hineingesteckt

würden, die der Herr Geheimrat in jenen berühmten Päderastenkneipen in Florenz und Rom-Trastevere aufgelesen hatte. Ein Schriftsteller, von seinem Verleger abgebaut, wetterte gegen die billigen Bücher, die nur zwei Mark kosteten, während seine eigenen nicht unter sechs Mark auf den Markt kommen konnten. Er bezeichnete das billige Buch als das bekannte Manöver des Dumping, das den bürgerlichen, dem Alltagsgeschmack dienstbaren „Olympiern“, so drückte er sich aus, zugute käme, und den Aufstrebenden, der Zeit und ihrer Not Dienenden, Knüppel zwischen die Beine werfe. Zwei Ärzte, ein junger und ein alter, beide elend und schäbig angezogen, sprachen über die Kassenpraxis. Offenbar war der ältere von den beiden ein Jude, was eine Kleinbürgersfrau mit dem Henkelkorb auf dem Arm zu einem Ausfall benutzte. Eine Schwangere mit grauem Tuch um Kopf und Leib schlug auf den Korbhenkel: sie sollte sich lieber über den Lebensmittelwucher aufregen, als über die Juden zu schimpfen. Keifend zogen sich die beiden Frauen zurück. Die Stehenbleibenden lachten. Gruppen vereinigten sich, trennten sich, vereinigten sich mit anderen, schließlich war es eine große Schar aufgeregter Menschen, in deren Mitte sich Abermann eingekeilt sah. Die Erregung stieg, aber trotzdem wurden die Gespräche gedämpft geführt. Alle waren sich einig darüber, daß die Regierung schuld an allem sei! Ein kleiner dicker Mensch mit kölnischem Akzent stieß methodisch, in kurzen Abständen und mit schriller Stimme,

das Wort „Berlin“ hervor. Wütend wurde ihm dazwischengerufen: Berlin sei auf dem richtigen Wege, denn Berlin sei rot. Wenn von irgendwoher, so würde der Umsturz von Berlin her kommen! „Was denn für Umsturz?“ riefen ein paar Leute. „Wohin wollen wir denn umstürzen, nach welcher Richtung?“ Eine Hand hob die „Rote Fahne“ über die Köpfe. „Nun, dorthin, wo denn sonst hin.“ Ein junger Mensch, Akzent des Berliner Nordens, offenbar für solche Gelegenheiten vorbereitet und gedrillt, warf, genau wie jener Kölner mit dem Wort „Berlin“ seine Effekte zu erzielen suchte, die Worte: „Deutschland wieder wehrhaft! . . . Deutschland wieder wehrhaft!“ in den wachsenden Tumult.

An der Haltestelle stieg Abermann in den Omnibus, der ihn nach den Linden brachte. Das Tor zum Vorgarten der Universität war geschlossen. Als Abermann ausstieg, standen zwei junge Leute auf dem steinernen Unterbau des Gitters und hielten sich mit einer Hand an den Stäben fest, während die andere, emporgehobene, zur Faust geballt, auf die Menge vor dem geschlossenen Gitter, schrille Worte begleitend, niederfuhr. Abermann hörte dieselben Worte, die er eben erst vernommen hatte: „Das Volk wieder wehrhaft!“ Auch hier wurde von Umsturz geredet, aber aufgeregter als auf jenem Platz vor dem Denkmal. Diese hier waren keine Arbeitslosen; diese hier, zumeist junge Menschen, wetterten nicht gegen ihre eigene Kaste. Hier war nicht von Bonzen die Rede, nicht von der Unterdrückung, die

die Erfolgreichen den Erfolglosen angedeihen ließen. Keiner von diesen jungen Menschen hatte den Krieg anders erlebt als im Hinterland, auf dem Pennal, aus illustrierten Zeitungen, aus dem Kino. Wer draußen gewesen war, galt als Held. Von dem „Draußen“ machten sich diese jungen Menschen keine rechte Vorstellung. Wohl aber war das Heldentum in der Geschichte des Reiches begründet. Es durfte nicht untergehen. Nach jedem Satz, der die Neuschaffung der Armee, die Forderung nach Wehrhaftmachung des Volkes schrill auf die Herumstehenden niederprasseln ließ, stiegen aus der Masse der jungen Menschen „Heil“-Rufe in die Höhe.

Drüben auf der anderen Seite der Linden, auf dem großen Platz vor dem Opernhaus, stand eine Gruppe von Menschen zusammengeballt. Schutzpolizisten standen in Bereitschaft, sahen indessen geduldig und abwartend der Entwicklung der Dinge zu. Es gelang Abermann, ganz nahe an die Sprechenden heranzukommen. Er hörte: „Der Weltkrieg ist nicht zu Ende gegangen. Hat er denn im November achtzehn sein Ende gefunden? Er hat im November achtzehn neu begonnen, denn genau an dem Tag, an dem das Völkermorden aufgehört hat, ist schon neues Kriegsgerät, neue Munition fabriziert, in Auftrag gegeben und entworfen worden. Die Vorbereitung hat nie aufgehört; der Markt nur hat aufgehört, jetzt soll ein Markt für die zu schwindelnder Höhe aufgestapelten Produkte geschaffen werden. Wieder sollen die Menschen in den Krieg gehetzt werden, wieder

will man verdienen, an Munition, am feldgrauen Tuch, an Stahlhelmen, an Tanks, an Gasen verdienen, die Industrie sucht den Markt, das Kapital braucht den Krieg. Friedensbedingungen, Entschädigungen, die sogenannten Abrüstungskonferenzen, all das ist nur Vorbereitung für den nächsten Krieg. Und heute, wo es fast so weit ist, merkt das Volk wieder nicht, welches Verbrechen an ihm begangen wird.“

Abermann konnte den Sprecher nicht sehen. Er versuchte, sich einen Weg nach vorn zu bahnen, aber er sah nur, daß es ein junger, schwächlicher Mann war, der sich, während er sprach, kaum regte. Abermann bemerkte auch, daß ein älterer Mann seinen Arm unter den Arm des Sprechers geschoben hatte, ihn stützte oder ihn festhielt, während dieser sprach. „Wir haben vor einigen Jahren das Wort von der Ächtung des Krieges vernommen — welche schamlose Phrase! Was ist zur Ächtung des Krieges geschehen? Ist etwa die Soldatenkaste, die Kaste der berufenen Gewaltgläubigen, geächtet worden? Diese Blutlüsternen, Blutbürokraten — — hat man sie geächtet oder unterdrückt? Hat man sie als das erkannt, was sie sind, als menschlich minderwertig? Alle haben sich nationalistisch oder kulturell drapiert, damit man nicht merke, daß es im Grunde nur ihre Triebe sind, ihre primitiven Triebe, die auf gewaltsam blutige Weise irgendwelchen Vorteil, sei es welchen immer, für eine Kaste von Menschen beanspruchen, gegen die Massen, gegen

die Menschheit — wann wird man diese Mörder mit dem Messer an der Seite und mit dem eisernen Topf auf dem Kopf endlich als moralisch krank und minderwertig erkennen und erklären? Wir haben vom letzten Krieg nichts gelernt; wollen wir wieder einen Krieg haben? Diese Menschen mit den Messern an der Seite und den Revolvern in der Tasche und den eisernen Töpfen auf den Schädeln, wann wird man sie endlich unterdrücken und ihnen das Handwerk legen! Die armen Schächer der Friedenszeit, die Räuber und Mörder im Kleinen, die steckt man ein, köpft und hängt sie, aber die Mörder und Henker, die Räuber und Notzüchtiger, die hinter Blechmusik einherziehen, die die Friedenszeit dazu benutzen, um die Jugend wieder wehrhaft zu machen, Drill und Zucht zur Wachrufung der verbrecherischen Instinkte der Menschheit großziehen — wann wird man diese unschädlich machen?“

Ein Schrei stieß empor über die Köpfe der Umstehenden. „Wer sind Sie? Wer wagt es?“ Ein alter hagerer Mann war es, mit einem rötlichen Pelzkragen um den Hals. Er schwang einen silbernen Krückstock drohend über seinem Kopf und bahnte sich rücksichtslos einen Weg bis zu dem Sprecher vor. „Wiederholen Sie, was Sie eben gesagt haben, aber nicht den Blick niederschlagen! Mir ins Aug' geblickt? Verstanden! Ich bin General von Flink. Haben Sie den Namen gehört! Ich habe den Feldzug mitgemacht. Wo waren Sie, junger Lümmel, hinter den Rücken der Frau Mama wohl, schauen Sie mir ins Gesicht,



wenn Sie sich unterstehen! In der vordersten Front habe ich meinem Vaterland gedient. Die Militärkaste schmähen.“ Er stieß seinen Krückstock auf das Pflaster, daß es klang. „Uns, die Verteidiger des Vaterlands, Mörder und Räuber und Notzüchtiger nennen. Werden Sie mir Rede stehen? Sie haben alle Ursache, die Blicke nach dem Boden zu wenden, schamloser Geselle.“ Der Sprecher hob langsam den Kopf. Der ältsche Mann, der den Arm unter den seinen geschoben hatte, sagte ganz leise: „Er ist blind, er kann Ihnen nicht in die Augen schauen, Herr.“ Der General sprach, gedämpfter: „Exzellenz, wenn ich bitten darf.“ Der ältsche Mann neben dem Blinden sprach ruhig: „Er ist blind, Exzellenz, es ist ihm erspart geblieben, Sie von Angesicht zu sehen.“ — „Frechheit“, ertönte es aus der Menge. — „Ich hoffe: kriegsblind“, sagte die Exzellenz. — „Nein“, antwortete der ältsche Mann, „an dieser Blindheit trifft Sie keine Schuld.“ Die Exzellenz wich einen Schritt zurück, duckte den Kopf und sah dem ältschen Mann neben dem Blinden eine Weile schweigend ins Gesicht. „Ihre Visage werde ich mir merken, Herr“, sagte er gepreßt, und von den drohenden, den ältschen Mann bedrohenden Worten der Umstehenden bekräftigt: „Meine Schuld, Sie Patron? Das werde ich mir merken.“ Man sah ihn sich aus der Menge hinaus auf eine Gruppe der Schutzpolizei zu bewegen, die, als er sich vor ihr aufstellte, stramm salutierte, aber keine Miene machte, seiner nach hinten geballten Faust gehorchend, einzuschreiten.

Die Anrufung der Schutzpolizei tat ihre Wirkung. Abermann fand sich plötzlich in der gelichteten Menge den beiden gegenüber, dem jungen Mann, der gesprochen hatte, und seinem Begleiter. Im Nu erkannte Abermann diesen letzteren. Erst jetzt sah er auch, daß der Mann, der geredet hatte, ein geschlossenes Auge und ein ganz weißes hatte.

Der ältere Mann aber, den er erblickte, war der Doppelgänger aus dem Luxembourg-Garten — jener weißhaarige Mensch, der vor Monaten, am kleinen Mediceerbrunnen, ihm gegenübergesessen, äffend seine Gebärden nachgeahmt hatte, als er sich mit der einen Handfläche das kranke, dann das heile Auge zuhielt, um zu sehen, wie weit die Krankheit bereits vorgeschritten sei. Es war dieser Mann aus dem Luxembourg-Garten, sein Doppelgänger, obzwar offenkundig um viele Jahre älter als Abermann selber, doch mit erschrecklicher Genauigkeit die Gesichtszüge, die Haltung, das Gehaben Abermanns wiedergebend; Abbildung, Kopie, Spiegelbild, sonderbarerweise fast bis auf die Einzelheiten der Kleidung der Gleiche — — —

Sie erinnern sich noch an die beiden Gestalten, die im ersten Kapitel dieses Buches, von verschiedenen Seiten kommend, dem gemeinsamen Ziel, jenem kleinen Ententeich vor dem Mediceerbrunnen, zugestrebt waren. Sie erinnern sich noch, daß Herr Harry Abermann es war, der mir zuvorgekommen

war und sich auf den Platz gesetzt hatte, auf dem zu sitzen ich als mein verbrieftes Recht von alters her angesehen hatte! Denn der ältliche weißhaarige Mann, der sich jetzt Herrn Abermann gegenüber befindet, bin ich, der Erzähler dieser Geschichte.

Wir sehen uns eine Weile starr und stumm an, der Mann, den ich Harry Abermann nenne, Harry Abermann aber mich, dessen Name ihm bis zu diesem Augenblick unbekannt geblieben ist. — Wir gehen zu dritt zur Haltestelle der Omnibusse gegenüber vom Zeughaus, wo ich den Omnibus Nr. X abwarte. Ich helfe Weinschenk auf die Plattform und schärfe dem Schaffner ein, ihn am Richardplatz Neukölln aussteigen zu lassen. Weinschenk hebt die Hand und winkt in unserer Richtung, als der Omnibus sich in Bewegung setzt. Ich gehe mit meinem Doppelgänger die Linden hinunter an dem Kronprinzenpalais vorüber der Kranzlerecke zu.

Eine Weile sitzen wir in der Konditorei stumm einander gegenüber. „Er ist ein mutiger Mensch, dieser junge Blinde. Ich habe gar nicht gesehen, daß er blind ist. Ich stand hinter Ihnen beiden. Es gehört Mut dazu, in dieser Zeit so zu reden, wie er es getan hat, vielleicht kann das auch nur ein Mensch, der —“

„Sie meinen, der blind ist? Sein Mut stammt anderswoher.“

„Wie ist das geschehen?“

„Daß er blind ist, meinen Sie?“

„Ja.“

„Er ist seit seinem vierzehnten Jahr blind. Auf dem Schulhof, während einer Pause, flog ihm aus einer Schleuder, die ein Junge abschoß, ein Stück Holz ins Auge. Man brachte ihn bewußtlos nach Hause, und er hörte, als er erwachte, den Arzt sagen: ‚Aber er hat ja noch sein anderes gesundes Auge.‘ Er tat so, als ob er noch ohnmächtig wäre. Nach einer Weile währte er allein im Zimmer geblieben zu sein, er richtete sich auf und sagte ganz laut: ich will aber nicht auf einem Auge blind sein! Dann stieß er sich mit der Faust so heftig gegen das heile Auge, daß es zwischen den Wimpern ausfloß. Als ein Schrei sich im Zimmer erhob, merkte er, daß er nicht allein war. An dem Schrei erkannte er die Schwester, die in dem Zimmer gesessen hatte. Er sah sie nicht mehr. Er war nun auf beiden Augen blind. Das ist die Geschichte.“

„So hat er es seither in seinem jungen Leben gehalten. Er ist heute achtundzwanzig Jahre alt, er hat nie anderes getan, als das, was er war, ganz zu sein. Das, woran er glaubte, ganz zu verkünden. Er ist einer der wichtigsten Menschen einer Gemeinschaft, der ich angehöre. Sie sollten ihn kennenlernen.“

„Jawohl, ich erinnere mich ganz deutlich. Auch Sie sind mir aufgefallen. Sofort habe ich diese Ähnlichkeit bemerkt. Sie saßen auf dem Platz, auf dem ich

jahrelang, auf dem ich Jahre zuvor gesessen hatte, ja, ich habe gleich die Ähnlichkeit bemerkt. Übrigens glaube ich mich zu entsinnen, daß ich Sie gelegentlich in Berlin in Konzerten von Bruno Walter gesehen habe, aber die Ähnlichkeit fiel mir damals gewiß nicht so sehr auf wie jetzt, das letztmal. Vielleicht hat sich diese Ähnlichkeit erst entwickelt; ich glaube aber, ich bin älter als Sie.“

„Das mag sein“, bemerkte Abermann. „Eines aber fiel mir besonders auf, als wir uns an dem kleinen Ententeich begegneten. Warum ahmten Sie meine Gebärde nach, ich meine — ich habe mit der Handfläche erst mein linkes und dann mein rechtes Auge bedeckt, ich hatte meine Gründe für diese Gebärde. Warum haben Sie das nachgemacht?“

„Ich erinnere mich daran. Ich habe einen solchen Trieb und Drang in mir, es ist sonderbar, es stammt vielleicht daher, daß ich Schriftsteller bin oder, besser gesagt: war und daß mir von dieser Betätigung der Drang übriggeblieben ist, mich in die Person hineinzudenken, die meine Phantasie beschäftigt. Das geht zuweilen so weit, daß ich Gebärden und Gesten solcher Menschen nachahme, so als wäre ich sie, als hätte ich mich in ihnen vollständig verkrochen. Ich erinnere mich: ich war einmal bei dem Vortrag eines russischen Gelehrten, der einen schreckhaft schmerzlichen Tick im Gesicht hatte. Wenn er einen Satz beendet hatte, sperrte er plötzlich den Mund ganz weit auf und streckte die Zunge, so lang er konnte, heraus. Da er einen struppigen Bart auf der Oberlippe,

auf den Wangen und um das Kinn trug, war es, als blicke man in einen aufgesperrten Löwenrachen. Ein ganz schauderhafter, schreckhafter Anblick. Ich erinnere mich: wochenlang mußte ich an mich halten, um diese schreckliche Gebärde, diesen schauderhaften Tick nicht nachzuahmen. — — Übrigens habe ich damals, im Luxembourg-Garten, bei jener Gelegenheit, als ich Ihre Handbewegung nachahmte, zum erstenmal einen leichten Sehfehler meines linken Auges konstatiert, einen leichten Nebel, der sich über die Dinge legte, sobald ich das andere Auge bedeckt hatte, und daß dieser Schleier verschwand, wenn ich das linke Auge mit der Handfläche bedeckte.“ —

„Wegen des Verlustes eines Auges sterben zu wollen — ebensogut könnte man daran denken, zu sterben, weil man sein Vermögen verloren hat. — Es gibt triftigere Motive. Man muß ein Mensch sein, der sich über den Besitz hinwegsetzen kann, ob es auch der Besitz ist, der die sogenannte Unabhängigkeit unter den Menschen bewirkt. Auch die Sinne, die naturgemäß funktionieren, bilden einen ähnlichen Besitz. Es gibt aber noch andere Dinge, für die zu sterben und zu leben nottut. Sie verzeihen, es ist ein persönlicher Standpunkt. Ich drücke mich vielleicht etwas schonungslos aus, wenn ich das sage. Nein, seien Sie nicht böse, aber wegen eines Auges sterben? Ich hätte diese Angst mit Ihnen geteilt, hätte ich

eben die Krankheit in mir weiterentwickelt, die mich zwang, jenen Löwenrachen des russischen Philosophen nachzuahmen. Ich bin von dieser Krankheit genesen. Ich ahme heute nichts mehr nach, krieche in niemanden mehr hinein, identifiziere mich nur noch mit der Allgemeinheit, der großen Masse.“

„Sie dürfen, da ich Sie jetzt kenne, mir verzeihen, wenn ich Ihnen sage: Sie hatten immerhin einen guten Namen unter Ihren Berufsgenossen. Ich habe wiederholt von Ihnen sprechen gehört. Das alles haben Sie aufgegeben? Wofür?“

„Aufgegeben? Ich habe nichts aufgegeben. Ich habe alles gewonnen, einschließlich dessen, wovon Sie annehmen, ich hätte es aufgegeben. Denn was ich konnte und kann und auch, was mir dieses Können vielleicht an Geltung und Wirkungsmöglichkeit verschafft hat, kommt jetzt der Gesamtheit zunutze. Ich weiß nicht, ob Ihnen der Begriff des Aufgehens in die Masse geläufig ist oder faßbar: ein Begriff aus einer anderen Welt, nicht aus der wir herkommen; das individuelle Leben und Schicksal nicht aufgeben, aber zurückgestellt, in den Dienst von etwas anderem gestellt. Es wird Ihnen vielleicht sonderbar vorkommen, daß ich all das, woran unseresgleichen intensiv und ausschließlich glaubt, aufgegeben habe, und zwar wofür: ich bin jetzt Mitglied einer ganz kleinen, ja nebensächlichen, einer, an der Zahl und noch mehr an der Macht und der Wirkungsmöglichkeit gemessen, unbedeutenden Gemeinschaft, die sich zwischen den proletarischen Gesinnungen aufrichtet und diese

Gesinnungen zu einer Einheit gestalten möchte. Ohne eine solche Einheit nämlich ist die Lage des Proletariats entsetzlich, furchtbar. Die Einheit, wie soll man sie erreichen? Man kann sie unter unseren heutigen Umständen nicht erreichen. Aber an ihr zu arbeiten, für eine vielleicht unausdenkbare Zukunft Vorarbeit zu leisten (nicht Pionierdienst, dieses Wort ist zu anspruchsvoll), Vorarbeit, dafür lohnt es sich zu leben, lohnt es sich auch zu sterben.“ Nach einer Pause: „Ja, ein alter Mann.“ Dann, fast überstürzt, ein Geständnis: „Ich habe heute früh, ehe ich meinen Freund abholte, etwas gesehen, was mich aus dem Gleichgewicht gebracht hat. Wäre ich der, der ich vor meiner jetzigen Aufgabe gewesen bin, ich hätte vielleicht auf irgendeine schreckliche Weise meinem Leben ein Ende gemacht, durch Gift etwa oder indem ich von einem Dachfirst mich gestürzt hätte. — In einem Atelier habe ich einen Vivisektionsfilm gesehen. Einem kleinen Affen, einem zarten, dem Menschen so rührend ähnlichen Tier, wurden Teile des Gehirns weggeschnitten, um zu zeigen, an welchen Teil des Gehirns gewisse Funktionen der Sinne gebunden sind. Es war schrecklich. Es war entsetzlich. Wenn ich daran denke, werden mir die Beine kalt. Ich dachte, während ich zusah: wie ich aus dieser Welt entfliehen könnte, ohne den Menschen mehr in die Hände zu fallen! Es war entsetzlich. Ich glaube, ich habe es überwunden.“

Herrn Abermanns gegenüber winkt den Kellner herbei, zahlt und erhebt sich. Er streckt Abermann die Hand hin und sagt: „Sie entschuldigen, ich muß

jetzt fort. Es ist ein Rückfall, vielleicht bemerken Sie, wie schwer es fällt. Man ist ein Mensch, ein Einzelwesen, man ist mit den Tieren wie mit den Massen seinesgleichen eins — ja, ich gestehe, es ist ein Rückfall; ich muß jetzt fort. Ich werde Ihnen in den nächsten Tagen telephonieren, da ich jetzt Ihren Namen und Ihre Adresse kenne. Sie müssen mich — das heißt: uns besuchen, ich werde Sie mit Weinschenk bekannt machen. Sie werden, sollten Sie nicht mehr die Kraft haben, allein mit der Welt fertigzuwerden, vielleicht auf andere Gedanken kommen, wenn Sie in unsere Gemeinschaft näheren Einblick gewinnen. Leben Sie wohl.“ Wir schüttelten uns die Hände. —

In den folgenden Tagen flammten überall in Deutschland wilde Streiks auf, die sofort durch Ausschließung erwidert wurden. Die dem Winzentkonzern angehörenden Werke im Ruhrgebiet, in Thüringen und der Lausitz gingen sehr bald mit den Tempelhofern solidarisch vor. Sie erklärten, in ihrem Produktionsprogramm durch die Sonderbestimmungen, die die Gewerkschaften zu diktieren versuchten, geschädigt zu sein, doch wollten sie, hier und dort, wie die Zentralkommission erklärte, entgegen der Rentabilität der Werke, um den Kampf, der ja ins Politische hinübergeleitet worden war, nicht allzu sehr zu verbittern, ihre Belegschaften zu den alten Bedingungen wieder einstellen. Die Werke in der Lausitz allein

drohten damit, billige polnische, tschechische und slowakische Arbeiter aufzunehmen. In diesem Falle wären dann die Ausgesperrten in ihren an die Werke angeschlossenen Dörfern der Not und den Härten des Winters rettungslos preisgegeben gewesen. In der Lausitz konzentrierten sich darauf Truppenmassen, um gegebenenfalls gegen die Ausgesperrten zugunsten der polnischen Streikbrecher einzuschreiten.

Allgemein ging in diesen Wochen der Kohlenbergbau dazu über, die Löhne gewaltsam zu reduzieren. Viele Kohlenzechen waren stillgelegt. Man konnte annehmen, daß bereits 50 Prozent der Belegschaften in Schlesien wie im Ruhrgebiet, im Braunkohlengebiet Mitteldeutschlands in Kurzsicht arbeiteten, die das Existenzminimum nicht gewährleisten konnte. Die Lage der Arbeiterschaft verfinsterte sich. —

Im Südosten Berlins wiederholten sich Verzweiflungsausbrüche der Arbeitslosen, des infolge Reduktion der Erwerbslosenunterstützung gänzlich verelendeten Proletariats. In manchen Fällen gelang es den anstürmenden Massen, die Ketten der Schutzpolizei und der aufmarschierten Reichswehr zu durchbrechen, und dann geschahen Plünderungen von Lebensmittelläden, Bäckereien und Wursthandlungen. Die Ärmsten hielten sich strikt an das Notwendige. Sie gingen an Juwelenläden vorbei, brachen auch nicht in Kleider- oder Wäschegegeschäfte ein, obwohl die Mehrzahl unter ihnen kein Hemd mehr am Leibe hatte und dem Winterfrost in fadenscheinigen Anzügen und schadhaften Schuhen ausgesetzt war.

Trotz der Absperrungen in der inneren Stadt hatte eine Gruppe von Arbeitslosen, von den Linden her durch die Passage, von der Behrenstraße her nach der Friedrichstraße vorstoßend, die Schupo überrumpelt. Und was taten die verhungerten Menschen? Sie stürzten sich in einen „Automaten“ und aßen sich an Schinkenbrötchen, Sardinen und Pfannkuchen satt!

Seit Abermann sich wieder in Berlin befand, hatte er Zeitungen nur unregelmäßig gelesen. Oft war er tagelang ohne Nachricht von der Außenwelt geblieben. Seit Halling angeläutet hatte, erhielt er den „Pionier“ regelmäßig zugeschickt. Er sollte ihm wohl Lust machen, mitzuarbeiten, aber das Gegenteil war der Fall. Die Schlagzeilen über den Artikeln standen selten im Einklang mit den Artikeln, die sie deckten. Die Schlagzeilen hatten den Beruf, die hitzige Erregung des Tages knallig und knapp wiederzugeben, aber die Artikel selber schienen die Aufregung abzuwiegen.

Der „Pionier“ war ein Blatt der mittleren Bürgerpartei, die ihren Untergang mit allen Mitteln zu maskieren suchte. In der Tat besaß diese mittlere Partei, die politisch kaum zu existieren schien, deren Abgeordnetenzahl in den Parlamentskämpfen nicht mehr in die Waage fiel, ja auch bei einem (unmöglichen) Einvernehmen und Zusammenschluß mit anderen Mittelparteien fast gar nicht mehr in die Waagschale gefallen wäre, doch die weitest

verbreiteten und meist gelesenen Tageszeitungen. Dieser Widerspruch enthüllte die Kluft, die zwischen der wirklichen politischen Aktivität der Massen und der (auf geistige Waffen, auf Propaganda, auf Überredung, in talentvoller Weise zwar, aber im Grunde wirkungslos gerichteten) Druckaktivität der Zeitung bestand.

Bei der Durchsicht der letzten Zeitung, die für die nächsten Tage den Durchbruch einer vom Militärputsch vorbereiteten Diktatur prophezeite, fand Abermann die Ankündigung einer Versammlung des „Bundes für Menschenwürde“, auf der verschiedene Redner, auch solche fremder Nationalität, über ein vage formuliertes Thema, „Entwicklungsphasen der europäischen Politik“, sprechen sollten.

Offenkundig lag es nicht in der Absicht des „Bundes“, über die zentrale Frage der bevorstehenden Militärdiktatur sprechen zu lassen. Wie durch ein Wunder war der „Bund“ in seinen Geschäftsräumen, in die es doch Drohbriefe regnete, bisher unbehelligt geblieben. Es wäre ja Wahnsinn gewesen, einen Überfall zu provozieren. Man bewies Zivilcourage genug, indem man weiter in den bekannten Geschäftsräumen amtierte. Man war darauf vorbereitet, auf völlig legalem Wege unterdrückt und aufgelöst zu werden. Alles wäre aufs Spiel gesetzt gewesen, hätte man es darauf ankommen lassen, von einer aufgehetzten Horde über den Haufen gerannt zu werden! Das verhinderte nicht, daß man insgeheim die Pferde gesattelt hielt. Versammlungen wie

diese heutige sollten lediglich nach außen den Beweis erbringen, daß man sich im Gleichgewicht befand.

Abermann betrat den Saal der Philharmonie, als die Rede des französischen Gastes zu Ende ging. Dieser, ein junger, eleganter Pariser, hatte einen schwungvollen Nachruf auf einen verdienten alten Pazifisten gehalten, der an den Geschicken der bürgerlichen Republik in den Jahrzehnten vor dem Kriege hervorragend beteiligt gewesen und, wie man wußte, vor kurzem, verarmt und vergessen, enttäuscht und verzweifelt, in einem Dachstübchen des Quartier Latin an gebrochenem Herzen gestorben war. Der Franzose, dessen Eleganz sich auch auf die glänzende rhetorische Diktion seiner Ansprache erstreckte, hatte eine gefühlvolle Parallele zwischen dem Tod des ehrwürdigen alten Kämpfers und dem des, wie man sich erinnerte, zu Anfang des Krieges ebenfalls an gebrochenem Herzen gestorbenen Papstes Pius gezogen. — Die Klarheit und Vornehmheit des gallischen Geistes tat auf das nicht zahlreich erschienene Publikum ihre Wirkung. Anerkennender Applaus belohnte die Ausführungen des jungen Vicomte, der sich auf der Estrade anmutig verbeugte, aber sogleich, wie von einer Viper gestochen, zurück-schnellte, als aus einer Ecke des Saales schrilles Zischen und sogar Pfiffe ertönten.

In jenem Winkel hatten sich etliche junge Leute, offenkundig in der Absicht, die Versammlung zu stören, angesammelt. Der Vorsitzende vollführte energisches Schwingen der Glocke und verwies die

Störenfriede zur Ruhe, mit der Begründung, daß die Höflichkeit dem fremden Gaste gegenüber es verbieten müsse, etwaiges Mißfallen auszudrücken! Jeder wahre Menschenfreund, noch dazu von überparteilicher Richtung, wie die Mitglieder des „Bundes“ es ja seien, und von höherem Bildungsgrade, wie er ja ebendieselben Mitglieder auszeichne, müsse durch die humanen und in so vollendeter Form vorgebrachten Ausführungen des Vicomte de la Martinière entzückt sein. Es wäre zu bedauern, wenn der Herr Redner aus dem Zischen einen schlechten Nachgeschmack der Unfreundlichkeit mit sich heim nähme. „Wir müssen“, so schloß der Vorsitzende, „überhaupt mehr auf den Eindruck bedacht sein, den das Ausland von uns in diesem Augenblick hat.“ Schon wollte er dem nächsten Redner, einem verwaschenen Nationalökonom, der gelegentlich als Verlegenheitseinschiebsel und Lückenbüßer bei Absagen vorgemerakter Redner herangeholt wurde, das Wort erteilen, als aus jener Ecke rebellische Rufe laut wurden:

„Sprechen Sie von heute und von Berlin!“

„Die Stadt starrt von Stahlhelmen, Tanks und Maschinengewehren!“

„Sprecht vom Putsch!!“

Abermann sah auf dem Podium den Kameraden Gehlens auf den Vorsitzenden einreden. In der Mitte des Saales stand jetzt ein Mann auf, den Abermann des öfteren bei Diskussionen in demagogisch autoritärer, keinen Widerspruch duldender Weise hatte sprechen

hören. Der Mann rief in tadellosem Französisch zu dem Vicomte hinauf, er möge doch erklären, aus welchem Grunde der alte ehrwürdige Victor Vanneau, von den Pazifisten verlassen und verleugnet, weniger an gebrochenem Herzen als Hungers gestorben sei? Sei etwa die Ursache seines Schicksals in der ausgesprochenen und oft freimütig verkündeten Liebe des Alten zu der Ideologie und den Taten der Sowjetregierung zu suchen? Ja oder nein, Monsieur?? —

Vergeblich suchte Herr von Stulpnagel den Redner niederzuklingeln. Die rebellische Ecke schrie im Chor: „Nieder mit den Phrasendreschern! Nieder mit den Phrasendreschern!“ Und trotz Klingel und Geschäftsordnung sah man den Mann aus dem Saale, es war der bekannte ehemalige Bankbeamte de Haan, mit energischen Schritten das Podium besteigen. Der Nationalökonom machte eine Handbewegung, die in ihrer Hilflosigkeit Lachen erregte, und trat von dem Rednerpult zurück, das de Haan sofort mit beiden Händen umklammerte, um zu zeigen, daß jetzt er an der Reihe, seine Meinung zu äußern, und nicht vom Platze zu weichen entschlossen sei, solange er es für gut halten sollte, zu reden! —

„Es widerspricht wohl Ihren Prinzipien und Ihrer guten Kinderstube, verehrte Herren, sich in dieser Zeit mit Ihrer Gesinnung und Ihrem Aktivitätsbedürfnis auf die Straße zu begeben? Auf die Seite der Hungernenden und Frierenden, und en face von Maschinengewehren? Das Versagen des Pazifismus, der nur in wohldurchwärmten Sälen und ditto bürgerlichen

Feuilletonspalten zu protestieren versteht, ist ein bedeutsames Symptom des Auflösungsprozesses der ganzen bürgerlichen Gesellschaft; ob Sie das zugeben oder nicht, meine Verehrten! Sie sehen dem hemmungslosen Emporschießen des Militarismus und der denselben drapierenden patriotischen Phrasen ebenso wie der Aktivität der Winzentleute, deren Weizen stürmisch zu reifen begonnen hat, zu, aber was tun Sie? Etliche hundert Schritte weit vom Gefahrenzentrum stecken Sie den Kopf in den Sand!“

Interessiert frug der Vicomte Herrn von Stulpnagel: „Qu'est que ça veut dire: den Kopf in den Sand?“

Herr de Haan fuhr fort: „Geben Sie Ihre Philanthropie auf, das ist es, was ich Ihnen rate! Wenn Ihre Nerven es Ihnen verbieten, zu handeln, auf der Straße zu handeln, dann schweigen Sie. Aber für Ihre ehrenwerten Betätigungen der Friedenszeit ist der Augenblick ungünstig — begreifen Sie doch das, meine Herren! Die Barrikade Ihrer Floskeln und Phrasen, einschließlich der von der bewußten ‚Heiligkeit des Lebens‘ und der demokratischen Freiheit der Meinungsäußerung und so weiter, all das, was Sie so lang im Munde herumgedreht haben, bis ein wahrhaft tätiger Mensch ausspeien muß, wenn er es hört — nun, ich muß zugeben, ich habe mich verheddert: eine Barrikade in dem Mund herumdrehen, ausspeien — kurz und gut: predigen Sie mal der Soldateska draußen die Heiligkeit des Lebens, diesen Mordgesellen — pardon, ich meine damit natürlich

die Winzentbande! Im übrigen, meine Herren, wie steht es mit den Fundamenten Ihrer bürgerlichen Existenz? Ihren geehrten Bankguthaben? Die heiligen Rechte des Kapitals, das die bösen Feinde des Pazifismus, die unartigen Russen, so unwirsch behandeln! Rechnung auf den Tisch, meine Herren! Rechnung!!“

Herr von Stulpnagel verließ das Podium. Einige folgten ihm. Auch im Saale begann der Aufbruch. Allein auf dem Podium geblieben, sah sich der junge Franzose nach einem Dolmetscher um. Die Versammlung war gesprengt.

Als Abermann in der Garderobe Mantel und Hut entgegennahm, stand plötzlich Gehlens neben ihm. Er sah aus, als habe er sich soeben Tränen aus den Augen gewischt. Draußen auf der Straße begann er, indem er Atem zu holen schien: „Ich kann ja nicht, ich kann nicht unter diesen Menschen bleiben. Aber was ist da zu tun. Ich gehöre dorthin. Zurück! Was soll ich tun? Sie wissen, ich lebe arm genug. Ich kämpfe für meine Idee so gut wie irgendein anderer Proletarier. Nein, nicht ein anderer. Ich bin keiner. Ich gehöre zu diesen, da oben auf dem Podium. Nicht zu jenen, die jetzt, in den Straßen in Tempelhof — wo soll ich denn bleiben? Was kann ein Einzelner anfangen? Wem soll ich mich auf der Straße zugesellen. Gegen wen aufstehn. Auf der Barrikade — ich kann nicht schießen.

Nie ein Gewehr in der Hand gehabt. Im Krieg Lazarettgehilfe. Die Arbeiter — ich rede eine andere Sprache. Wenn man sehen wird, in welchem Zustand ich mich befinde, wird man mich auslachen, wegstoßen. Was soll ich? Was soll ich machen? Wohin soll ich? Ich muß zurück. Zu jenen dort. Ich gehöre zu ihnen.“

Er drückte die Hand Abermanns wie ein Verzweifelter, der sich an die letzte Stütze klammert. Abermann sagte zu sich selber: . . . die Welt ist auf einem Auge blind. Schließt ein Auge vor der Wirklichkeit. Die Halbheit, dieser Widerspruch, diese Schizophrenie, das Ende der Zivilisation angebrochen. In Lüge und Halbheit untergehn. Der Ekel vor der Welt, vor der Verbindung mit Menschen; dieses Stückwerk; ich verstehe nichts mehr. Stückwerk unsere Kenntnisse, Beobachtung der Natur, des Menschen, der Schichtungen. Ein Ende machen. Rasch. Aus Scham, aus Überdruß, aus der Einsicht des Unerfüllbaren. Geht der Körper zu Ende, konzentriert sich die Seele auf Imponderabilien. Man kann, wenn diese Gewalt über den Körper bekommen haben, ihnen nicht anders entgehen als durch die Aktion. Somit wäre das in Ordnung. Ein Demagog, was weiß der? Aber Aktion, mit wem, gegen wen? Schwimmend zwischen zwei Kontinenten, nicht zu diesem, nicht zu jenem, auf einmal erblindet. Abwendung von allem, oder Brüderlichkeit? — — — Plötzlich erschien ihm jener Doppelgänger vor der Seele, jener Abel Hermann (so wollen wir ihn nennen —

ach, ebenfalls mit einem Namen aus dem Telephonbuch!), der sich jetzt als Mitglied einer kleinen Vereinigung bekannte, die die Gegensätze unter den arbeitenden Menschen, politische, menschliche, aus der Welt schaffen wollte. — — Ob Gehlens von dieser kleinen Gruppe Kenntnis hatte? Von Abel Hermann? — —

Am Potsdamer Platz blieb Gehlens stehn. Er war wieder kühl und sachlich geworden. Er hätte in diesem Zustand keinen Artikel fertiggebracht. Keine Rede halten können. Seine Vernunft dominierte wieder. Seine Züge, hinter denen Fanatismus zu lauern pflegte, ewig sprungbereit, waren durch Selbstbeherrschung gebändigt. Er legte die Hand auf Abermanns Schulter, sprach aber über diese Schulter hinweg, vielleicht ohne seiner Geste bewußt zu sein. „Selbstverständlich kämpft eine Kaste, ich meine das Militär, eine Kaste, die ihre Existenz fast eingebüßt hat, für die Wiedererringung ihrer Existenz. Selbstverständlich kämpft eine Kaste, die sich in ihrer Existenz bedroht fühlt, ich meine die Winzents, um die Befestigung ihrer Existenz. Freiwillig gibt keiner seinen Besitz auf. Am allerwenigsten der Ausnützer fremder Arbeit. Das ist der Selbsterhaltungstrieb. Jeder kämpft dafür, was er hat, was er behalten will, was ihm zu seinem Leben verhilft. In der Inflation, jawohl, als der Besitz über Nacht verschwand, da haben die keinen Finger gerührt, die ihn sonst vorher und jetzt mit Klauen, Nägeln und Zähnen verteidigt hatten und verteidigen

würden. Ein Lehrgang für Besitzinstinkte! Gut so. Soll doch eine neue Welle kommen und alles wegspülen. Seelische Erhöhung, selbsttätig, zur Überwindung des Besitztriebes — — da müßte ich schon lachen! Im Proletariat oder den Klassen, die heute proletarisiert sind, erwarten Sie: Millionen resignierte Arme, Alte, Erschöpfte, Hoffnungslose, die ins Vegetieren sich gefunden haben. Vor der Zeit Gealterte; solche, die nie die Fähigkeit besessen haben, zu arbeiten und zu erwerben, und jetzt mit Genugtuung inne werden, daß auch die Arbeitsfähigen, die Tüchtigen, untätig verkommen müssen — — die Demütigen, die Schwachen, Willenlosen, daneben die Hochsinnigen auch, die Phantasten, die Heiligen der Menschheit — — alle verwesend, verkommend — — ach, nichts ist so schwer wie der Weg zum Proletariat . . .“

Man muß — — was muß man denn? fragte sich Abermann. Jung sein etwa? Nie so weit weg gewesen von der Gemeinschaft wie in den Jahren der Jugend! Gesund sein? Herr seiner Sinne, seines Körpers? Dieses trübe Auge — was war's denn — eine Ausrede! Beschönigung für die Unwilligkeit, vielleicht Unfähigkeit, zur Gemeinsamkeit vorzudringen! — Den Weg nicht zu finden! — —

Gehlens sagte: „Jedermann weiß heute, was der nächste Krieg sein wird. Auf den Straßen stehn die alten, harmlosen Maschinengewehre, aber in den Häusern verbergen sich die Gasbehälter, die Bomben und Spritzen. Die im letzten Krieg erobert

haben, wollen das Eroberte behalten, die verloren haben, das Verlorene zurückgewinnen. Gier, ungeheure, nach Begehrtem und Entbehrtem. Schöne sittliche Vorstellung, mit der immer noch geflunkert wird: Vaterlandsliebe und Verteidigung! Wenn die Gasschwaden heranziehen! Welches mit Vernunft begabte Wesen darf heute an anderes denken als daran: das nackte Leben, das heißt: die eigne Arbeit, ob sie nützlich oder schädlich ist, die eigne Arbeitsmöglichkeit zu bewahren, vor der letzten Zerstörung in Sicherheit zu bringen? Ist das Feigheit? Sind nur die dort auf dem Podium, woher wir kommen, zusammengebrochen, die man am Weiterreden verhindert hat? Größere, wichtigere Organisationen als dieser Bund sind zusammengebrochen! Die aus dem primitiven Instinkt der Menschen ihre Existenz hatten — nicht aus der Passivität, wie die Pazifisten, nein, aus dem Machtbewußtsein — noch dazu der Massen!! Die Zweite Internationale, die Sozialdemokratie!! Sie haben die Massen in der Hand gehabt, sie haben die Macht in der Welt besessen, sie haben — wohin ist ihre Macht geraten, wohin sind ihre Massen geraten? Aus ihrer Hand! Sehen Sie doch, wer sie aufgehoben hat, diese Macht — aus dem Dreck, wohin jene sie haben fallen lassen! Die eiserne Faust, die gepanzerte Faust — morgen werden wir sie zu spüren kriegen!“

Abermann wollte sprechen, Gehlens riß an seinem Mantel, daß er verstummte. „Der Besitz! Der Besitzinstinkt! Betrachten Sie die Engländer, die

Arbeiterregierung, haha! Sehen Sie doch, was aus den hehren Fabiern geworden ist, da finde ich eine Verwandtschaft, jawohl, mit denen dort, die auf dem Podium nicht weitersprechen durften — auch die kommen von einem ebenso hehren, bürgerlichen Fabierklub!! Fortschrittlichste Organisation der bestgesinnten, edelsten, bewährtesten Arbeiterführer eines freiheitlich gesinnten Volkes!! Diese Intellektuellen — lesen Sie ihre Broschüren — vor der Macht, versteht sich! —, ihre Traktätchen — nichts war ihnen heiliger als die Freiheit, aller Erdenvölker Freiheit — und jetzt, wo sie an der Macht sind — sehn Sie an, was die Maschinengewehre, die Gasbomben, die Kavalleriesäbel und die Polizistenknüppel in Indien ausrichten, in Palästina, in Ägypten — das ist die Macht, das ist der Besitz, der heilige imperialistische Besitz, den man nicht angreifen darf, den man verteidigen muß, den man sich nur nach zähem, erbittertem Kampf entreißen lassen wird, nach dem Untergang von Millionen — die hehren Fabier, das oberste Gesetz der Befreiung der arbeitenden Massen der Welt! — Der Besitz, der heilige Besitz, das oberste Gebot — —“

„Ich weiß“, sagte Abermann. —

Beide blieben plötzlich, wie gebannt, stehen. Von irgendwoher — es war sonderbar, alle Menschen auf dem Platz blieben stehn und horchten —, irgendwo mußte, und es ließ sich nicht lokalisieren, woher die Töne herkamen, irgendwo mußte ein Lautsprecher aufgestellt oder verborgen sein, aus dem über den Platz Laute hinwegstrichen . . .

Überall standen Menschen in Gruppen beisammen, blickten nach allen Richtungen, in die Höhe. Es klang, als ob ein Luftfahrzeug am nächtlichen Himmel über den Platz hinwegschwebe, und aus ihm tönnten, durch ein riesiges Megaphon, unerhört verstärkte Laute; Laute, die die Hupen der Automobile, das Klingeln der Straßenbahn, das Dröhnen des Verkehrs nicht zu unterdrücken vermochte.

Ein Mann ging vorüber, wies mit dem Finger nach oben, sprach leuchtenden Auges:

„Der Moskauer Sender!“

Abermann und Gehlens blickten dem Mann nach. Sie gingen zu einer Gruppe von Menschen, die beisammenstanden und ebenfalls nach oben blickten.

„Der Moskauer Sender! Der Moskauer Sender!“

Woher kamen die Töne? Man stand vor der Kaffeeterrasse; drüben war das Palasthotel. Zwischen diesen beiden Ecken erhob sich ein neuer Bau. Auf der anderen Seite der Potsdamer Straße: ein Bierpalast; Lichtreklame: „Werde schön durch Elida“; dahinter der Potsdamer Bahnhof. Gegenüber das Hotel Fürstenhof.

Woher kamen die Töne? Irgendwo mußte ein Lautsprecher, vielleicht mehrere, aufgestellt sein — geschickt, geschickt, so daß man nicht wahrnehmen konnte, woher die Töne kamen. Sie kamen, klar akzentuiert, allen hörbar — „Hier spricht Sowjetrußland. Hört den Sowjetgedanken, Völker der Welt! Der Tag des letzten Gefechts, ihr habt die Internationale oft gehört, oft mitgesungen — Völker, hört

jetzt die Signale. Wir künden ihn euch an, wir Völker der Sowjetunion, den Tag des letzten Gefechts!“

Man sah Schutzpolizei in die Häuser eindringen, auf Gerüste steigen. Hinter Abermann und Gehlens liefen Menschen die Treppen des Kaffeehauses empor. Drüben in das Haus mit den Lichtreklamen Polizisten und Passanten. Doch der Lautsprecher verkündete ruhig weiter die Botschaft Sowjetrußlands.

Ein Chor sang, jetzt, tausende Meilen weg von Berlin, die „Internationale“ in einen kleinen Apparat, nicht größer als eine Konservenbüchse, die, in Drähten aufgehängt, die Botschaft über die Welt aufnahm. Ein wunderbarer russischer Männerchor sang russische Worte, die „Internationale“ auf Russisch.

Gehlens wollte sprechen. Gebannt und erschüttert hielt ihm Abermann den Arm fest, so daß er verstummte. Nach einer Weile entstand eine Störung: Pfeifen und Zischen, eine atmosphärische Störung vielleicht, keine Störung des Senders. Sekunden später kam der Refrain der ersten Strophe, von dem fernen Chor mit fremdländischem Akzent, aber deutsch gesungen!

„Völker, hört die Signale . . .“

Gehlens zog Abermann mit sich, auf die Terrasse des Kaffeehauses, an der Ecke der Bellevuestraße. Auf der Treppe wendete er sich nach dem Platz um: „Nüchtern betrachtet, besteht bei den Vorbereitungen des nächsten Weltkriegs die Alternative: werden sich die Völker der Welt im Dienst des kapitalistischen Systems durch Parolen nationalistischer

Vergiftung in die Gasschwaden treiben lassen, oder wird, wenn die Sowjetrepublik bedroht ist, ein Weltbürgerkrieg entfacht. In beiden Fällen werden wir alle sterben.“

Ein Mann ging die Stufen hinauf, er griff Gehlens und Abermann unter die Arme und schob beide nach der Drehtür des Kaffeehauses: „Nüchtern betrachtet, besteht für euch und uns etcetera die Alternative: werden wir den Weltkrieg auf einem Konzertpodium verhindern oder in einem Kaffeehaus.“

Es war Halling. Oben im ersten Stock des Kaffeehauses schleppte der Kellner, als er Hallings ansichtig geworden war, einen außerordentlichen Haufen von Abendblättern herbei und legte den Stapel vor Halling nieder. „Einen Augenblick, Freunde!“ sprach der Journalist, beugte sich über die Zeitungen und schob die Brille auf die Stirne hinauf. Abermann hörte ihn, wie geistesabwesend, vor sich hin reden. „Amerika. Da haben wir's. Die letzten Anleihen — versagt. Verhandlungen abgebrochen — dagegen mit Rußland wieder aufgenommen. Da haben wir's! Flüssige Millionen für Rußland. Börsenpanik in London. Die Schweiz — Spanien, Schweizer Geld in Spanien. — Anilin beginnt mit Lohnabbau. Winzent Tempelhof schließen. Steuereingänge im letzten Quartal 47 Prozent gegen 32 im vorigen minus. — Nach drei Wochen wieder erscheinen darf. Schlagzeile: ‚Letzte Hoffnung: Aktion der Sowjetregierung‘ — morgen wieder verboten; geniale

Strategen! Interpellation im Unterhaus: Abfall der Dominion Kanada? Ach, diese Blättchen, Schmutz, Lüge, Maul voll —“

Leute eilten an die Fenster, rissen sie auf: unten auf dem Platz knallten und ratterten schwere Lastwagen mit Schutzpolizei vorüber. Der Lautsprecher war für Minuten verstummt oder durch den Lärm übertönt. —

Halling war zum Telephon gelaufen.

„Die Luft werden sie nicht verbieten!“ rief jemand.

„Einen Lautsprecher nicht aufspüren können! . . .
. . . Nette Zustände! . . . Wie wird es erst gehen, wenn die Bombenwerfer, nachts, über den Potsdamer Platz heranschweben?“

Gehlens legte den „Vorwärts“ auf den Stapel zurück: „Sie lebt noch, die Zweite Internationale!! Sie lebt noch! Sie werden noch Lebenszeichen finden. Der Ruin der Welt, durch Unfähigkeit, Unwilligkeit, Kompromiß, Verbonztheit, heiliges Ideal der Dreizimmerwohnung, ja, ja, Arbeitslosigkeit bei uns, aber seht doch — leiden wir so, wie die dort, in dem infamen — ach, wozu weiter. Zersplitterung, Zerfall, die Massen der Arbeitenden, statt zusammen, gegeneinander —.“

„Wann“ — sagte Abermann langsam — „wann haben sich die Massen zu ihrem Heil führen lassen? Ist denn, nur in einem einzigen Land, die Einigkeit

der Arbeitenden zu erreichen? Eine messianische Idee, der Grundgedanke der Welt — es wird ein Medusenantlitz sein, ein Medusenantlitz steigt über die Menschen in die Höhe!“

Halling war vom Telephon zurück. „Der Lautsprecher hat auf Ihre künstlerische Phantasie anfeuernd gewirkt, mein Lieber!“ sagte er und klopfte Abermann auf die Schulter. „Übrigens — ähnliche Erscheinungen auf dem Bülowplatz — nun, dort wird man den Teufelsrachen schon leichter lokalisieren können! — in der Hasenheide, in Siemensstadt, in Tegel, am Wittenbergplatz, in Moabit — sie arbeiten gut, die Teufelskerle — tüchtige Monteure, glänzende Regie!“

Halling trank seinen Kaffee aus, wischte sich über den Mund und sagte: „Ich werde Ihnen etwas sagen. Und das sage ich nicht als Redaktionskuli von Siebenbräu und Kompagnie, nicht als Kuli in der Nachtredaktion des sogenannten ‚Pionier‘, sondern eher wie ein Mensch im Dampfbad, aller Abzeichen und Würden ledig, angetan nur mit seinen Narben, im ehrlichen Lebenskampf errungen. Der letzte Weltkrieg hat den Bolschewismus gezeugt, zugegeben; damit ist aber keineswegs gesagt, was jetzt so allgemein, gedankenlos, an den Straßenecken und in den Gehirnwinkeln verlautbart, daß der nächste die Weltrevolution, das heißt die Sowjetrevolution erzeugen werde! Sehen Sie doch die Zerrüttung und Zerstörung in der Welt an, und messen Sie den Abstand der technischen Kriegsmittel des vorigen und

des nächsten Krieges aus. Die Russen mögen ein gläubiges Volk sein; daß sie das mystische Volk unter den Völkern der Erde sind, das können Sie sogar in der Art von Blättern lesen, wie das eines ist, in dessen Redaktion ich meine Nächte zu verbringen habe. Gut. Die Russen haben daher den letzten Weltkrieg überstanden, ohne unterzugehen. Aber der Gläubigste unter ihnen wird heute, es sei denn auf Kommando, das unmittelbare Bevorstehn der Weltrevolution nicht mit gutem Gewissen erwarten oder verkünden können. Wissen Sie, was bevorsteht? Die Weltanarchie!“ Er wiederholte: „Die Weltanarchie.“ Ein Kellner ging vorüber. „Herr Oberkellner! Die ‚Dortmunder‘ habe ich noch nicht gehabt! Den ‚Generalanzeiger‘, ich bitte gehorsamst!“ Der Kellner stürzte davon. „Augenblick, Herr Doktor, Augenblick!“

Abermann sah vor sich hin. „Einigung der Massen! Die Arbeitenden der Welt einigen!“ Gehlens schüttelte die Asche seiner Zigarre vom Rock: „Seltsam, seltsam. Weltanarchie — wo habe ich das schon gehört? Da gibt es, irgendwo bei Britz, im Osten, ein paar Leute, die auch von der Weltanarchie faseln — und von der Einigung, ein paar Leute, religiös oder ich weiß nicht, Sektierer —.“

Abermann horchte auf. „Meinen Sie die Leute um Abel Hermann?“

„Ja. Da ist ein alter Bekannter von uns, ein ehemaliger Hauptmann — und dann noch ein Blinder, ich glaube, er heißt Weinschenk —.“

Über den Platz tönte, es war jetzt wieder ganz deutlich zu hören, von unauffindbaren Lautsprechern verbreitet, die „Internationale“.

Der Omnibus, den zu benutzen der Mann, den ich Abel Hermann benannt habe, Herrn Abermann empfohlen hatte, fuhr durch die Hasenheide und hielt auf einem Platze, der, etwas versteckt, etwa hundert Schritte abseits von der großen Verkehrsader lag, dem Richardplatz.

Mitten auf dem Platz gewährte man ein altertümliches Gehöft, das von einer Mauer umgeben war. Das Tor des Gehöfts ließ den Blick auf ein ebenerdiges Haus mit verwittertem Schindeldach zu und auf eine verrauchte Hufschmiede, in der in einer Esse ein Feuer loderte. Ein Berg aus alten Hufeisen, rostig und wirr, war bis ans Dach hoch aufgeschichtet. Man sah vor dem Platz, auf dem Kinder spielten, eine Dorfkirche mit plumpem Turm stehn. Ein Monument unweit der Kirche verkündete die Dankbarkeit der Nachkommenschaft der hier aufgenommenen Böhmen gegen den auf dem Sockel stehenden Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. Auf einem Relief, das in den Sockel eingelassen war, gewährte man ältliche Leute und Kinder, die ihren Hausrat in Karren hinter sich herschoben, durch eine unter der Achsel an den Leib gepreßte Bibel behindert. Die Jahreszahl 1755 zeigte den Zeitpunkt der Emigration an, das Monument indes war bedeutend jüngeren Ursprungs.

Hier, in dieser Gegend, befand sich das „Böhmische Dorf“, ein nur wenigen Berlinern bekannter Teil der östlichen Stadt. Von diesem ehemals wohl umfangreicheren Gebiet war bloß ein kleiner Kern von alten ebenerdigen Häuschen, die in kleinen Gärten verborgen lagen, übriggeblieben. Die Straßen an der Peripherie des „Dorfes“, nach Johann Hus und nach den Deutschen, nämlich den „Niemtzi“, benannt, wiesen moderne Bauten auf. Ein Bauzaun trug, in großen Lettern, das Zeichen der brennendsten Gegenwart, den Aufruf der Kommunisten: „Denkt daran! 33 Tote! Heraus am 1. Mai!“

Der Kern aber des Dörfchens schien, mitten in diesen Merkmalen der neuen Zeit, abseitig und wie verschollen und versunken. Dünne Glöckchen läuteten vom kleinen Turm eines langgestreckten Hauses, das einen Betsaal umfaßte. Hier hatte die Brüdergemeinde der Böhmen ihren Versammlungspunkt.

Diese Böhmen, aus ihren Geburtsstätten vertrieben, da sie im Schmalkaldener Krieg nicht gegen Protestanten kämpfen wollten, lebten in einer kleinen umfriedeten Gemeinde noch immer nach den Geboten ihrer Gottesfurcht, soweit es die moderne Zeit zuließ. Die Grundlage ihrer Vereinigung bildeten die Gebote der Bergpredigt. Daß sie nach diesen Geboten den Eid, staatliche Anstellungen und Kriegsdienst verweigern mußten oder durften, dem widersprach das traurige, mit vielen Namen versehene Grabdenkmal der im Weltkrieg gefallenen Brüder der Gemeinde.

Hier war ein Stückchen Vorzeit übriggeblieben, ein primitives Stückchen Stadt, ein Fremdkörper nicht nur dem Wesen, sondern offenbar auch der sozialen Gestaltung nach. Denn ärmer und bescheidener als die Umgebung, die mit modernen Bauten das „böhmische Dörfchen“ immer mehr umschnürte, schienen die Häuschen mit ihren primitiven Gärten zu sein. Offenbar wohnten hier noch ärmere Menschen als in dem von Arbeitslosen wimmelnden Neukölln überhaupt. Zwei kleine Straßen, die Kirchstraße und die holprig gewundene Gärtnerstraße, waren es, die der „Doppelgänger“ Abermann angegeben hatte, zugleich mit der Zeit, in der Abermann erscheinen sollte, um in das kleine Konventikel eingeführt zu werden, dem Hermann, Weinschenk, Thesius und noch einige andere angehörten.

Abermann fand, daß dieser Ort, wie abseitig die Gedanken und Ziele dieser kleinen Gemeinschaft auch sein mochten, doch reichlich romantisch aussehe. Er mißbilligte, ohne es sich zu gestehen, die Wahl dieses Ortes, denn, wenn man auch arm, abseitig, von den Segnungen der zweifelhaften Zivilisation unberührt, ein reines und bescheidenes Leben erkoren hatte, so konnte man das doch unbeschadet seiner Gesinnung unauffälliger in Hinterhäusern und Mansarden zentral gelegener Stadtteile führen.

Romantik! Abermann verzog das Gesicht ein wenig, als er in die kleine, holprige Kirchstraße einbog. Es war schon dunkel. Er blieb stehen, sah sich

um. Es war nicht leicht, das Häuschen zu finden, dessen Nummer ihm genannt worden war.

Während er dastand und um sich blickte, nahte Abermann plötzlich ein kleiner Knabe, blieb vor ihm stehen und sagte: „Sind Sie der Gast, den Abel Hermann und Weinschenk heute erwarten?“ — „Der bin ich“, sagte Abermann. — „Da müssen Sie mit mir kommen. Ich gehe auch zu unserer Versammlung.“ Abermann folgte dem Knaben. Sie blieben vor einer Gartentür stehen. Die Glocke zog an. Es kam jemand durch das Vorgärtchen und führte die beiden in ein geräumiges niederes Zimmer, in dem schon einige Personen versammelt waren.

Das Zimmer war nur mäßig beleuchtet. Abermann konnte im Augenblick nicht erkennen, wie viele Menschen hier beisammensaßen. Einige saßen auf Stühlen, einige ganz im Dunkeln auf dem Boden. Es war ein Tisch, ein Bett, ein Schrank da. Auf dem Bett lag der Blinde. Neben ihm saß eine junge Frau, die seine Hand hielt. Ihr Profil war von einer Kerze auf dem Tisch, der einzigen Lichtquelle des Raumes, flackernd beleuchtet. Zuweilen blickte sie auf den offenbar kranken Menschen nieder, zog die Bettdecke höher zu seinem Kinn empor, so daß die Brust, deren Atem rasselnd hörbar wurde, bedeckt war. Der kleine Knabe setzte sich an's Fußende des Bettes und schob die Hand des Blinden, nachdem er sie gedrückt hatte, wieder unter die Bettdecke zurück.

Abel Hermann machte auf einer Truhe, auf der er mit zwei anderen saß, dem Neuangekommenen

Platz. Neben ihm fuhr ein ällicher Mann mit grauem Spitzbart und grauem buschigen Haar auf einem mächtigen Schädel in seinem Bericht fort; denn es schien ein Bericht zu sein, den Abermann durch sein Erscheinen unterbrochen hatte. Hermann erklärte Abermann, daß er nur wenig von dem Bericht versäumt hätte. Immer, am Anfang ihrer Zusammenkünfte, nähme die kleine Gemeinschaft einen Bericht über die politische und ökonomische Lage „draußen“ entgegen, worauf man sich dann den eigenen Angelegenheiten und Besprechungen zuwendete. Der Spitzbärtige, der unverfälschten Berliner Dialekt sprach, berichtete an der Hand eines Zettels: die Bank für internationale Zahlungen habe eine Warnung erlassen; ein Gerücht werde verbreitet, die Reichsbank wolle ihre Zahlungen einstellen; es drohe also eine neue Inflation. Man sprach von einem Rückgang des Goldbestandes der Reichsbank, der in den letzten Wochen abermals über eine Milliarde ausgemacht hätte; dreimal innerhalb zweier Wochen sei der Diskont um anderthalb Prozent in die Höhe gegangen; eine Reduktion der Kredite werde offiziell angekündigt, ebenso ein Ansuchen der Reichsbank, es solle ihr für ihre Zahlungen ein Moratorium gewährt werden. —

Dieser Bericht wurde in einem Ton erstattet, der die widerwillige Erledigung einer übernommenen Pflicht ausdrückte. Ungefähr im selben Ton sprach sodann ein junger Mensch, der auf dem Boden, ganz im Schatten, saß, vom bevorstehenden

Volksbegehren, das die mecklenburg-pommerschen und Oderbruchbauern angeregt hätten: es solle die Arbeitsdienstpflicht im ganzen Reich mit radikalen Mitteln durchgeführt werden. Der junge Mann, Mitglied einer kommunistischen Jugendorganisation, berichtete von einer Revolte unter jungsozialistischen Gruppen, die zu den Jungkommunisten hinüberwollten. — In den Kasernen von Pasewalk, Neubrandenburg und Neustettin waren Meutereien ausgebrochen, die mit eiserner Faust niedergeschlagen wurden. Offiziere hatten sich den renitenten Leuten entgegengestellt, die man dann bei Nacht und Nebel aus den Kasernen fortgebracht hatte, niemand wußte wohin. Im großen ganzen aber, so berichtete die Stimme aus dem Dunkel, war der Geist der Soldaten und Polizisten in der Stadt und, wie man erfuhr, auch im Lande aufs Orderparieren eingerichtet. Nicht umsonst hatte man ja die Mannschaften aus den kampfwilligsten Elementen zusammengestellt. Die Offiziere, sie witterten Morgenluft, es war bald so weit. Erst gegen die Arbeiter, dann wohl siegreich gegen den Erbfeind, und so weiter.

Abermann konnte, als er die von der Hitze beschlagenen Gläser gesäubert hatte, die Anwesenden im Raum sehen, zum Teil erkennen. Unter ihnen bemerkte er einen Bekannten vom Ende des Weltkrieges und dem Anfang der Revolution: eben jenen Hauptmann von Thesius, den jüngst Gehlens erwähnt hatte, dann den wie ein schwäbischer Schullehrer, der in seinen Freistunden am Dorfrand

Novalis liest, aussehenden Anarchisten Witt, einen schweigsamen Menschen, der aus Hingabe für die Idee der Befreiung schon des öfteren die tollkühnsten Aktionen auf sich genommen hatte, Aktionen, deren Notwendigkeit der Augenblick erwiesen und die ihm Jahre Kerkers eingebracht hatten. Noch ein anderer war da, den Abermann kannte, der Maler Beatus Gast, dieser seltsame Mensch, der aus Kreisen des deutschen Patriziertums in die Armut und das Proletariat herübergekommen war.

Abermann fühlte: wieviel Energie, wieviel reine Kraft sich aus den großen Bewegungen, von denen die Öffentlichkeit wußte, in die Abseitigkeit solcher kleinen verborgenen Konventikel geflüchtet hatte! Hier waren Menschen, deren Umriß in der ersten, dem Weltkrieg folgenden Periode der deutschen Revolution vor der Menge aufgetaucht, ja dieser eine kurze Zeit lang vorangeleuchtet hatte, um dann in der Wirrnis und Zweideutigkeit des Niedergangs scheinbar unterzugehen. Wo waren sie geblieben, diese und so viele andere Verschwundene? Von Thesius wußte Abermann zufällig, denn er hatte ja eine Zeitlang im „Bund“ mit ihm gearbeitet und war noch nach Thesius' Austritt mit ihm einige Jahre hindurch in Verbindung geblieben — von Thesius wußte Abermann, auf welche Weise er sein Leben fristete; in kleinen, schlecht bezahlten Gewerben, zuweilen im Tagelohn als Transportarbeiter, hatte sich der aus preußischem Soldatengeschlecht stammende, zum Berufsoffizier vorbestimmte Mann durchgeschlagen.

Das Beste für Menschen, die aus dem Getriebe ausgeschieden, intellektuelle Menschen, die sich vom Bürgertum abkehrten und, um mit reinem Gewissen für die Sache der Unterdrückten zu kämpfen, ihr Leben umgestaltet hatten, blieb ja die körperliche Arbeit. Sie bildete das Element, in dem Übereinstimmung mit der Klasse gefunden werden konnte, deren Mitkämpfer man von Gesinnung wegen durch seelische und geistige Entwicklung geworden war. Die körperliche Arbeit! Abermann blickte auf die feingegliederten, doch harten Arbeitshände von Thesius nieder. Einmal, in einer unausdenklichen Zeit, sollte die körperliche Arbeit, von der Schwere der Fron befreit, das Element sein, in dem die Trennung zwischen den Klassen, zwischen Gebildet und Ungebildet, vielleicht zwischen Klug und Einfältig aufgehoben, aufgelöst werden würde!

Der junge Kommunist schloß: wenn die Arbeitslosenunterstützung, die bisher um ein Drittel reduziert worden ist, noch lange weiter so reduziert werden wird, dann gibt es kein Halten mehr, dann ist die Entscheidung da. Der Spitzbärtige berichtete: am Magdeburger Platz hatten die Händler in der Markthalle auf eine eindringende Gruppe Hungernder mit Revolvern geschossen, mit Stangen, sogar Gummiknüppeln losgedroschen. Woher hatten sie diese Waffen? Auf Hungernde schießen und hauen! In den Zeitungen wurden solche Ereignisse wie Läppereien behandelt. Man schrieb mit dicken

Lettern über solche Berichte: „Krawall“ und glaubte, damit sei es getan. —

Eine Stimme machte sich vernehmbar. Es war eine unangenehme, wie künstlich emporgeschraubte Stimme, die sich im Affekt zuweilen zum Diskant verschärfte: „Das sind auch in der Tat Läppereien! Was denn sonst? Lumpenproletariat, das ums Fressen plündert! Parteigemäß Ausgebildete kämpfen nicht um ein Stück Wurst und einen Laib Brot.“ — „In jener Gegend wohnt wenig Lumpenproletariat, die Hungernden waren verelendete Kleinbürger. Einer von den Schwerverletzten ist der Kunstmaler Nohler.“ Die Stimme: „Um den ist nicht schade! Was liegt daran, wenn solch ein Kleckser eins über den Schädel bekommt . . .“ Die Stimme verschärfte sich zu autoritärer Betonung: „Mit solchen Anschauungen ist man wohl in diesem erlauchten Kreis unten durch?“ — „Was haben solche Redensarten für Zweck?“ — „Soll das Scharfmacherei sein, oder was sonst?“ — „Komisch, daß ihr hier von Kunstmalern und ähnlichen sprecht. Kennt man so etwas noch? In einer Periode des Kampfes gibt es nur welche, die die revolutionäre Linie wahren oder die von ihr abfallen. Daß dieser Nohler nicht zum Proletariat gehört, hat er durch seine Kleckereien wohl bewiesen. Diese Farbenrevolte kennen wir! Davon ist nichts zu erwarten. Das Proletariat kämpft nicht um Farben und Flächen und nicht um Bockwurst und Schrippen, sondern für das Ideal!“ Abermann schien es, als hörte er das Wort „Ideal“ zum erstenmal,

im höchsten Diskant, herausgeschrien — wenn das kein Entgleister war, der die Kunstbetätigung aufgegeben hatte!?? Er wußte von solchen Gestalten, die ihre Minderwertigkeit durch politische Betätigung aufzuheben suchten; im „Bund“ taten sie es durch den Kampf für pazifistische Ideale, dieser hier aber für das Ideal der „Linie“. Verstimmt sagte sich Abermann, daß er Leuten dieser Art sonst in weitem Bogen auszuweichen pflegte. Sollte man einem Kreis nicht mißtrauen, in dem Stimmen wie diese frei ertönen durften? Er erwartete, Beatus Gast werde Nohler verteidigen. Gast aber schwieg.

Der ältliche spitzbärtige Mann berichtete von einem Erlebnis, das er in der Nähe des Funkturms gehabt hatte. Dort waren schon Passanten angehalten und nach Waffen durchsucht worden. Außerdem hatte er vor einem Neubau einem Zusammenstoß zwischen Streikbrechern und Arbeitslosen beigewohnt. — Ein merkwürdiger Fall hielt Borsigwalde in Atem. Vorgestern war es einer Rotte gelungen, aus dem Tegeler Gefängnis auszubrechen. Offenbar war dieses Unternehmen wohl vorbereitet gewesen. Bewaffnete Streifen konnten keinen in Sträflingskleidung Steckenden mehr in nächster und fernerer Umgebung des Gefängnisses vorfinden.

Hauptmann Thesius hatte Abermann erkannt. Er war auf ihn zugekommen, hatte ihm beide Hände geschüttelt, sich dann auf seinen Platz zurückbegeben und sprach nun: „Die Massen sind, bis auf vereinzelte Verzweiflungsausbrüche, stumpf und willenlos.“

Nicht umsonst hat man sie so viel Jahre lang systematisch verelenden lassen. Apathisch, man kann sagen fatalistisch treiben sie der Zukunft entgegen. Kaum ist so etwas wie ein Gedanke an Erlösung aus diesem Zustand mehr von ihnen zu erwarten. Ruhig lassen sie, ja wir alle uns ins Nichts hinunterfegen.“

Die junge Frau, die an dem Bett des Blinden saß, sprach. Aus ihrer Stimme klang etwas Herzza-reißendes durch; ein Leben voller Qual, Enttäuschung: „Worauf warten wir denn noch? worauf wartet das Proletariat eigentlich? Was will man denn noch mit den Menschen anfangen?“

Jene Stimme antwortete ihr: „Das müssen Sie schon denen überlassen, Genossin, die von Disziplin etwas verstehen. Worauf wir warten? Auf das Signal! Wenn das Signal da sein wird, dann werden die, auf die es ankommt, schon in Bewegung geraten. Darauf können Sie sich getrost verlassen.“

Thesius stand jetzt in der Mitte des Zimmers: „Das ist es, was uns verdorben hat. Jawohl! Das Signal, diese Parteisirene: Antreten! Die Partemaschine, dieser Apparat, der soll uns in Bewegung bringen? Wonach wir Ausschau halten, das ist keine Maschine. Wer entfacht die Revolution? Ein paar spärliche rebellische Menschen, ein Fähnlein, eine kleine Schar, die plötzlich vorwärtsbricht.“

„Das haben Sie ja glänzend bewiesen, Genosse Hauptmann, was es damit auf sich hat! Die Revolution, in der Sie wiedergeboren sind (ich spreche da in den Ausdrücken Ihrer religiösen Ideologie,

bemerken Sie das bitte), diese Revolution ist nicht durch eine kleine Schar, ein Fähnlein von rebellischen Menschen, sondern aus der nüchternen Zwangsläufigkeit ökonomischer Entwicklung geboren worden. Was haben die Anführer des Fähnleins (wie Sie bemerken, gebrauche ich immer Ausdrücke Ihrer mittelalterlichen Ideologie) erreicht? Sagen Sie gefälligst nichts gegen die Parteimaschine. Diese Maschine ist ein Tank!! Er wird von einem Mechaniker geführt, der mit der Kraft, die in dieser Maschine steckt, umzugehen versteht. Und diese Maschine wird das Fähnlein glattbügeln, als ob es ein Fliegenschwarm wäre.“

Unbeirrt fuhr Thesius fort: „Die Schar der Disziplinierten, durch die Routine Erstorbenen, Erstarrten! Alle geben sie an, Pflichtbewußtsein zu besitzen, und es ist nichts als Gedankenlosigkeit. Gehorsam — so viele Starke und Dienstwillige, durch die Parteimaschine gegangen, von der Disziplin zermürbt, eingeschläfert, vernichtet, alte Rösser, die nur mehr durch das Trompetensignal, die bewußte Sirene, in Gang gebracht werden können, wie der todstumpfe Arbeiter in der Früh' durch die Weckuhr. Diese Maschine ist es ja, die den Aufruhr niederschlägt, das dünne Blut noch mehr verwässert. Jahrelanger Zwang, Verordnungen, Vorstellungen von Notwendigkeiten, von Maßregeln — wer diktiert sie denn? Seht sie doch an, die das Diktat erlassen! Beharrungsvermögen der Niederen, Geringen; untergeordnete kompromißsüchtige

Geister — das sind die Führer eurer Partei mit der Signaltrompete in der Tasche und der Disziplin der Parteimaschine. Wenden wir uns von den Massen ab, wenn wir dieser Disziplin den Gehorsam verweigern? Gehorsam — labilen unsinnigen Verordnungen, deren Unsinn in wenigen Stunden schon eingesehen wird und die darum, umgestoßen, ins Gegenteil verwandelt werden! Das Pflichtgefühl in stürmisch drängenden Menschen darf nicht niedergedrückt, verwirkt, vernichtet, unbrauchbar gemacht werden! Das ist es, was ich hasse wie den Tod.“

Im Bett erhob sich Weinschenk: „In Rußland — hat es da keine Disziplin gegeben, Bruder Hauptmann?“

Wieder jene Stimme: „Ach Rußland, Genosse Weinschenk, dem Genossen Hauptmann wird Rußland kein Argument sein.“

Thesius blickte über seine Schulter: „Ihnen will ich antworten, Weinschenk. Schwerer wäre es mir, mich mit Ihnen auseinanderzusetzen, Genosse Pfister. Der russische Kommunismus unterscheidet sich von allen anderen politischen Strömungen der Welt eben durch das eine, das uns in diesem Raum — ich kenne Sie ja nicht alle, vielleicht mit einigen Ausnahmen — zusammengeführt hat. Die russische Disziplin, diese Disziplin einer kleinen siegreichen Partei, ist nichts anderes als eine logische Weiterentwicklung der panslawistischen Idee, die ich aus meiner Jugend . . .“
— „Nationalismus also — das nenne ich mir eine Entdeckung!!“ — „Die Idee des Panslawismus: keine

Politik, keine nationalistische Idee, sie hatte ihren Ursprung jenseits von allen Vorstellungen einer Nation, in dem religiösen Grundcharakter dieses Apostelvolkes der Russen; die Voraussetzungen sind in den russischen Massen wohl genährt worden aus einer abgründigen Weltfremdheit, in der man die breitesten Volksschichten tausende Jahre hindurch geknechtet, zum klaren Denken unfähig gemacht hat; aber es sind gläubige Massen, und aus dieser, von europäischen, aber noch geheimnisvoller aus asiatischen Quellen stammenden Veranlagung entstand der große Mensch Tolstoi.“

Wie auf ein Stichwort erscholl das Gelächter dessen, den Thesius den Genossen Pfister genannt hatte. „Da widerlegen Sie sich aber tüchtig, das muß ich schon sagen! Der Künstler Tolstoi — denn er war ein Künstler, ein verworrener Kopf —, lebte er heute noch, er würde seinen schmerzenden Schädel in die Kissen seines Bettes vergraben und seine Ohren mit lautem Schluchzen betäuben. Wer ist es denn, der die Grundlagen unserer heutigen Zeit erschüttert? Nicht der religiöse Mensch ist es, bei Gott — es ist der kühle nüchterne Wissenschaftler, oder sagen wir besser, eben jener Mechaniker. Die Wissenschaft hat begonnen, das Ende des Zeitalters zu verkünden. Nicht der dichterische Seher, der Besessene, der gläubige Mensch hat das getan, sondern im Gegenteil: der Mathematiker! Der Mathematiker hat den entscheidenden Vorstoß gegen die Grundlagen unseres heutigen Wissens geführt. Gesetze von Zeit, Raum, Zahl und

Maß hat nicht der religiöse Seher und asiatische Apostel erschüttert, sondern der Skeptiker, der mathematische Formeln auf seinem Schreibtisch ausgerechnet und sie in dem Gesetz des Weltalls bestätigt gefunden hat. Wollen Sie etwa leugnen, daß die Vorbedingungen der Entwicklung, Katastrophen, die eingetroffen sind und eintreffen werden, von Menschen vorausgesagt worden sind, die, wie Mathematiker aus ihren Gleichungen, ökonomische Weltgesetze erkennen, zwangsläufig den Zustand der Umwandlung einer Gesellschaftsform in eine andere berechnen können? Von Marx haben Sie wohl noch nichts gehört, Genosse Thesius?“

Jetzt hörte Abermann zum erstenmal an diesem Abend den „Doppelgänger“ reden. Abel Hermann sprach in einer Abermann überraschenden, dezidierten und klaren Art: „Wir sind wenige, aber vielleicht gehören in der Tat doch welche, die hier unter uns sind, nicht zu uns. Sie, Pfister, scheinen das Wesen unserer Brüderschaft zu verkennen. Jawohl, Sie dürfen schmunzeln über diese mittelalterliche religiöse Bezeichnung einer Brüderschaft. Wir sind nicht da, um auf dem Wege des Verstandes und der Überlegung die Ausführung von Gesetzen zu unterstützen. Wir sind dazu da, etwas vorzubereiten, was vielleicht noch in weiter Zukunft zu liegen scheint, — und doch, wir wissen es, unsere Arbeit beginnt in diesen Tagen — diese Arbeit, die scheinbar einen Sprung über die Gegenwart bedeutet! Sie hat in Wahrheit schon am Tage unserer Mündigkeit begonnen.“

Pfister wurde ungeduldig. „Tatsachen bitte, Tatsachen, halten Sie sich an die Wirklichkeit, keine Phantasmagorien, Aktionen.“

Abel Hermann sprach weiter: „Der Sinn und Leitsatz unserer Aktivität könnte durch ein Wort erklärt werden, das Wort von ‚dem Übel nicht widerstreben‘. Dieser Satz trifft ganz besonders zu, wenn wir uns die unaufhaltbare Katastrophe vergegenwärtigen, deren Anzeichen wir jetzt erleben. Jemand unter uns hat behauptet — es muß ja vor kurzem erst gewesen sein, denn wir sind heute zum drittenmal beisammen —, daß wir einen Orden vorstellen sollen, weil es sich bei uns um eine Neuordnung des Weltgefüges handelt. Die Bezeichnung ist nebensächlich. Wir können uns auch füglich eine Brüderschaft nennen. Weil wir im Zeichen des Weltunterganges stehen, dürften wir uns gut eine apokalyptische Brüderschaft nennen, was indes nur nach außen gerichtet sein könnte. Aber diese Berufung auf die Apokalypse sollte Menschen wie Sie, Pfister, abschrecken, jawohl, denn der Sinn, der uns zusammenführt, ist in der Tat ein religiöser Zusammenhang. Die Signale, die aus den vier Himmelsecken, ich meine der Parteien, die sich rechts und links von uns ihre Disziplin geschaffen haben, ertönen, sollen uns nicht beirren. Wir wollen, jawohl, nach außen wirken, aber wir können es nicht anders als dadurch, daß wir uns einschränken. Mißverständnisse, wie sie heute hier, bei unserer dritten Zusammenkunft, auftauchen, Schwankungen, Denkfehler können nur ausgeglichen werden durch

intensive, beständige Fühlung einer immer aufs neue strenger und strenger durchgesehenen Gruppe, die zusammenhält, ein Gebilde darstellt so fest, daß es nicht erschüttert werden kann durch sei es, was immer auch außen geschehen könnte. Sie wird ihre Bestimmung erweisen, wenn der Orkan, der letzte Windstoß, das letzte Gewitter verhaucht sein wird. Eine Handvoll Menschen, ganz übereinstimmend, ist eine Macht. Wie ihr auch das Wort ‚Macht‘ auslegen möget, Freunde. Wir werden unsere Bestimmung erweisen, wenn der letzte Windstoß, das letzte Gewitter verhaucht sein wird.“

Thesius Stimme klang gequält: „Wie verstehst du das, Abel: erst nachher? Wir sollen die Neuerschaffer der Welt sein nach der Apokalypse? Wie denkst du dir das — sollen wir uns bis dahin verkriechen, verkrümmeln? Wie stellst du dir das vor, was sollen wir denn tun?“

Ohne die Stimme zu heben oder zu senken, fuhr Hermann fort: „Es ist unnütz, darüber nachzudenken, ob wir selber, die eine Brüderschaft wie diese formen sollen, unser physisches Leben in der Katastrophe, die bevorsteht, verlieren werden oder nicht. Die Verantwortungsvollsten, das ist: zugleich die Mutigsten und die Reinsten der Brüderschaft, werden vermutlich schon vor der Katastrophe untergehen, zerschlagen und getötet werden von jenen Vorbereitern der Katastrophe, denen ja der Opferwille eines Menschen ein Dorn im Auge ist, ein störendes Element ihrer Geschäfte oder Berechnungen,

wie man's nennen will. Denn eine Verbrecherherrschaft, von deren Ausmaß heute noch kein Begriff besteht, bereitet sich vor. Diese blutige Epoche der Zivilisation ist schon zerschlagen von ihr, schon am Rande der Vernichtung! Aber die Furcht vor dem Weltgeschehen, diese kosmische Furcht, so will ich das nennen, muß überwunden werden. Wir müssen, ohne Beschönigung, ohne Übertreibung, durch die klare Anschauung einer Zukunftsepoche, die das Ineinanderschmelzen von Klassen und Parteien bewirken wird, in uns selbst zuerst die Auflösung des Individuums in die verantwortliche Gemeinschaft vorbereiten!“

Man hörte einen Ausruf, dem andere folgten: „Die kommunistisch sein wird!“ Pfister rief, alle über-tönend: „Die die Taktik und Disziplin der kommunistischen Internationale schon heute vorbereitet! Umsonst jeder Widerstand, jeder Umweg! Wahn! Im Grunde seid ihr Individualisten — der religiöse Mensch — jeder einzeln mit seinem Gott verbunden!“ Hermann fuhr fort: „Daß die Welt der Übriggebliebenen, derjenigen, die das Gewitter überdauert haben, nach der Vernichtung dieser heutigen, in Schichten, Rassen und Interessengemeinschaften zersplitterten Gesellschaft — daß nach Ablauf jener unbestimmten Epoche der bevorstehenden Weltanarchie . . .“

„Weltanarchie? Weltrevolution! Weltrevolution! . . .“ — „ . . . daß nach Ablauf jener bevorstehenden Anarchie die Welt der Übriggebliebenen

kommunistisch sein wird, diese Überzeugung muß als Voraussetzung für unsere Brüderschaft angesehen werden! Die Vereinigung aller arbeitenden, gleichberechtigten Menschen der Erde ist die Voraussetzung dafür, daß eine Religion, daß Menschheitsgläubigkeit die Macht über die Zukunft erlange!“

Pfister sprang auf; mit Zeichen der Ungeduld streckte er seine Fäuste ins Kerzenlicht. „Ich glaube jetzt zu erkennen, weshalb ihr euch hier in der böhmischen Brüderschaft eingenistet habt. Wir, die wir für die Zukunft kämpfen — es ist nicht eure Zukunft! —, wir haben diese kindische Religionsideologie schon in der Pubertätszeit überwunden! Ich will mit erwachsenen Menschen zu tun haben. Ihr habt ja die primitivsten Vorstellungen von menschlicher Gemeinschaft, von Disziplin, Einigkeit; euer Kommunismus scheint ja urchristlicher Katakombenkommunismus zu sein, ihr Gottgläubigen, es ist ein klägliches Anblick, hier um ein Bett herum vereint zu stehen und Niedergangssymptome an kräftigen, erwachsenen Menschen wahrzunehmen.“

Alle schwiegen. Pfister, der erwartet hatte, zum Bleiben aufgefordert zu werden, machte sich um seinen Hosenriemen zu schaffen und sprach: „Ich gehe. Ich verlasse jetzt diese Versammlung von Untätigen, von Katakombenchristen, um nicht zu sagen Betschwestern. Ihr seid ungefährlich, meine Lieben. Ich werde euch nicht denunzieren, denn ihr seid unschädlich. Nicht das Gewitter, von dem ihr hier sprecht, und nicht die kosmischen

Elementarkatastrophen — ein Hauch wird euch zu Boden strecken, und ihr werdet gar nicht bemerken, daß ihr nicht mehr seid. So wie ihr heute noch von dem Wahn besessen seid, daß ihr auf einer Welt lebt, die sich in der stürmischsten Umwandlung befindet, ihr Überspringer der Zeiten. Mit dem innigen Wunsch, ihr möget euch bei eurem Sprung nicht den Hals brechen, verlasse ich das Lokal.“

Rasch zwischen den auf dem Boden Sitzenden hindurch stapfend entfernte sich Pfister. Man hörte die Gartentür zuschlagen.

Abel Hermann fuhr fort: „Hält man erst Umschau nach Menschen unserer Gesinnung, so wird man niedergeschlagen durch den Mangel einer klaren Vorstellung von dem, was kommen wird. Die Grundlage für die Zugehörigkeit ist — das müssen wir erkennen — allein das innere Gesicht. Die Vision!! Erörterungen, praktische Vorschläge, Darstellungen von Erkenntnissen und des Weges, auf welchem man zu ihnen gelangt, tun not! Immer engerer Zusammenschluß, sich verstehen, Einzelne, Gruppen zusammen, die Kritik muß herausgefordert werden. Es gibt Institutionen, politische Parteien, die in ihren Bestrebungen heute schon dem erwünschten Zustand einer zukünftigen Gesellschaft Vorbereitung leisten. Ja, die in ihrem Zusammenschluß dieser schon nahegeklommen zu sein scheinen. Die Kritik lebendigster, wirklichster Revolutionäre muß herausgefordert werden, sogar des Typus Pfister! Daß er fortging, beruhigt mich indes. Er bewies damit nur:

Ego—das Zentrum, trotz allen Getues. Vom Bestehenden ausgehend, auf der Wirklichkeit fußend, doch hinüber wollen — Phantasie, Phantasie ist vonnöten! Sich hineinversetzen können in die Erfordernisse von Zeitläuften, jener, die später kommen werden! Die moralische und materielle Entwertung der Menschen durch den gegenwärtigen Zustand hat die ursprünglichen Gegensätze von Gut und Böse, von Göttlich und Untermenschlich doch nicht vernichten können. So viele Epochen katastrophaler Erschütterungen — das Menschengeschlecht hat sie alle überstanden, überdauert. Uns verbindet Eines: ob jeder von uns die Zeit und ihre Folgen begreift oder nicht begreift. Ob diesem und jenem unter uns die Entwicklung der Menschheitsidee am Herzen liegt. Jugend muß ihre eigenen Wege gehen, gereifte Menschen mit Erfahrung und Unterscheidungsvermögen aber, die Lebensabschnitte überschauen können und durch ihre Erkenntnisse nicht entmutigt worden sind, sondern klar und konsequent, nicht von der Asche der Einsicht zugedeckt oder erloschen — wir sind eine Bruderschaft wie jene flämische, die sich zur Zeit schrecklicher Epidemien bewährte. Eine Bruderschaft der Apokalypse, die Erfahrung kontrolliert durch die Vision, nicht allein jener bevorstehenden Zukunftsepoche, sondern einer Vollkommenheit des Gesellschaftsgefüges unter intensiv gegenwärtigen Bedingungen. Einmal, wenn die Giftschwaden sich verzogen haben werden, dann werden zerstörte Kontinente in Erscheinung treten, Hunger,

Vernichtung, Seuchen. Entvölkerte Gebiete, durch die entsetzte Menschen mit Wolfsgeschrei irren, Banden, räuberisch nach Beute aus. Auf Trümmern aus Irrsinn und Verzweiflung, aus dem Grauen über nicht mehr Gutzumachendes, aus der Erkenntnis aber, daß es wieder die Verderber sind, wieder die Nutznießer der Zerstörung, die die Trümmer der Welt nach Macht durchsuchen wollen — wird sich dieses geheime Feuer, das in uns heute schon wach ist, emporrichten, denn Wahrzeichen der Gerechtigkeit brennen heute schon in einigen Lebenden!“ Hermann beugte sich zu dem kleinen Knaben nieder, der zu seinen Füßen auf dem Boden saß. Er strich dem Kind, das, wie es schien, fassungslos und lautlos in sich hineinschluchzend, gekrümmt dasaß, über die Haare. Der Atem des Kindes ertönte lauter.

Der kranke Blinde sprach: „Du hast recht, Hermann. Aus unserem Gehirn, aus unserer Vorstellungswelt muß so vieles verschwinden. Wie viele Begriffe sind in uns bis zur Unkenntlichkeit verzerrt, gefälscht, durch zu langen Gebrauch, Mißbrauch, zerstört worden. Sieh dir nur das Wort Disziplin an, Jüngerschaft! Was verstehen Menschen heute unter Gleichheit, Freiheit, Demokratie, Pazifismus, — ja, wir haben es bemerkt, was unter Religion? Die Macht nicht zu vergessen! Nein, die Macht, die Macht nicht zu vergessen! Nicht nur dem Verderber, wie du ihn vorausgesehen hast, dem Nutznießer der Zerstörung, der nicht nur Nutznießer, sondern

zugleich Hervorrufener der Zerstörung ist, muß das Handwerk gelegt werden — auch jene zerstörten Begriffe und Vorstellungen, denke nur an die Macht, die Schuld an allem ist: der Begriff der Macht muß in klarer Aufrichtigkeit, kristallklar und durchsichtig, hinübergerettet werden. Dorthin, wo alles von neuem anzufangen sein wird. Wie die in Moskau von Zeit zu Zeit ihre Partei säubern, so müssen wir unsere Begriffe, unser Gehirn, unsere Herzen säubern, es ist an der Zeit! Eine Ansammlung von Menschen, die heute schon erfüllt sind von Wahrheit und Aufrichtigkeit, kristallklar und durchsichtig, sind wir das? Sind wir das? Ich, o meine Freunde, lebe in einer fiktiven Welt, aber ich sehe vielleicht darum klarer als ihr. Es ist kein Gebrechen, es ist eine Seligkeit, von der Natur bestimmt zu sein, in sich selber zu versinken, die Außenwelt völlig ausschließen zu können vor dem, was du, Hermann, das innere Gesicht genannt hast!“

Bis hierher hatte Gast geschwiegen, der Maler, jener Mensch, den Abermann gleich zuerst, als er eingetreten war, unter den Anwesenden erkannt hatte. Gast, der seine Kunst aufgegeben hatte, um dem Proletariat zu dienen. Er wußte, warum er die Worte zu sprechen berufen war, die er jetzt sprach. Noch immer war er derjenige unter den hier Anwesenden, der am engsten mit der Welt der sichtbaren Erscheinungen zusammenhing. „Das innere Gesicht, Bruder Weinschenk, tut not, jawohl. Unter den Begriffen, die, wenn sie nicht ganz verschwinden,

doch sicherlich ihre Unwesentlichkeit in der Katastrophe erwiesen haben werden, schon darum, weil sie keinerlei Einfluß auf die Verhütung der Katastrophe gehabt haben, sind unsere gegenwärtigen Begriffe von Schönheit, Kunst, Lebensfreude, Lebensgenuß, ja Komfort — Begriffe dieser versinkenden Welt. Es ist auch nebensächlich, ob unsere Vorstellungen von der Unumgänglichkeit technischer Errungenschaften in der Gemeinschaft der Zukunft weiterbestehen sollen oder nicht. Die Kunst hat abgewirtschaftet, nur eine Hülse bloß. Blut, Tränen und Schlamm werden sie hinwegschwemmen aus dem Bewußtsein der Menschen. Wir können nicht voraussehen, ob eine neue Kunst oder Lebensfreude im Menschen entstehen wird oder ob nicht. Nichts können wir dazu tun. Eine neue Form der Kunst muß sich wie eine neue Religiosität in dem Menschen entwickeln, Ethik, Metaphysik, das ist sicher. Ich weiß es“, schloß er, seine Stimme senkte sich wie vor Scham, „und wir auch, die wir hier beisammensind, tragen sie bereits in uns.“

Abermann erinnerte sich nicht, daß Abel Hermann ihm von diesen Dingen, die hier beim Schein der flackernden Kerze ans Licht getreten waren, die geringste Erwähnung getan hätte. Hermann hatte lediglich von einer kleinen Menschengemeinschaft gesprochen, die ein Ineinanderschmelzen der heute getrennten Gesinnungen, sozusagen über den

Parteien, bezweckte. Einige Male schon, während er den Ausführungen dieser Menschen zugehört hatte, skeptisch zuweilen, zuweilen hingeeben, hatte er eine Frage leise an seinen Nachbarn richten wollen. Je mehr er aber hörte und sah, um so ferner wich die Frage aus seinem Gedächtnis. Er hörte und sah. Eine Bresche öffnete sich durch die Wirklichkeit in die Zukunft. Etwas sank in ihm in Vergessenheit, fast in einen Abgrund. Zugleich erhob sich etwas Verschüttetes, Übertöntes, lange Niedergehaltenes aus seinem Wesen empor, aus seinem tiefsten gequälten Ich — und das, was zwischen diesen beiden Polen lag, jawohl, er verstand es, es konnte nur übersprungen werden! Zwischen der Qual seiner Einsamkeit, den Verschüchterungen jenes Einfältigen, die er auf einem großen, breiten Papierblatt aufnotiert hatte, um das Blatt dann, als es vollgeschrieben war, zu vernichten — und dieser anderen Vision, die sich aus den Reden in diesem dunklen Raum auftat, das fühlte Abermann tief und wahr — lag ein vertanes Menschenleben; seines. Er wendete sich zum Doppelgänger. Er blickte ihn an, weil er glaubte, Abel Hermann wollte ihn, wie schon ein-, zweimal an diesem Abend, nach etwas befragen, aber er vernahm keine Frage, sondern fühlte nur den Atem des Menschen über sein Gesicht, seine Haare hinwegstreichen, fast wie einen Kuß. Und nun geschah das Unerwartete.

Der kleine Knabe stand auf. Seine Tränen waren getrocknet. Er stand vor dem Tisch. Die

niedergebrannte Kerze flackerte leise und beleuchtete die geschlossenen Augen des Kindes. Wie war es in diese Versammlung gekommen? Gehörte es zum Haus, oder was war die Ursache, daß es hier sein konnte und geduldet wurde?

Einmal hatte sich das Kind auf der Straße des Blinden angenommen, als Weinschenk über den Fahrdamm gehen mußte und keiner in der Nähe war, ihn zu führen. Das Kind hatte einige Fragen an den Blinden gestellt, kindliche Fragen, die aber den Blinden bewogen hatten, das Kind zu sich zu laden. Die Freundin Weinschinks, die junge Frau, die an dem Kopfende seines Bettes saß, hatte die näheren Lebensumstände des Kindes erkundet. Es war eine Waise und wohnte bei seinen Pflegeeltern, die es redlich und treu behüteten. Die Leute hatten Angst vor dem Kinde, das war offenkundig. Sie hielten es für frühreif, aber das war es nicht. Es war ein Geist in dem Zehnjährigen, der sich nicht nur durch unerwartete Fragen äußerte, nicht nur durch überraschende Handlungen, sondern es lebte offenbar in dem Kinde etwas Hellsehendes, etwas, das es nicht nur über seine Altersgenossen, sondern über reife und überlegene Menschen zu erheben schien. Eine kleine empfindliche, lodernde Flamme schien es zu sein, Güte und Verstand, was die Pflegeeltern, diese einfachen Menschen, der Mann war Kunsttischler, die Frau ging in Häuser,

um zu waschen und zu bügeln, nur auf eine landläufige Art auszulegen wußten: der Knabe zeigte die Merkmale eines Lebens, das sich früh in sich selber verzehre. Die Zartheit, mit der sie das Kind behüteten und ihm seine bescheidenen Wünsche erfüllten, war durch die Ehrfurcht hervorgerufen und bedingt, die Menschen einem hilflosen Wesen angedeihen lassen, von dem sie ahnen, daß es bald sterben werde.

Der kleine Karl stand also da, mit gefalteten Händen, geschlossenen Augen und emporgerichtetem Kopf, und sprach:

„Warum wird uns in der Schule gelehrt, daß die zehn Gebote es sind, auf denen wir unser Leben erbauen müssen? Ich gehe mit den Eltern zuweilen in ihre Betstunde. Die haben in Wilmersdorf ein Lokal, wo zweimal in der Woche Bibelstunde abgehalten wird, und da nehmen sie mich zuweilen mit, und ich muß dann, wenn wir zu Hause beim Kaffee sind, sagen, was ich von der ganzen Sache . . .“
Das Kind stockte und suchte nach einem Ausdruck . . . „was ich mir von der ganzen Sache gemerkt habe. Da ist ein Gebot, das heißt: Du sollst nicht töten! Aber in der Bibelstunde mit den Eltern, da wird aus dem zweiten Buch Mosis die Stelle vorgelesen: Wer einen Menschen schlägt, daß er stirbt, der soll des Todes sterben! Wie nun aber: im Kriege haben die Generäle den Soldaten befohlen,

den Feind zu töten. Und die ihr Vaterland lieben, oder die so sagen, daß sie das Vaterland lieben, sie haben es gewußt, daß man um des Vaterlandes willen den Feind töten muß? Aber die Generäle sind alle lebendig nach Hause gekommen, und viele sind nacheinander in ihrem Bett gestorben. Das ist ja nicht der Sinn: wer einen Menschen schlägt, daß er stirbt, der soll des Todes sterben! Der Sinn ist ja vielmehr: man müsse jene Menschen töten, die den Befehl geben, andere Menschen zu töten. Das heißt: zu schlagen, damit die anderen Menschen sterben. Es ist also ein Widerspruch. Darum müßte man das Gebot aus den zehn Geboten wegstreichen. Denn es ist notwendig, einen Menschen zu töten, damit er nicht den Befehl geben kann, daß hunderttausend andere geschlagen werden, damit sie sterben. — Und dann ist noch ein Gesetz da, das muß gestrichen werden: Du sollst nicht stehlen! Denn wir sehen allenthalben, der Reichtum der Reichen kommt vom Diebstahl. Und die Reichen sind die, die in die Kirche gehen, nicht in unsere Betstunde. Aber leider bei uns sitzen lauter arme Menschen und verstehen nicht, daß dieses Gebot falsch ist, weil die Reichen sie bestohlen haben. Denn die Armut der Menschen kommt daher, daß den Armen verboten wird, das zurückzunehmen, was die Reichen ihnen gestohlen haben. — Und da steht, das habe ich mir aus der Bibelstunde mitgebracht, das Gesetz im zweiten Buch über die Leibeigenschaft: So du einen Knecht kaufst, der soll dir sechs Jahre dienen, im siebenten

aber soll er frei ausgehen, umsonst! Wenn da steht: umsonst, dann ist der Knecht also eine Ware, die man sechs Jahre lang benutzt hat. Man hat einem Menschen sechs Jahre seines Lebens gestohlen, und im siebenten soll er frei ausgehen, umsonst. Und da steht auch, daß du nicht gelüsten solltest deines Nächsten Haus und deines Nächsten Weibes, noch seines Knechtes, noch seiner Magd, noch seines Ochsen, noch seines Esels, noch alles, das dein Nächster hat.“ Das Kind sprach dieses Wort „hat“ so stark aus, daß in diesem einen Wort alles enthalten war, was zu erklären es infolge seiner Jugend noch nicht vermochte, nur fühlte.

Während das Kind gesprochen hatte, war die Kerze ganz heruntergebrannt. Mit einem Zischen erlosch der Docht im Stearin, das auf den Tisch niedertropfte. Weinschenk tastete nach der Hand der jungen Frau, die an dem Kopfende seines Bettes saß, und wies, als könnte er sehen, daß es dunkler geworden war im Zimmer, vor sich hin. In seinem Gefühl hatte er den erloschenen Sinn umgewandelt und aufgefangen — oder merkte er der veränderten Stimme des Kindes an, daß es im Dunkeln weiterzusprechen begonnen hatte?

Die junge Frau stand auf, ging in die Küche, kam zurück und sagte leise: „Es ist kein Licht mehr da und in der Petroleumkanne auch kein Öl.“

Als hätte es sein bescheidenes Maß pflichtgetreu erfüllt, trat das Kind zurück, setzte sich auf seinen Platz und schwieg. Da sprach Thesius zu dem

Kinde. Es war ja bekannt, daß er, der ehemalige Offizier, eine Wandlung durchgemacht hatte. Vor Jahren schon war er einmal wegen Störung des Gottesdienstes aus dem Dom verwiesen worden. Das war gelegentlich einer Gedächtnisfeier für die im Kriege Gefallenen geschehen. Ein Divisionsgeistlicher hatte auf der Kanzel gestanden, um die Gedächtnisrede zu halten. Seither hatte Thesius verschiedene Broschüren veröffentlicht und sie selbst vor den Kirchen in den Arbeitervierteln des Nordens und Ostens verteilt. Aus diesen Heften sprach eines naiven Menschen Glaube, der durch ein ganzes Leben lang wie ein kleines Licht wach geblieben war und nicht durch Erfahrungen, nicht durch Reife, auch nicht durch Niederlagen und Widersprüche des Gefühles erstickt werden konnte.

Es war seltsam, den ältlichen Mann jetzt das Kind „Bruder“ nennen zu hören. Thesius sprach mit dem Kinde wie mit einem Erwachsenen. Wer sollte auch Weiseres über die zehn Gebote aussagen können als ein Kind, das sie vor kurzem erst zum erstenmal vernommen hatte? In eine Zeit hineingeboren, in der alles ringsherum diese Gebote Lügen strafte? Thesius sprach in der Dunkelheit. —

Draußen vor dem Tor des Vorgärtchens verabschiedeten sie sich dann mit kurzem Händedruck. Beim Blinden war allein die junge Frau geblieben.

An der Straßenecke unter der Bogenlampe trennte sich Harry von Abel Hermann. Der Tag der nächsten Zusammenkunft war ungewiß.

In der Nacht zum Montag hatte Harry einen seltsamen Traum. Jene Gefangenen aus Tegel, die aus ihren Zellen ausgebrochen waren und die man, wie die bürgerlichen Zeitungen erschrocken meldeten, noch immer nicht eingefangen hatte, erschienen dem Schlafenden in Gefängnistracht, und zwar in jenen zebraartig gestreiften amerikanischen Drillichgewändern, die in Filmen wiederholt abgebildet worden sind. Im Traum sah Harry die Schar der Gefangenen in elendem Trott im Kreise, unten im Hof, dann über die Treppe hinauf, jeden in sein eisenklirrendes Grab zurücktrotten. Jeder von diesen ausgelöschten Menschen war in seiner eigenen Zelle eingeschlossen. Aber plötzlich erschien ein Rudel von erregten, stürmisch bewegten Menschen, vorerst jeder in seiner streifigen Tracht, unten zu Füßen einer turmhohen Mauer, ganz frei! Wie war es möglich; wie hatten diese Menschen es fertiggebracht, die Mauer zu übersteigen, ins Freie zu gelangen? Sie waren frei: das fühlte der Schlafende, tief und beruhigt. Sie atmeten alle, tief und ruhig, wie glückliche Menschen, die endlich den Alp der Einsamkeit von sich geschüttelt hatten.

Auch jetzt trugen sie eine Art Uniform. Es war aber keine von jener Art, wie sie dort drüben innerhalb der Mauern üblich war, ihnen aufgedrängt, damit man sie hier draußen, wo sie jetzt in Freiheit waren, sofort als entsprungen erkennen, sie dann zusammenfangen und wieder in ihre Zellen bringen oder ihre Leichen, vorsichtig der Tracht entblößt, die man

noch gut gebrauchen konnte, auf einem Leiterwagen nach dem Schindanger an der gekalkten Mauer befördern könne.

Alle standen sie jetzt beisammen, hier im Freien, und sie schienen sich zu beraten. So nahe beim Gefängnis, am Fuß der turmhohen Ziegelmauer, standen sie beisammen, von ihrem Sträflingsleben kaum durch etliche Meter breit getrennt, frei und mit stürmisch geröteten Menschengesichtern. Und niemand dachte daran, sie zu verfolgen. Und niemand schritt oben den Grat der Mauer entlang. Niemand richtete Flintenläufe, Revolvermündungen, Maschinengewehre auf die Entwichenen.

Sie hatten sich ja, jeder aus eigenem Antrieb, jeder aus der Haft seiner Zelle befreit. Eine kleine Gruppe von freien Menschen war beisammen. Sie kannten sich kaum. Die ewige Runde im Gefängnis-hof hatte es bewirkt, daß jeder vom anderen nur den Rücken kannte, keiner dem anderen je ins Gesicht geschaut hatte. Jetzt erst, in der Freiheit, sahen sie sich, nach Jahren der Einsamkeit, ins Gesicht. Sie waren nun erst, in der Freiheit, im Anblicken eines des anderen, eine Gemeinschaft geworden.

Noch während der Sekunden des Aufwachens fragte sich Harry: Wo befinden sie sich heute, die Brüder, jene aus dem böhmischen Dorf? Wo ist The-sius, wo der Maler, wo Witt, der geschwiegen hatte, wo Hermann. Wo ist Weinschenk und wo Karl. Es war noch dunkel, die Magd hantierte schon in der

Küche. Er sagte ihr, er werde wohl für einige Tage fortgehen. Sollte jemand kommen und nach ihm fragen: er sei verreist.

Das, was jene tun, werde ich auch tun. Sind sie auf der Straße, werde ich bei ihnen sein. Er erinnerte sich dieser Resignation, die ihn vor Tagen, ehe er dem Doppelgänger begegnet war, übermannt hatte. Sie hatte sich in ihr Gegenteil verwandelt. Eines war sicher. Ob ein Einzelner, ob die Gesamtheit machtlos und ohnmächtig der Strömung, die die Flut heranschwemmte, gegenüberstand, man mußte sich mit jenen, ob sie allein, verstreut, ob sie in einer Gruppe beisammenstanden, ob sie inmitten der Masse waren, die jetzt aus den Häusern auf die Straße herausgeströmt oder in den Torwegen lauend und zum Äußersten bereit verharrte, man mußte sich mit ihnen identifizieren. Das eine war sicher. Dies Gefühl drängte stürmisch ins Freie.

Harry blickte sich in seinem Zimmer um, als ob er von den Gegenständen, die sein tägliches Leben umgeben hatten, von seinen Büchern, die sein Leben ausgemacht hatten, von der Atmosphäre dieser vier Wände, von der Ruhe und der Qual des durch die vier Wände eingefriedeten Lebens sich loslösen, sich lossprengen müßte. Die Magd hatte zur frühen Morgenstunde schon das Frühstück bereitet. Er nahm eine Tasse Tee zu sich, verriegelte dann die Tür und blieb vor dem Bücherschrank stehen.

Die traumhafte Geste, die sich aus schlaflosen Nächten bewahrt hatte, wiederholte sich jetzt: dies Auseinanderwerfen der Arme, dieses schmerzhaft Hineinpressen der Handflächen, der Stirn, des Körpers in die scharfen Kanten der Bretter, aus denen die Regale zusammengesetzt waren. So entstand wie schon oft: der gekreuzigte Mensch. Die Wundmale an der Stirn, den Handflächen, dem Kinn, der Brust und dem Geschlecht. Noch auf der Treppe spürte er den Druck der kantigen Stellen scharf auf seiner Haut, in seinen Muskeln und tiefer in den Nerven.

Im Stockwerk unter seinem Zimmer hörte er laute Stimmen durcheinander reden. Hier waren während der letzten Tage neue Mieter eingezogen. Ein Grammophon schnurrte in dieser frühen Morgenstunde. Mit der Ruhe der vier Wände, oben, über diesem Durcheinander von Stimmen erwachsener Menschen, Kinder und der unwirklichen des Grammons, ist es nun zu Ende. Aber rasch, wie er aufgetaucht war, war der Gedanke an diese Gefahr verweht. Es war Harry, als er über die Treppe hinunterschritt, als ob dort drinnen ein Gruß an den heller werdenden Tag ertönte. Einen Augenblick lang blieb Harry auf der Treppenstufe stehen. Ja, das war Carusos Stimme, ein neapolitanisches Volkslied! So früh am Morgen Caruso. Er mußte lächeln. Plötzlich erinnerte er sich an die Nachbarin auf dem Schiff, die oft im Morgengrauen sich von Caruso hatte vorsingen lassen! Einmal an einem stürmischen Morgen hatte er gehört, wie der Apparat, vom Schaukeln des

Schiffes jählings vom Tische gerissen, mitten in einer wundervoll aufstrebenden Passage mit einem Krach an die gemeinsame Kajütenwand geschleudert worden war. Er blieb lange stehen, fast in Schlaftrunkenheit zurücksinkend, bis das Lied in der Wohnung, in der die lauten Menschen hausten, verklungen war und nur das Durcheinander der Stimmen zu hören blieb. Wie den Eindruck von seinem Bücherregal in den Nervenspitzen, nahm er Carusos Melodie mit sich auf die Straße.

Es war noch früh am Morgen. Doch war eine stärkere Bewegung in der sonst um diese Zeit nur wenig belebten Straße zu merken. Ein paar Hausfrauen mit Netzen in der Hand, ein Straßenfeger, ein paar ältere Leute, Handwerker, die aus ihren geöffneten Läden hervorgetreten waren, hatten sich vor einer Litfaßsäule angesammelt, auf die während der Nacht ein mächtiges Plakat geklebt worden war.

Oben an dem Rand des Plakates standen die Worte: „Auf zum Protest!“ mit besonders fetten Lettern gedruckt. In der Mitte des Plakates stach aus dem Text das ebenso fettgedruckte Wort: „Macht!“ hervor. Unten war, nach der Aufforderung der Sozialdemokratischen Partei, eine Liste von Namen gedruckt, die wahrscheinlich die Bevölkerung zur Aktion in dieser letzten Stunde, ja in dieser letzten Minute anspornen sollte! Diese Namen aber waren die Namen eben jener, die seit dem Ende des Weltkrieges

die Macht der Arbeiterschaft durch Kompromisse geschwächt, geschändet und verraten hatten. Harry las die Namen in halblautem Ton von dem Plakat. Die Leute, die neben ihm vor der Litfaßsäule standen und das Plakat lasen, blieben stumm. Es waren abgearbeitete, müde, in der Not des täglichen Lebenskampfes stumpfgewordene Menschen. Keinem von diesen Männern und Frauen fiel ein Wort von den Lippen, das das Bewußtsein des Verrates, der verlorenen Macht, der Verelendung der Arbeiterschaft bewiesen hätte.

Wartend stand Harry eine Weile an der Litfaßsäule. Die Geschäftsleute trollten sich in ihre Läden zurück. Die Hausfrauen schlurften mit ihren Netzen davon.

Neue Leser standen vor der Säule. Unter ihnen waren Beamte, die in die Versicherungsanstalt unweit der Straße zu ihrem Dienst eilten. Auch sie lasen die Aufforderung zum Protest und die Namen jener, die sie in letzter Minute zum Protest aufriefen. Eifrig, um zur Minute in ihren Ämtern anzukommen, beschleunigten sie ihre Schritte. Eilten stumm davon.

Harry wartete an der Ecke auf den Omnibus. Ein Mann saß neben ihm. Harry las eine Schlagzeile gleich am Kopf des Blattes, das der Mann in der Hand hielt. Harry war's, als wehe ein kühler Windzug über sein Gesicht: er las die Namen Weinschenk und Witt und daneben den eines Knaben, der in Zungen redete — auf dem Hof der Winzentwerke.

Der Omnibus nahm einen ungewohnten Weg quer durch Seitengassen herum. Der Schaffner meldete in den Wagen hinein, Straßen seien gesperrt, das Waterloo-Ufer von der Reichswehr besetzt.

Wo wohnte Hermann? Vielleicht war jemand in Weinschenks Wohnung geblieben? Vielleicht die Genossin? Er wollte zu ihnen. Das Kind? Man hatte es wohl gleichzeitig mit dem Blinden verhaftet? Ein Blinder und ein Kind gegen die Sintflut! Wohin war die Mahnung zur Untätigkeit! Was tat Witt? War die Atmosphäre der Gemeinschaft notwendig, um solche Gedanken wie den der unmöglichen Auflehnung wachsen und laut werden zu lassen?

Ein Zug von Arbeitern, stumpf, scheu, wie von schlechtem Gewissen belastet, drückte sich vor dem Omnibus über den Fahrdamm. Die Gefährten, die Brüderschaft . . . wohin jetzt?

Er hörte das Kind ekstatisch reden. Das blonde Köpfchen streicheln! Sich zwischen das Kind und diese unwissende brutale Macht pressen, die sich jetzt, an dem Ufer, an den Straßenecken, stahlhelmbewehrt spreizte, unter Leinwanddecken verborgene Maschinengewehre.

Gelänge es nur, Thesius aufzustöbern. Er sah ihn noch, wie er während des Krieges ausgesehen hatte, in der Uniform, von dem Gefühl der Gemeinschaft mit den Soldaten belebt, die er, der Soldat, selber befehligt hatte, bis zur Revolte, in der er sich plötzlich von allen verlassen sah — jetzt hatte er ja die Gemeinschaft wiedergefunden. Wo befand sich Thesius? Ich

muß erfahren, wo Thesius in diesem Augenblick ist. Stürmisch fuhr es durch ihn, ja, er wußte es in diesem Augenblick: das war das Wichtige, er mußte erfahren, wo Thesius sich befand, mußte ihn suchen, aufstöbern.

„Geben Sie mir einen Augenblick Ihre Zeitung, bitte!“

Weinschenk verhaftet. Da stand es. — Das Kind? Der Knabe schien entkommen zu sein. In dem Bericht stand: Witt, Weinschenk, nicht der Name Hermann, nicht v. Thesius. Würden sie diesen fangen, Thesius, der ihnen so oft schon zwischen den Fingern entwichen war, den die mit den Stahlhelmen auf den Köpfen als einen Schädling und Renegaten ihrer Kaste, als Verräter so oft verfolgt, dann, als es ruhiger um ihn geworden war, vergessen, dessen Namen sie aber, sobald er in einem Zusammenhang mit politischen Aktionen auftauchte, von neuem in unvermindertem Haß bespion hatten? Thesius, auf der Flucht, immer auf der Flucht von einer Gemeinschaft zu einer neuen, ewig auf der Flucht von eingebildeten Idealen, waren sie zertrampelt, von ihren Hülsen hinweg jetzt, zu neuen, die sich aufrichteten, wieder zu neuen, und so immer fort, von Jahr zu Jahr, bis er in der kleinen Herde gelandet war, die sich in einem dunklen, armen Zimmer zusammengepreßt hielt, schon die Flügel der Vernichtung in den Lüften über Haus, Gärtchen, Dorf und Stadt und Welt hinwegstreifen fühlte.

Da — — da stand der Name Thesius. Aber sie hatten ihn nicht. Sie vermuteten nur, er stände bei

den Aufständischen, bei den Rebellen, den Streikenden. Wieder sollte die Suche, die Hatz beginnen. Da stand der Name v. Thesius.

Harry reichte dem Nachbar die Zeitung zurück. Der Schaffner trat ein.

„Alles aussteigen! Hier geht's nicht weiter!“

Es war der Eingang zur Hasenheide. Unter den Bäumen eine Art Biwak. Offiziere standen in einer Gruppe beisammen, hinter ihnen Mannschaften. Gewehre waren in Pyramiden aufgestellt. Eine Gulaschkanone. Aus einem Haustor zwei berittene Polizisten. Man mußte einen Umweg machen. Der Weg abgesperrt. Südwärts nach Tempelhof zu Kolonnenfeldgrau. Eine belagerte Stadt? Offenkundig war hier ein Herd der Unruhe, den man niederschlagen mußte, von dem die Rebellion losbrechen konnte. Wohin, über den Graben ins Feld??

Von einer Litfaßsäule hingen Fetzen. Hier war das Plakat der Sozialdemokraten heruntergerissen. Darunter der lächelnde, süße Kopf eines Filmsterns. Weit und breit nur scheu an den Häusern sich entlangdrückende Einzelne. Nirgends stand es, daß Ansammlungen verboten waren, doch lief instinktiv alles seines Weges, jeder scheu an dem anderen vorüber. Ein kleiner feiner Regen ging nieder. Harry spürte Schmerz in dem trüben Auge, in das etliche Tropfen vom Brillenrand niedergeprasselt waren. Er blieb stehen, nahm die Brille ab, rieb das Glas, über das die Tropfen liefen, bog den Hutrand nieder, damit das Wasser die Brille nicht mehr beflecke,

setzte sie auf. Er orientierte sich: welchen Umweg er zu machen hätte.

Was würdest du tun, wenn du noch zehn, noch fünf, noch zwei Jahre zu leben hättest? Offenkundig tut eins not, sagte er sich, völlig ohne Zusammenhang mit der Wirklichkeit — offenkundig muß man alles, was man ein Leben lang gefühlt hat, auf einen Nenner zu bringen trachten. Kein Platz mehr für Harmonie, ein Nenner tut not. So wie man mit einer Handbewegung das Resultat eines ganzen Lebens wegwerfen könnte, wie jenes zusammengefaltete und aufs neue zusammengefaltete Blatt, in den Ofen geworfen, in einem wilden Auflodern in Asche verwandelt worden war. Alles wegwerfen, damit das Letzte beginne.

Er tastete sich den Körper entlang an die Stelle, wo die kleine Dose mit dem Gift sonst in der Weste Platz gefunden hatte. Plötzlich erinnerte er sich daran, daß er doch auf diesen Gang die kleine Dose hätte mitnehmen müssen! Daß er sie vielleicht recht gut gebrauchen konnte. Zu Hause. Er hatte sie zu Hause vergessen.

Zwei Leute kamen auf Abermann zu.

„Hände hoch!“

Es waren zwei Offiziere aus jener Gruppe dort unter den Bäumen.

„Warum denn . . . Hände hoch!!“

„Sie haben zu schweigen.“

Er fühlte, wie die beiden seine eigene Gebärde nachahmten, seinen Körper abtasteten, oben in der Weste in den Stoff griffen. Sie hatten seine Gebärde gesehen, vermuteten Waffen. Die Hände klatschten auf seinen Körper nieder, so daß er wanken mußte. Trotzdem lächelte er, blickte den beiden lächelnd ins Gesicht. Die beiden waren Offiziere, zwei junge Leute, der eine wohl Student. Eine Narbe zog sich quer über die Wange von der Nase zum Ohr. Keine tiefe Narbe. Nicht im Kriege erworben, dazu war der Mann zu jung, eher auf der Mensur, Korpsstudent.

„Was haben Sie hier zu suchen“, frug der Student arrogant.

Harry antwortete nicht, sah dem Korpsstudenten unter den Stahlhelm in die Augen.

„Sie gehen den Weg zurück, den Sie gekommen sind.“

Harry sagte so ruhig er konnte: „Ich suche nach einem Weg. Ich habe in Neukölln zu tun.“

„Sie haben nichts in Neukölln zu tun. Auch haben Sie hier nicht zu antworten, sondern zu parieren. Sie gehen den Weg zurück, den Sie gekommen sind.“

Harry sagte ziemlich laut: „Wollen Sie endlich Ihre Hände von meinem Körper lassen?“

Aus der Gruppe, aus der die beiden zu Harry herbeigekommen waren, wendeten sich Köpfe. Ein älterer Offizier trat einige Schritte aus der Gruppe hervor, kam dann langsam näher. Auf halbem Wege blieb er mit vorgeschobenem Kopf stehen, hob eine Hand, richtete den Zeigefinger voraus, öffnete den Mund,

dann drehte er über seinem Stahlhelm die Hand nach hinten und machte mit dem ausgestreckten Finger die Gebärde: kommt doch! zu denen unter den Bäumen. „Kommt doch mal näher.“ Die anderen, es waren fünf, alles jüngere Offiziere, folgten dem Finger. Da stand die ganze Gruppe um Harry herum. Der Alte schob den Helm in die Höhe, blickte Harry aus geringer Entfernung ins Gesicht. Sein Mund war offen, die Zunge kam zwischen den Zähnen hervor, fuhr die Ober- und die Unterlippe entlang:

„Das ist ja . . . Eine Begegnung! Sind Sie das?“ Er schloß den Mund, schluckte, und dann mit hochrotem Gesicht: „Ja, Teufel noch mal! Dieser ist es!“ Dann sich zu den anderen wendend: „Dieser Kumpan war es, der damals, es war auf dem Platz vor der Oper, von uns gesprochen hat, von der moralischen Minderwertigkeit des Soldaten. Du warst es, Kumpan! Ich erkenne dich jetzt ganz genau! Du hast von der Kriegerkaste gesprochen, die man ausrotten müsse? Bluthunde sind wir oder Blutbürokraten? Man müsse uns ausrotten! Das hat der Kumpan gesagt.“

Einer von den jüngeren Offizieren blickte Harry aus nächster Nähe ins Gesicht. „Ich kenne ja diese Visage. Heißt du nicht Hermann? Ich kenne ja diese Visage von Versammlungen her.“

„Wer gibt Ihnen das Recht, mich zu duzen? Für Sie bin ich Herr Soundso!“

Der alte Offizier schlug Harry mit der Faust ins Gesicht. Der Hut flog ihm vom Kopfe, das Brillenglas

flog in kleinen Splittern zu Boden. Ein blutiger Streifen quer über das Lid des linken Auges. Instinktiv griff Abermann mit der linken Hand an Stirn und Wange, bedeckte das blutende kranke Auge. Seine rechte Faust fuhr blind auf die Menschen los, die vor ihm standen, in die Gesichter, auf die Stahlhelme. Im Nu waren Soldaten von hinten, von den Gewehrpyramiden, herbeigelaufen. —

Der Mensch auf dem Boden gab einen Laut von sich. Er klang wie „Mörder, Mör . . .“

Stiefel traten ihm ins Gesicht, auf die Brust. Geschrei. Zwei Uniformen knieten rechts und links an der Seite des Liegenden, zwei Revolvermündungen preßten sich ihm auf den Mund, auf die Brust. Der alte Offizier stieß beide mit dem Fuß fort.

„Keinen Schuß, was fällt euch ein?“

Nach einer Weile beugte sich der Offizier mit dem Schmiß über den Liegenden, über den zerquetschten Mund, in dem die eingeschlagenen Zahnstümpfe bluteten. Stand dann auf.

„Nicht mehr nötig.“ — — Er war Mediziner. —

Das Hemd mit Blutspritzern aufgerissen über der nackten Brust. Der junge Offizier, der Abel Hermann wiederzuerkennen geglaubt hatte, hob, wie Unrat, das Hemd mit zwei Fingern in die Höhe. Zwei Buchstaben waren in das Hemd gestickt: „H. A.“

„Das ist er doch gar nicht . . .“

„Einer wie der andere, schadet nichts.“ — —

Weit fort, durch kleine Seitenstraßen, marschierten Gruppen, Proletariergruppen stumpfundstumm; ohne Fahnen marschierten sie, wie sie es gewohnt waren, in der Frühe, wenn die Sirene erklang, die Zäune entlang zum Fabriktor zu marschieren. Ihr Tritt klang hart auf dem nassen Pflaster. Die an der Spitze des Zuges marschierten, horchten, ob von den Plätzen her kein Schuß zu hören sei.

Ende

★
Druck vom
Bibliographischen Institut AG.
in Leipzig

★

6567/48

18.-

Hinweise

Signatur A A 5088	Stok
----------------------	------

RS

Bub

AK

Titelaufn.

AKB

FK

Dr. Proxa

B

Bio K

Bild K

SWK

Sonderstandort

Signum

Ausleihe-
vermerk

III 9.280 JH-G 80/62

X



Ungültig

1A 5088

SLUB DRESDEN



3 4788819